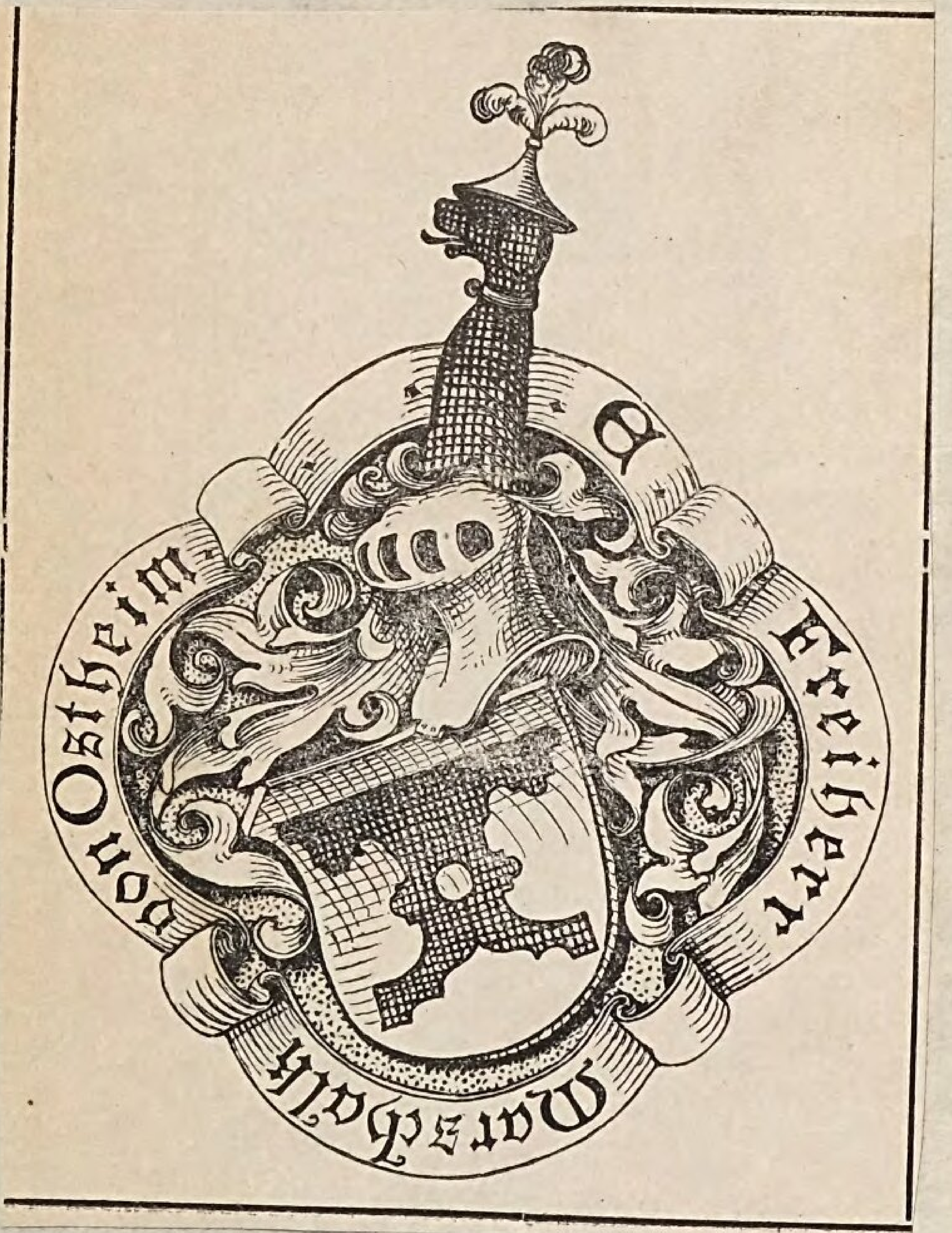
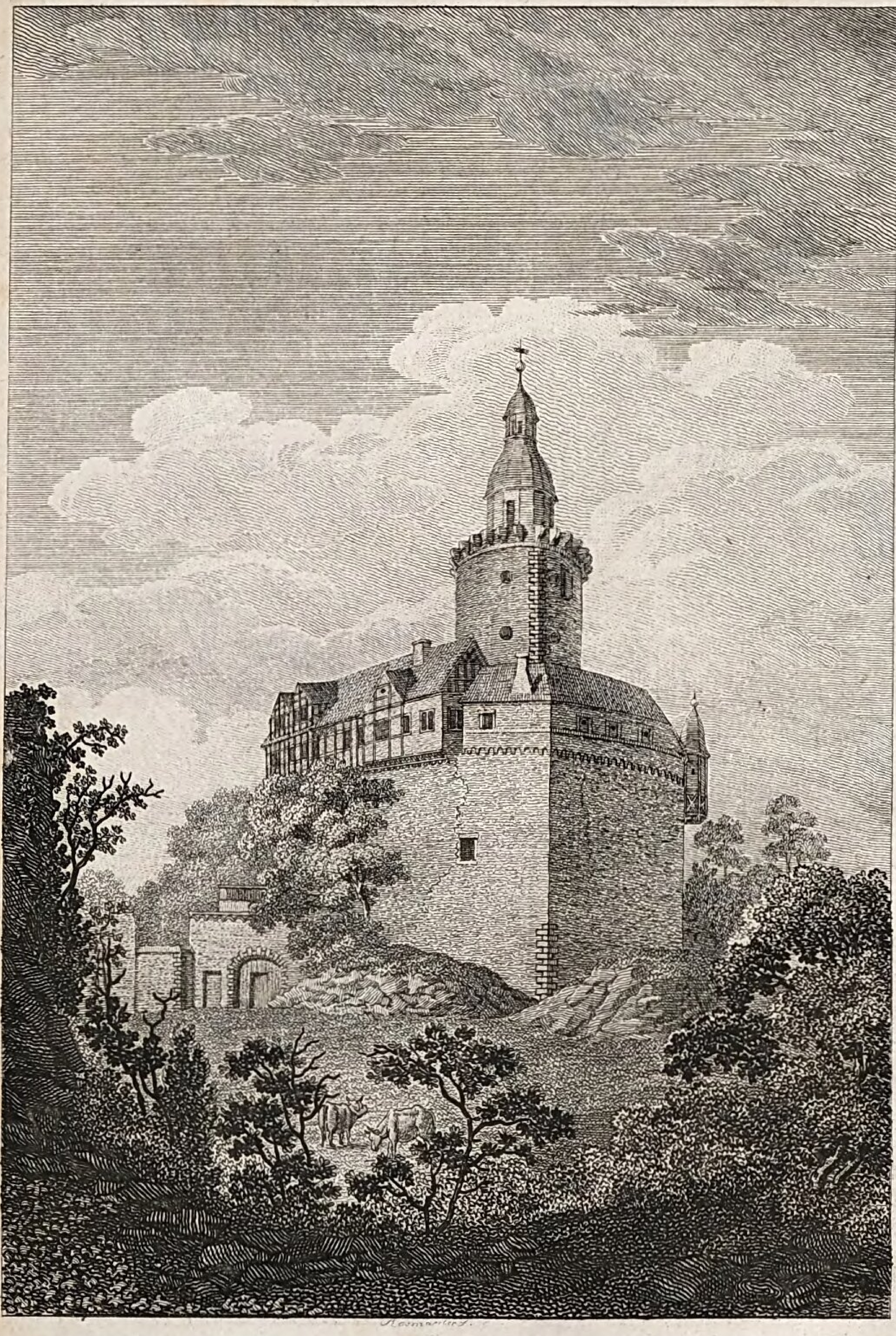


H.p.o. 10/2

M. v. O.
Top.
547/2



Falkenstein am Harz.

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands.

von

Friedrich Gottschalck.

Ruinen des Hannstein.

Zweiter Band.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn. 1837.

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Die
Ritterburgen
und
Bergschlösser
Deutschlands.

Zweiter Band.

Inhalt
des zweiten Bandes.

20. Hohenstaufen bei Göppingen im Donaukreise des Königreichs Württemberg . . Seite 1

21. Frauenberg bei Marburg im Kurfürstenthum Hessen 21

22. Questenberg am Harz in der Grafschaft Stolberg im preuß. Regierungsbezirk Merseburg . 37

23. Scharfenberg bei Meißen im Königreich Sachsen 57

24. Starkenburg bei Heppenheim an der Bergstraße im Großherzogthum Hessen . . 63
(Vom Prediger Dahl in Gernsheim, der 1833 starb.)

25. Erichsburg bei Güntersberge im Herzogthum Anhalt-Bernburg 85

26. Dohna bei Dresden im Königreich Sachsen . 91

27. Greifenstein an der Donau bei Wien . 101
(Vom Herrn Major von Boyneburg-Lengsfeld in Weiler.)

28. Hanstein bei Witzenhausen auf dem Eichsfelde im Kurfürstenthum Hessen . . . 115

29. Kriebenstein bei Waldheim im Königreich Sachsen . . . . Seite 129

30. Tenneberg bei Waltershausen im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha . . . 139

31. Falkenstein an der Donau bei Linz im Erzherzogthum Oesterreich . . . 153

(Vom Herrn Major von Boyneburg-Lengsfeld in Weiler.)

32. Hardegsen bei Göttingen im Königreich Hannover 165

33. Altenburg bei Bamberg im Königreich Baiern 183

34. Habichtstein bei Böhmisch-Leipa in Böhmen 207

35. Falkenstein am Harz im preuß. Regierungsbezirk Merseburg 218

36. Kyffhausen in der goldenen Aue im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt . . 257

37. Rotenburg ebendaselbst . . . 291

38. Rauhenstein
39. Rauheneck } bei Baaden in Oesterreich . 317
40. Scharfeneck

41. Mansfeld bei der Stadt Mansfeld im preuß. Regierungsbezirk Merseburg . . . 335

20.

Hohenstaufen
bei Göppingen
im Donaukreise des Königreichs Württemberg.

Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunst, von Ordnung keine Spur!
Es ist der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerstörung.

v. Göthe.

20.

Hohenstaufen.

Hohenstaufen, wo vor fünf bis sechs Jahrhunderten, wenn auch nicht die größten und mächtigsten, doch die glänzendsten und geräuschvollsten deutschen Kaiser thronten, von wo aus Deutschland und Italien beherrscht und beunruhigt wurden, auf dessen Bewohner die Augen von ganz Europa, und selbst von einem großen Theile Asiens gerichtet waren, — Hohenstaufen, die Wiege des kraftvollen Barbarossa und seines großen Enkels, deren Nachkommenschaft einer unerschütterlichen Herrschaft über jene Reiche entgegensehen konnte und entgegensah, Hohenstaufen — ist nicht mehr. Verschwunden ist das mächtige Geschlecht, in Staub verwandelt liegt die kaiserliche Burg, und kaum zeigt noch ein kleiner Ueberrest von mürber Mauer die Spur vom Stammsitze der hohen kaiserlichen Dynastie der Staufen.

Lebendiger vermag wohl nicht das Gefühl des Hinschwindens aller Menschengröße, das Gefühl des Nichts aller Erdenherrlichkeit aufgeregt zu werden, als vor diesem

Gebilde der Vergangenheit. An diesem Grabhügel eines Kaiserthrones breche seinen Stolz, fühle seine Ohnmacht, der Mensch, der es, umglänzt von irdischem Flitter, so gern vergißt, wie gebrechlich er, wie gebrechlich alles ist, was er aufthürmt. Auf solchen Trümmern versunkener Herrlichkeit fühle er, wie klein er ist, wie schwach seine Erzeugnisse sind, gegen das Anstreben der alles auflösenden Zeit! Hier, wo einst überschwengliche kaiserliche Pracht thronte, wo Ueppigkeit, Verschwendung, Stolz, unersättliche Herrschbegierde tödtende Blitze herabschleuderten auf ein seufzendes Geschlecht, wo eine hoch aufgethürmte Burg weit in die Ferne schien, und, wie aus den Wolken herab, stolz niederblickte, trotzend Jedem, der sie anzutasten wagte, wo alle Fürsten Deutschlands sich demüthig beugend einfanden, im Glanze der Majestät sich zu sonnen, da — weidet jetzt eine kleine Schaafheerde, und bei ihnen spielt der Hirtenknabe mit Steinen der zertrümmerten Veste.

So endet aller Erdenprunk, so die unumschränkteste Macht, so der blendendste Nimbus unserer Erdenthrone!

Auch uns zeigte sich im ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts das Bild eines glänzenden Kaiserthrones, wie er im höchsten Flor, in üppigster Pracht in Westen schimmerte, eines Thrones, auf dem sich alles vereinigte, was der Erdball staunend preist, was der Mensch zu den höchsten irdischen Glücksgütern zählt; eines Thrones, der felsenfest gegründet, unerschütterlich zu stehen schien, an dessen Wanken, an dessen Umsturz der übermüthige Baumeister und seine Gehülfen überall, nicht entfernt den Ge-

danken wohl hatten; und jetzt! — jetzt liegt er niedergedonnert, umgestürzt vor unsern Augen, zertrümmert und zerstört da mit allen seinen, stolz daran aufgelehnten, starken, kräftigen Strebepfeilern und Stützen.

So endet aller Glanz, so endet alle Herrlichkeit, früh oder spät; und Gott sey gedankt, daß wir auf die Trümmer dieses Thrones blicken können, auf dem menschliche Falschheit und Tücke triumphirend prunkte und sich blähte, und Millionen mordete, und Millionen der Verzweiflung und dem Elend Preis gab.

Im Württembergischen, $1\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt Göppingen, liegt, freistehend und ohne Verbindung mit andern Bergen, der überaus hohe, wie ein Kegel aus weiter Ebene himmelansteigende, und wie von Menschenhänden abgerundete Berg, welcher das Schloß der Hohenstaufen trug. Wie so manchem aus der Ferne herschimmernden großen Manne, geht es aber auch ihm bei näherer Bekanntschaft. Das Majestätische seines Bildes verschwindet, je näher man ihm kommt, und am wenigsten erkennt man ihn im Dorfe Hohenstaufen, das nur eine halbe Stunde unter dem Gipfel liegt. Bis auf seine Oberfläche, die höchstens drei Morgen im Umfange hat, und der Größe ihrer Bewohner gar nicht entspricht, kann man bequem fahren.

Die Umsicht von hier ist zwar sehr ausgebreitet, aber das vielseitige Interesse hat sie nicht, was ihr mancher Reisende andichtet. Gegen Mitternacht und Morgen er-

hebt sich ein gleich hoher Berg, der Rechberg, auf welchem eine Wallfahrtskapelle und einige Häuser stehen, und etwas tiefer auch das Stammhaus der noch blühenden Familie dieses Namens. Hinter ihm ist der Stuiffenberg, der höchste unter diesen drei Bergen; links sieht man die Stadt Gmünd, weiterhin den hohen Bernhardsberg, mit einer Kirche geziert, den man als dieEcksäule und das Ende der schwäbischen Alp ansehen kann, und in der weitesten Entfernung, das Schloß bei Ellwangen nebst den südlichen Gegenden Frankens. Gegen Mittag ist die Aussicht durch die nackte Kette der schwäbischen Alp eingeschränkt, und nnr die gräflich Degenfeld'sche Burg, Staufeneck, ist ein freundlicher, den Blick fesselnder, Gegenstand. Gegen Abend wollen Viele in der weitesten Ferne den Schwarzwald, und sogar die Vogesen zwischen Elsaß und Lothringen erkannt haben, was jedoch etwas zweifelhaft erscheint. Näher sieht man Hohenheim und die Solitüde, diese vormaligen Prachtgärten und Lustörter aus einer Zeit, wo es in Württemberg flott herging und Mätressen die Regenten regierten. Mehr rechts liegt der Michelsberg und der Wartthurm bei Heilbronn, und links verliert sich das Auge in der Pfalz.

Wer mit großen Erwartungen den Berg erstieg, schöne weitläufige Reste der kaiserlichen Burg zu finden hoffte, wird sich getäuscht sehen. Am äußersten südlichen Rande der obersten Bergfläche, wo allem Ansehen nach der Eingang in die Burg war, steht ein kleiner Rest Mauer. Dies ist das einzige und letzte Ueberbleibsel der hoch kaiserlichen

Burg des mächtigen Geschlechts der Hohenstaufen. Nachdem man lange genug geduldet, ja zuletzt sogar gegen Bezahlung obrigkeitlich verstattet hatte, daß die sehr bedeutenden Ruinen abgebrochen und zum Aufbau anderer Gebäude in der umliegenden Gegend benutzt wurden, nachdem man nicht verwehrt hatte, daß Schatzgräber und abergläubische Träumer die tiefsten Grundlagen durchwühlten, um — nichts zu finden, verbot man endlich, als nur noch jener kleine Rest übrig war, diese barbarische und nicht zu entschuldigende Vertilgung. Ihn darf nun freilich niemand mehr berühren; aber wie wenig genügt er dem Alterthumsfreunde! Nicht einmal Quadern sind es, aus denen er besteht, nur Bruchsteine, die jedoch durch einen solchen guten Kitt verbunden sind, daß, ohne hinzukommende Gewalt, dies Fragment noch lange sich erhalten wird. An der Südseite sieht man, daß der Bergrand durch eine Mauer unterstützt war, unterscheidet auch noch deutlich die Vertiefungen der ehemaligen Gräben und die Plätze des in zwei Abtheilungen abgesonderten Schlosses, die hier und da mit kleinen Ziegelstücken und Mauersteinen überstreuet sind. Ueberall aber ist die ganze Fläche des Berges mit Weide bedeckt, wohin arme Hirten ihre Heerden treiben.

Wie die Ruinen im Jahre 1588, also 63 Jahre nach der Zerstörung der Burg, aussahen, erzählt uns der zu seiner Zeit berühmte tübingische Professor Crusius, in seiner schwäbischen Chronik mit folgenden Worten.

„Den Schlüssel zum Thore, sagt er, das wurmstichig aussah, hatte der Schultheiß des Dorfes Hohenstaufen,

der manchmal im innern Hofe des Schlosses Frucht bauet. Der Berg ist rund wie ein Spitzhut, doch auf einer Seite länger als breit. Außer den Mauern, wo man herumgehen konnte, war wenig Raum. Bei dem Thore theilt sich das Schloß in zwei Theile, die besondere Mauern haben. Rechts ist kein Gebäude. Man sieht nichts als Gras, Holderstauden u. s. w. Hier stand eine Kapelle. Links in der Ecke war ein Brunnen, der nun mit Steinen angefüllt ist. Durch ein Thor geht man links in den andern Theil des Schlosses. Hier steht ein Thurm, der Mannsthurm genannt, der noch 52 Schuh hoch ist. In diesen legte man die Gefangenen. Er hatte oben, nicht unten, einen Eingang. Auf der linken Seite gegen dem Dorfe war die Wohnung des Frauenzimmers, und auf der Seite daran ein Weinkeller, jetzt aber mit Steinen angefüllt. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Im äußersten Eck, gegen Beuren hin, steht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten daran ist eine Höhle, die man das Heidenloch nennt. Die Mauer, die das Schloß umgiebt, ist beinahe sieben Schuh dick, von Steinen, die in der Mitte ein Viereck haben, wie die Steine der Nürnberger Stadtmauer. Sie sind noch roth vom Brand. Wir gingen darauf herum, und es ist gewiß eine anmuthige Aussicht bis an den Rhein u. s. w. Aber kein Bildniß, kein Wappen, keine Inschrift war mehr zu sehen; Brand, Regen und böse Zeiten tilgten alles aus."

Wem die Burg Hohenstaufen ihren Ursprung zu danken hat, weiß man nicht; aber schon im Jahre 1070

wurde sie zerstört aber wieder aufgebauet. Dies that ihr Besitzer, Friedrich, Graf von Büren oder Buren, der bis dahin auf der Burg Büren, (jetzt das Wäschen=Schlößle genannt), welche in der Mitte der alten Bürenschen Stammgüter lag und der heimathliche Sitz seiner Familie war, gewohnt hatte, jetzt aber das wiederhergestellte Schloß bezog, und sich nun „von Staufen" das Schloß aber, zum Unterschiede von dem darunter liegenden Dorfe Staufen, Hohenstaufen nannte. Aus alten Zeichnungen läßt sich schließen, daß dieser Bau fest und nach damaliger Art prächtig war. Seinen Vater, auch ein Friedrich, dessen Stammname aber unbekannt ist, weil er wohl keinen hatte, da vor dem 10ten Jahrhunderte die Benennung von Burgen gar nicht gewöhnlich war, nimmt man als den Stammvater des Hohenstaufenschen Geschlechts an. Mit dem Sohne aber hob es sich erst, und stieg bis zum Throne der deutschen Kaiser. Friedrich war nemlich ein treuer Anhänger Kaiser Heinrichs IV. Er begleitete ihn in allen seinen Feldzügen, stand ihm mit Rath uud That bei, und blieb ihm treu, selbst als Heinrich unter Gregors Bannstrahl schmachtete und alle Fürsten von ihm abfielen. Heinrich war nicht undankbar. Er gab 1080 Friedrichen seine Tochter zum Weibe, und das eben erledigte Herzogthum Schwaben als Mitgift, nach welchem sich nun Friedrich, Herzog von Schwaben nannte. Aus seiner Nachkommenschaft gingen in einem Zeitraume von 117 Jahre sechs deutsche Kaiser hervor, nemlich Konrad III, Friedrich I, Heinrich VI, zugleich König von Italien, was

auch Philipp, Friedrich II, Konrad IV und Konradin waren, mit dessen Enthauptung, 1269, das Geschlecht der Hohenstaufen erlosch.

Wie stürmisch es in den damaligen Zeiten bei den römischen Königswahlen herging, wie oft es geschah, daß das deutsche Reich, in mehrere Partheien getheilt, mehr als Einen Kaiser zu gleicher Zeit hatte, wie so mancher nach dem unruhigen, nach dem stets wankenden Kaiserthrone strebte, und mit Verschleuderung seiner Erbgüter sich Anhänger und Ansehn zu seiner Aufrechthaltung zu werben suchte, das ist aus der Geschichte der Kaiser Deutschlands bekannt. Auch die Kaiser der Hohenstaufenschen Dynastie hatten mit vielen Feinden ihres Glanzes, mit Gegenkaisern zu kämpfen, und auch sie mußten sich daher oft zur Veräußerung ihrer Erbgüter in Schwaben und Franken bequemen, um sich Freunde und Macht zu verschaffen. Philipp und Konrad VI opferten auf diese Art viel auf, und die Grafen von Württemberg bereicherten sich dabei ganz vorzüglich. Reich und mächtig, war es, kein Wunder, daß man ihre Freundschaft suchte, erhandelte, durch Versatz oder gar durch Verschenken großer Güter zu sichern sich bemühte.

Konradin, der alles aufbieten mußte, um sich aufrecht zu erhalten, verpfändete sogar seine Stammburg Hohenstaufen an die Schenken von Limburg. Von diesen kam sie an die Rechberge 1274, und wanderte alsdann weiter aus einer Hand in die andere. Denn, von den Rechbergs kam sie an Kaiser Karl IV, dann an die

Herzöge von Oesterreich, dann 1370 an die Brüder Hans und Wilhelm von Rietheim für 12000 ungarische Dukaten, alles pfandweise. Diese verkauften sie sechs Jahre später für eben diese Summe an den Grafen Eberhard II von Württemberg, wodurch diese Familie nun ganz zum Besitze der Herrschaft Hohenstaufen gelangte. Anderthalb Jahrhunderte hindurch erhielten die Württemberger diese ihnen so bequem gelegene Burg im besten Stande, und hatten einen Kommandanten nebst einer Besatzung darauf, bis sie im Bauernkriege zerstört ward. Einer dieser Kommandanten auf Hohenstaufen, und zugleich Obervoigt in Göppingen, war im Jahr 1519 Georg Stauffer. In welcher Verwirrung sich um diese Zeit das Württemberger Land befand, und was für ein trauriges Loos dabei den Herzog Ulrich traf, ist bereits bei der Geschichte des Schlosses Württemberg *) erzählt worden. Diesen Zeitpunkt hielt der Georg Stauffer, vielleicht durch seinen Namen dazu veranlaßt, für passend, sich die Burg Hohenstaufen nebst einigen Dörfern zuzueignen; allein es mißlang. Er wurde mit langer Nase abgeführt, blieb aber dessen ungeachtet noch als Kommandant auf der Burg — ein Schicksal, was in unsern Tagen wohl nicht ein solcher verrätherischer Festungskommandant haben mögte.

Im Jahre 1525, wo die aufrühreriſchen Bauern auch in diesen Gegenden gleich einem verheerenden Un-

*) Im ersten Theile, S. 231.

wetter alle Ordnung der Dinge umzukehren suchten, lagerten sie sich am Fuße des Berges Hohenstaufen. In der Burg lag nur eine Besatzung von 32 Invaliden. Stauffer war eben abwesend, und für ihn versah Michel Reuß von Reußenstein, der sonst auf dem Schlosse Vilseck wohnte, den Dienst. Dieser alte Mann, der den Frieden mehr als den Krieg liebte, fühlte nicht den Muth, den Bauern, die freilich durch ihre Grausamkeit uud durch zwei Kanonen, die sie mit sich führten, Schrecken und Furcht verbreiteten, Widerstand zu leisten. Er schlich daher in aller Stille mit der Besatzung an der hintern Seite des Berges hinab, und überließ die Burg ihrem Schicksale, die nun von den Bauern erstiegen, ausgeplündert, angezündet, und bis auf die Hauptmauern und Thürme zerstört ward.

Nachdem die württembergischen Herzöge über hundert Jahre lang Hohenstaufen unter österreichischer Herrschaft hatten sehen müssen, bekamen sie es endlich durch den westphälischen Friedensschluß 1648 wieder.

In der Kirche des Marktfleckens Hohenstaufen, das am Berge unter den Ruinen liegt, findet man neben der Kanzel, an einer Stelle, wo sonst eine Thür war, Kaiser Friedrich des Rothbarts Bild in Lebensgröße, auf die Wand gemalt. Der Kopf scheint sehr alt zu seyn, das Uebrige ist aufgefrischt. Darüber stehen folgende Reime:

Hic transibat Caesar.

Der großmüthige Kaiser wohl bekannt,
Friedericus Barbarossa genannt,

Das demüthig edel deutsche Blut
Uebt ganz und gar keinen Uebermuth;
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirche ist gangen
Ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen
Durch diese Thür, wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kaiser Friedrich diese Kirche des zu seiner Burg gehörigen Dorfes besuchte, welches die Veranlassung zu dem Gemälde gab; aber gewiß hatte er eine eigene Burgkapelle, und beehrte nur dann und wann diese Kirche seiner Leibeigenen mit seinem Besuche.

Ich füge hier noch kurz die Geschichte der Erlöschung des Hohenstaufenschen Hauses, das nur zwei Jahrhunderte hindurch blühte, hinzu.

Konrad IV aus diesem Hause, Herzog von Schwaben, König in Neapel und Sicilien, und römischer König, starb plötzlich im Jahre 1254. Sein einziger Sohn, und der letzte Zweig des Hohenstaufenschen Geschlechts, Konrad, oder wie ihn die Italiener nannten, Konradin, Erbkönig in Neapel und Sicilien, war damals erst zwei Jahre alt. Er wurde bei seinen mütterlichen Seitenverwandten in Baiern erzogen, und hatte den Markgrafen Berthold von Hochberg zum Vormund. Dieser konnte jedoch nicht verhindern, daß Manfred, ein natürlicher

Sohn Friedrichs II, Konradins Großvater, sich zum Herrn in Neapel und Sicilien aufwarf. Papst Innocenz IV, der heftigste Feind des Hauses Hohenstaufen, benutzte die allgemeine Bestürzung über Konrads IV Tod, stellte sich zwar, als ob er dem jungen Konradin dieses sein Erbkönigreich erhalten wollte, nahm es aber dennoch selbst in Besitz, und verrieth deutlich, daß er damit umging, das Meiste für sich zu behalten, denn er bestätigte den Manfred nur im Besitz des Fürstenthums Tarent.

In Deutschland verursachte indessen die Wahl des neuen Königs große Zwistigkeiten und Partheien. Wilhelm von Holland wurde zwar von einigen zum Könige angenommen, blieb aber zwei Jahre darauf, 1256, in einer Schlacht, wo sein Pferd auf dem Eise stolperte und er von den Friesen niedergehauen ward. Nun wurde die Verwirrung in Deutschland noch größer. Papst Alexander IV drohte jedem Wahlfürsten mit dem Banne, der für Konradin stimmen würde, und empfahl dagegen Richard von Cornwallis, einen Bruder Heinrichs III, Königs von England. Durch Verschwendung vielen Geldes setzte dieser seine Wahl zwar durch, aber nach drei Jahren verließen ihn die Fürsten, und wollten unter andern auch Konradin wählen. Ein erneuerter Bannstrahl Papst Urbans IV hielt sie davon zurück. Konradin war indessen 14 Jahr alt geworden, und sah wohl ein, daß er das Aeußerste wagen müsse, um wenigstens zum Besitze seines Erbkönigreichs, um das sich noch immer Manfred, der Papst und Karl von Anjou stritten, zu gelangen. Er

sammelte daher, ungeachtet seiner Jugend, ein Heer, und obgleich der Papst auch hier wieder Bannblitze gegen alle die schleuderte, die es wagen würden, ihm beizustehen, so machten doch einige Fürsten den Zug mit, worunter auch Konradins Oheim, Herzog Ludwig von Baiern, und Graf Meinhard von Tyrol, sein Stiefvater, waren. Sie begleiteten ihn aber nur bis nach Verona, und kehrten hier um, als ob sie sein Unglück vorhergesehen. Ludwig ließ sich vorher seine übrigen Güter theils schenken, theils seinem Bruder Heinrich die obere Pfalz verpfänden. Prinz Heinrich von Kastilien, sein Vetter, suchte wenigstens einen guten Erfolg zu befördern; aber der Prinz von Baden, Friedrich, den Einige auch von Oesterreich nennen, weil er Ansprache darauf machte, war es vor allen andern, der ihn begleitete, und in Noth und Tod bei ihm aushielt. — Viele andere, die bei ihm waren, gingen in Italien wieder zurück, entweder weil sie das Unternehmen für viel zu gefährlich hielten, oder weil sie sich bereits aufgezehrt hatten.

Die Städte der Lombardei nahmen Konradin gefälliger auf, als keinen der vorigen Kaiser. Bald kam er nach Rom, wo er seine Armee durch den Zulauf sehr vergrößerte. Da er bei dem Papst weder Vermittelung noch gütliche Einräumung seines Erbkönigreichs erlangen konnte, so rückte er nach Apulien, wo er es auf eine Hauptschlacht mußte ankommen lassen. Diese erfolgte zwischen ihm und Karl von Anjou, bei Palenza, am Celaner See, den 23. August 1268. Anfänglich war das Glück ganz auf seiner Seite. Die Franzosen wurden geschlagen, und fliehend

zurückgetrieben, und nun plünderten die Deutschen das Gepäck, und zerstreueten sich der Beute halber. Dieser Zufall, der eben nicht ungewöhnlich, aber immer schädlich war, brachte den unglücklichen Prinzen um den Sieg. Einer der Heerführer Karls, der wenige Stunden vorher aus Asien angekommen war, bemerkte von einer Anhöhe, nahe am See, die Unordnung der deutschen Truppen, und benachrichtigte Karln davon. Plötzlich sammelten sie neue und ausgeruhete Truppen um sich her, griffen die Deutschen von neuem an, und schlugen sie bei der Verwirrung leicht in die Flucht. Eine große Anzahl büßte auf dem Schlachtfelde das Leben.

Konradin und sein treuer Freund Friedrich mußten fliehen. Verkleidet kamen sie auf Umwegen in das Städtchen Astura im päpstlichen Gebiete. Von da wollten sie in das Pisa'sche überschiffen. Um einige Lebensmittel hierzu anzuschaffen, gab Friedrich dem Schiffsmann einen kostbaren Ring, (denn an Gelde fehlte es,) ihn zu verhandeln, um allerlei dafür einzukaufen. Dieser bot ihn in verschiedenen Häusern an, und da man ihn fragte, woher er den Ring erhalten, sagte er, von einem jungen Herrn. Der Kommandant des Orts, mit Namen Frangipani, hörte davon, ließ den Ring zu sich holen, schloß aus der Kostbarkeit desselben auf den Stand seines Besitzers, und ließ sogleich die beiden Prinzen gefangen nehmen.

Man erkannte sie. Karl von Anjou, der sich nach der gewonnenen Schlacht zum Könige von Neapel erklärt hatte, erhielt nicht so bald Nachricht davon, als ihm Fran-

gipani die Prinzen ausliefern mußte. Er ließ sie einsperren, war aber nicht gleich schlüssig, was er mit ihnen anfangen solle. Sein Schwiegersohn, Robert von Flandern, rieth, großmüthig zu handeln, dem einen seine Tochter, dem andern seine Base zur Gemahlin zu geben, wodurch er sie sich Beide zu Freunden machen werde. Dies paßte aber nicht in Karls Plan. Um diesen schicklicher ausführen zu können, fragte er den Papst Klemens IV um Rath. Er wußte wohl, daß dieser, so wie alle vorhergehende Päpste, für die Vertilgung des Hohenstaufenschen Geschlechts seyn werde, was er im Stillen auch wünschte. Dieser schrieb ihm nun die bekannten Worte zurück: Vita Conradini, mors Caroli, mors Conradini, vita Caroli, welche Karln höchst willkommen waren. Um jedoch den Schein des Rechts für sich zu haben, wurden die Prinzen als Friedensstörer, als Feinde der Kirche und des Königs Karl, von ihm selbst angeklagt, der Prozeß kurz gemacht, und auch bald das Urtheil der Enthauptung über sie ausgesprochen.

Die unglücklichen Schlachtopfer wurden auf das Blutgerüst geführt. Der königliche Kanzler, Robert, las das Todesurtheil laut ab. Konradin, der seiner Jugend ungeachtet, die Fassung nicht verlor, spie ihm ins Gesicht, und sagte mit fester Stimme: „Wer macht dich so kühn, über königliches Geblüt ein Urtheil zu fällen? Ich protestire dawider vor Gott, und bezeuge, daß mir an allen Verbrechen, die man mir aufbürdet, Unrecht geschieht." Da dies aber keinen Erfolg hatte, wenn auch gleich die Zu-

schauer äußerst gerührt waren, so wandte er sich gegen die andere Seite; und da er den Truchseß Heinrich von Waldburg erblickte, zog er seinen Siegelring ab, steckte ihn in seinen Handschuh, und warf ihn dem Truchseß mit den Worten zu: „Ueberbringt diesen meinem Vetter, Peter, König von Aragonien, und vermeldet ihm, daß ich ihn hierdurch, statt eines ordentlichen Testaments, zum Erben meiner Königreiche Neapel und Sicilien erkläre.“ Der Truchseß war auch so glücklich, im Gedränge durchzukommen. Bald war er bei dem König Peter, dem er pünktlich diesen Auftrag ausrichtete, und der ihn auch nachgehends glücklich vollführte.

Das Todesurtheil wurde hierauf vollstreckt. Schluchzen und Weinen der Zuschauer war dabei allgemein. Zuerst stieg der zwanzigjährige Prinz, Friedrich von Baden, auf das Blutgerüst, kniete nieder, und sein Haupt fiel unter der Schärfe des Beils. Konradin hob es auf, und küßte es. Jammernd beklagte er, daß er den einzigen Sohn einer trostlosen Mutter, wider ihren Rath und Willen, mit in dies Unglück gezogen habe. Er selbst, kaum 16 Jahre alt, wurde nun auch zum Tode hingeführt, und plötzlich fiel auch sein Haupt von dem jugendlichen Nacken. Der königliche Stamm der Hohenstaufen war dahin, und endete sich mit diesem letzten erst aufblühenden Zweige. Nach ihm mußte noch Gerhard, Graf von Pisa, ingleichen ein schwäbischer Edelmann von Hirnheim, und andere, die es mit Konradin gehalten, und in der Schlacht gefangen wurden, unter dem Mordbeil das

Leben lassen. Es war am 29sten Oktober 1269. Man sagt, daß Karl, der durch diese That in den Annalen der Menschheit auf ewig gebrandmarkt seyn wird, dieser Schauder erregenden Hinrichtung von einem hohen Thurme heimlich und mit großem Vergnügen zugesehen habe.

Vielleicht wäre doch dieses höchst ungerechte Urtheil nicht vollführt worden, wenn Graf Robert von Flandern damals nicht abwesend gewesen wäre. Er war aber eben auf der Heimreise begriffen, und da er unterweges mit Entsetzen erfuhr, was der König, sein Schwiegervater, mit diesen beiden Prinzen vorhabe, kehrte er plötzlich um, und eilte so schnell als möglich, um sie noch zu retten. Aber er kam zu spät. Voll des heftigsten Unwillens und Abscheues über eine so gräuliche Handlung, suchte er den Kanzler Robert auf, warf ihm sein schändliches Betragen vor, daß er sich zur Verurtheilung dieser trefflichen Prinzen habe gebrauchen lassen, und stieß ihn nieder. Darauf gab er Befehl, auch den Henker zu tödten, damit niemand auf der Welt sey, der sich rühmen könne, er habe ein so edles und hohes Blut vergossen.

Karl genoß den unrechtmäßigen Besitz des Königreichs nur vierzehn Jahre lang. Durch einen sehr geheim veranstalteten Aufstand wurden 1282 in wenigen Stunden 8000 Franzosen, die allgemein gehaßt wurden, erschlagen. Zu gleicher Zeit kam König Peter von Aragonien mit einer Flotte dazu, und behielt die Oberhand. Ja, sein Admiral schlug einige Jahre darauf (1285) die Flotte Karls des Henkenden, und bekam ihn gefangen.

Darüber kümmerte sich Karl von Anjou, Vater von jenem, so sehr, daß er seinen stolzen Geist ausblies. König Peter wollte zwar den Tod Konradins an dem jungen Karl rächen, aber seine Gemahlin Constantia erbat ihm das Leben. Sicilien blieb bei Aragonien oder Spanien viele Jahrhunderte hindurch.

* * *

Benutzt ist bei Vorstehendem: Sattlers württembergische Geschichte. Hohenstaufen, oder Ursprung und Geschichte der schwäbischen Herzöge und Kaiser aus diesem Hause, von J. F. Ammermüller. 2te Ausgabe. Gmünd 1815. 8., worin sich auch eine Abbildung des Berges, auf dem Hohenstaufen stand, befindet; und Meiners kleinere Länder- und Reisebeschreibungen, 2ter Th. S. 351. — Eine Darstellung des Restes von Mauer des Hohenstaufener Schlosses findet man im Stuttgarter Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf 1797. 12., und eine Ansicht der Gegend um Hohenstaufen nebst dem Berge, der die Burg trug, liefert das erste Heft des Panoramas der deutschen Burgen von Gerst und Lange. Berlin 1834. 4.

21.

Frauenberg
bei Marburg
im Kurfürstenthum Hessen.

Seht hin, wo einst die Veste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen!

Tiedge.

21.

Frauenberg.

Auf dem am linken Ufer der Lahn sich hinziehenden, mit dem schönsten Laubholze dicht besetzten Sandsteingebirge, dem Lahnberge, liegt in einer Entfernung von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde von der Universitätsstadt Marburg gegen Süden der Frauenberg, ein kegelförmiger isolirter Basaltberg, dessen abgeplatteten Gipfel die Ruinen eines ehemaligen Schlosses, das ebenfalls den Namen Frauenberg führte, zieren.

Stolz erheben sich über das dichte und schöne Grün alter Eichen und Buchen diese kahlen, schon in einer ziemlichen Entfernung bemerkbaren Reste der Vorzeit, die wegen der entzückenden Aussicht, die man von ihnen nach allen Seiten hin genießt, häufig besucht werden. Gegen Norden erblickt man einen großen Theil der Stadt Marburg, nebst seinem hochgelegenen Schlosse, und neben diesem hin in blauer Ferne, die Trümmer der Burg Einhoch, nordostwärts die Städte Kirchhain, Schweinsberg und Amö-

neburg, mehr nach Osten hin einen Theil des Vogelgebirges, die Stadt Homburg an der Ohm, und eine Menge, in einem der fruchtbarsten Thäler zerstreut liegender Dörfer. Gegen Süden übersieht man die Gebirge in den Gegenden von Gießen und Wetzlar, und gegen Westen und Nordwesten die nach Süden sich hinschlängelnde Lahn. Ringsum wird ein bewährtes Auge bei heiterer Luft an vierzig Oerter zählen können.

Der Fuß des Berges ist ringsherum mit Korn- und Saatfeldern, die einigen auf der Nordostseite wohnenden Kolonisten gehören, und mit einer schönen Buchenwaldung in einer amphitheatralischen Form bekleidet. Er selbst ist auf dieser Seite mit kurzem Gesträuch und einer überaus großen Menge Basaltstücke bedeckt, die, von der Witterung zerstört, eine asch- und gelblich-graue Farbe haben.

Von der Burg stehen nur noch einige ungleich hohe, augenblicklichen Einsturz drohende, und dennoch ungemein feste Mauern, die einen ziemlich geräumigen, mit Rasen und Heidekraut dürftig bewachsenen Boden einschließen. Eigentlich erblickt man Ueberreste von zwei verschiedenen Mauern, einer innern und einer äußern. Die innern sind noch ungleich höher und minder verfallen, als die äußern, und mögen da, wo sie am stärksten sind, etwa 10 bis 12 Fuß in der Dicke haben. Ihre Masse besteht meistentheils aus Basaltsteinen, die das Innere ausmachen, und äußerlich nicht mit allzu großen, aber regelmäßigen Sandsteinen bekleidet sind.

So viel sich noch aus diesen Trümmern erkennen läßt, ist die Burg auf der südwestlichen Seite in einem Bogen ausgeschweift gewesen. Noch ziemlich wohl erhalten war vor funfzehn bis zwanzig Jahren ein gewölbter Eingang in die Burg auf einer Ecke. Zu beiden Seiten desselben sah man auch noch Reste von runden Wachtthürmen oder Vorsprungshäuschen. Diese Reste der eigentlichen Burg sind von einer andern, so viel sich noch erkennen läßt, meist parallel laufenden Mauer, welche vermuthlich den Hof eingeschlossen hat, umgeben; doch sind von ihr nur noch wenige Bruchstücke übrig. Bewundern muß man ihre ganz außerordentliche Festigkeit. Schon Jahrhunderte hindurch haben sie der Vergänglichkeit getrotzt, und noch jetzt sind die Steine so in einander verwittert, daß sie wie Fels dastehen, oder wenigstens die Festigkeit eines Felsens erlangt haben. Der innere Raum der Burg ist unbedeutend, nur 32 Schritte lang und 22 breit. Eigennutz und übel angewendete Sparsamkeit haben in neuerer, besonders zu der, im Hessischen unvergeßlichen, westphälischen Königszeit, wo man Mauernreste niederbrach, um sie zum Chausseebau zu mac-adamisiren, viel daran zerstört.

Sehr natürlich drängen sich beim Anblick einer solchen Burg die Fragen auf: Wer gab ihr das Daseyn? Was war ihre Bestimmung? Durfte die Burg ihr getreu bleiben oder nicht? Verfiel sie, sich selbst überlassen, oder wurde sie gewaltsam zerstört? Aber selten mögte wohl der Fall seyn, alle diese Fragen bei irgend einer Burg genügend

beantworten zu können. Und so ists auch hier. Nur bei einigen wird es geschehen können.

Die erste Erbauung von Frauenberg geschah von der Herzogin Sophie aus Brabant, der Mutter Heinrichs des Kindes. Diese, in der Ahnenreihe des hessischen Regentenhauses, historisch wichtig vortretende Frau und Stammutter der hessischen Dynastie, war eine Tochter Landgraf Ludwigs IV von Thüringen, und der bekannten, sogenannten heiligen Elisabeth. Im Jahr 1242 wurde sie mit Heinrich V, oder dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt, und ward die Mutter Heinrichs, dem man den Beinamen „das Kind" gab, weil ihn Hessen, als ein Kind von einigen Jahren, zu seinem Beherrscher und ersten Landgrafen verlangte. Damals war nämlich der thüringische Landgraf Heinrich Raspo, der Onkel Sophiens, ohne männliche Erben gestorben, und mit ihm der Mannsstamm der Landgrafen von Thüringen und Hessen erloschen. Die rechtmäßigen Nachfolger in seine beträchtlichen Länder waren: ein Schwestersohn, Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, und unsere Sophie als Bruderstochter. Nach altdeutschen Rechten ging die Bruderstochter dem Schwestersohne vor. Doch pflegte man sich damals nicht so genau an die Regeln und Gesetze der Feudisten zu binden, und die Kaiser machten sich kein Gewissen daraus, hierin Ausnahmen zu machen. Anfänglich erhielt Sophie, ohne Widerrede des meißnischen Landgrafen, die Landgrafschaft Hessen und die thüringischen Allodialgüter. Mit der Landgrafschaft Thüringen aber hatte sich schon 1242 der Markgraf

von Meißen, auf den Fall, wenn Heinrich Raspo ohne Erben sterben sollte, vom Kaiser Friedrich II belehnen lassen, und Sophie machte daher an diese keine Ansprüche. Jene aber nahm sie für ihren Sohn, Heinrich das Kind, in Besitz. Ob sich nun gleich beide Länder glücklich schätzten, unter der Regierung einer so klugen Fürstin — denn sie war Vormünderin und Regentin — zu stehen, so gab es doch auch einige widerspenstige Oerter und Schlösser in Hessen, welche sich der Herrschaft Sophiens nicht unterwerfen wollten. Um nun diese zu gebührendem Gehorsam zu bringen, und ihren Nachbarn die Gelegenheit abzuschneiden, sich, zum Nachtheile Hessens, mit diesen Räubern zu vereinigen, reiste Sophie selbst, von 800 wohlgerüsteten Rittern begleitet, nach Oberhessen, zerstörte die Raubnester der widerspenstigen Edelleute, und zwang sie zur Unterwürfigkeit. Als sie auf diese Art im Innern des Landes Ruhe und Ordnung hergestellt hatte, war sie auch bemüht, ihre Nachbarn gegen sich in Ehrfurcht zu setzen. Mainz gehörte, unter andern, zu den vornehmsten auswärtigen Feinden Sophiens. So hatten zum Beispiel die vormaligen Besitzer Hessens stets die Belehnung von diesem Erzstifte erhalten, und jetzt glaubte es sich berechtigt, sie Sophien zu verweigern. Mit Gewalt der Waffen suchte der Erzbischof die in Oberhessen liegenden mainzischen Lehnen den Allodialerben des thüringischen Hauses zu entziehen. Sophie aber wußte diesem Plane vortrefflich entgegenzuwirken, und zerstörte bei der Gelegenheit die vom Erzbischof zu seiner Sicherheit neuerbaute Burg Melnau bei Wetter. Um sich

nun gegen die feindlichen Anfälle, besonders von der nahe gelegenen, damals mainzischen Veste Amöneburg zu sichern, erbaute Sophie zwischen den Jahren 1254 und 1256 die Burg Frauenberg. Den Namen erhielt diese Burg wahrscheinlich deswegen, weil sie von einer Frau erbauet ward, welches Ursprungs sich nur noch wenige andere Burgen rühmen können. So genau aber auch die Veranlassung zur Erbauung derselben bekannt ist, so wenig weiß man von den weitern Schicksalen dieser Burg. Die spärlich gewonnenen Resultate mühsamer Forschungen sind etwa folgende: Das Schloß Frauenberg war mit dem Gerichte Wittelsberg schon unter Landgraf Heinrich I an Hermann Trefurt und seine Gemahlin Margaretha von Solms verpfändet, und auf diese Art mag es in die Hände mehrerer Adeligen gekommen seyn, wie z. B. der von Scheuernschloß, deren Güter an der Schwalm und in der Gegend von Alsfeld lagen. Unter Heinrich II, Hermann und Ludwig I kommt in Urkunden nichts von dem Frauenberge vor, und es scheint demnach diese Burg zu der Zeit, als die Kriege mit Mainz unter Ludwig dem Friedfertigen endigten, ihre Bedeutung verloren zu haben. Dieses fällt beinahe mit der Einverleibung der ziegenhainischen Burgen zusammen. Nur in einer noch vorhandenen ungedruckten Urkunde von 1344 kommt ein Adolph von Browinburg vor. Und wenn dieses Schloß, wie sich nicht bezweifeln läßt, zuerst Vertheidigungsort und Festung gegen unruhige Feinde war, und insonderheit Sophiens Besitzungen gegen die Anmaßungen des Erzstiftes Mainz sichern sollte, so weiß man nicht, seit

wann Edelleute, statt der hessischen Fürsten, dasselbe bewohnten, und ob es nicht von diesen gleich anfangs nur tapfern Rittern zur Vertheidigung eingeräumt worden sey. Man weiß ferner nicht, seit wann diese den Frauenberg entweder freiwillig verlassen haben, oder ihn zu verlassen genöthigt worden sind. Ueber dies alles herrscht tiefes Schweigen. Nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Sage, soll eine Zeitlang die Familie der von Rau dieses Schloß innegehabt haben; eine Familie, welche noch jetzt das Patronatrecht über die Pfarrei Wittelsberg besitzt, wozu das in der Nähe des Frauenberges liegende Vikariat Beltershausen gehört, und wohin auch die lutherischen Ansiedler des Frauenberges eingepfarrt sind. Mit mehr Gründen unterstützt ist jedoch die Behauptung, daß die, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts mit Hans von Scheuernschloß erloschene Familie dieses Namens ihren Wohnsitz auf dem Frauenberge gehabt habe. In einer ungedruckten Urkunde (aus Nordeck) vom Jahre 1363 kommt ein Mitglied dieser Familie: „Here Rudolfe Scheuernschloße, Ritter" vor. In einem, im Jahre 1389 zu Bortshausen datirten Briefe wird einer Schenkung gedacht, darin Junker Craft Scheuernschloß Zeuge ist. Nach einer andern ungedruckten Urkunde vom Jahre 1579 verkaufen Hans Scheuernschloß und Lucia, seine eheliche Hausfrau, Dr. David Laucken zu Marburg ihre zwei Höfe zu Beltershausen um 600 Gulden. Obgleich nun Winkelmann u. a. ihre Behauptung, daß die von Scheuernschloß Inhaber des Frauenberges gewesen seyen, mit keinen weitern Gründen unterstützen, so

wird dieselbe doch aus mehreren Umständen sehr wahrscheinlich.

Nach einer alten Sage und einem ziemlich allgemeinen Vorgeben der neuern hessischen Geschichtschreiber, die uns übrigens von diesem Schlosse kaum etwas mehr, als gar nichts zu sagen wissen, ward dasselbe gewaltsam zerstört, weil es, wie viele andere Burgen, zuletzt in eine Raubveste ausartete, und nun auch mit diesen ein gleiches Loos theilen mußte. Wann jedoch dies geschehen sey, weiß man nicht. Daß es aber zerstört und nicht sich selbst überlassen in Schutt und Trümmer zerfallen sey, dies will man aus den noch vorhandenen ärmlichen Resten, welche die Spuren einer gewaltsamen Zerstörung an sich trugen, darthun, wiewohl dieser Beweis doch noch manchem Zweifel unterworfen seyn dürfte. Von den ehemaligen Schlössern Schweinsberg und Blankenstein sind noch weit geringere Ruinen übrig, und doch läßt sich nicht nachweisen, daß beide durch Waffengewalt zerstört worden seyen. Eben dieses ist der Fall mit den imposanten Trümmern der Burg Greifenstein. Da uns nun bestimmte geschichtliche Nachrichten mangeln, so bleibt uns nichts übrig, als einige, auf die wenigen vorhandenen Data gegründete, Muthmaßungen zu versuchen.

Wenn der Frauenberg in ältern Zeiten von der Familie von Scheuernschloß bewohnt ward, so fragt es sich, wann und warum diese Familie dies einst stattliche Schloß späterhin verlassen habe? Entweder geschah es, weil sie, nach dem Genius ihres Jahrhunderts, in Räuber aus-

arteten, welche die ganze Umgegend beunruhigten, und darum genöthigt wurden, ihre Raubveste und nun zerstörte Burg zu verlassen, und sich anderweitige Wohnsitze aufzusuchen; oder die Ritter verließen in ruhigern Zeiten, in Zeiten zunehmender bürgerlicher Kultur, ihre Felsenburg freiwillig, vertauschten sie gegen freundlichere Wohnorte in der Ebene, versöhnt mit den von ihren Vorfahren gedrückten Bürgern und Landbewohnern, und überließen die verlassene Burg der alles Menschenwerk zerstörenden Zeit. Muthmaßlich wählten sie zu ihrer neuen Niederlassung den nächsten und bequemsten Ort. Dieser scheint das ehemalige Nonnenkloster, jetzige Dorf, Hachborn gewesen zu seyn, welches etwa eine Stunde vom Frauenberge entfernt liegt. Daß die von Scheuernschlossische Familie, die auch im Darmstädtischen Besitzungen gehabt haben soll, vom Frauenberge nach Hachborn gekommen sey, damit stimmt auch die allgemeine Sage überein.

Ueber die Zeit jedoch, wann diese Familie nach Hachborn gekommen, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Vor dem Jahre 1527, wo die Reformation in Hessen eingeführt und die Klöster säkularisirt wurden, kann es nicht geschehen seyn. Nach geschehener Säkularisirung beschenkte Landgraf Philipp der Großmüthige, zwischen den Jahren 1527 bis 1530, die von Scheuernschloß mit dem ehemaligen Nonnenkloster zu Hachborn. Daß ihnen der Fürst dieses Kloster mit allen Einkünften geschenkt habe, erhellt auch daraus, daß neben dem unmittelbar dazu gehörigen und noch bestehenden Gute, auch die damit verbunden gewesenen

Pachtgüter dazu gerechnet wurden, wie der ihnen bis auf den heutigen Tag gebliebene Name „Scheuernschlossische Güter" bezeugt. Wahrscheinlich war der Vater des zuletzt verstorbenen Joh. v. Scheuernschloß der erste Besitzer dieses Gutes, denn dieser Johann wurde 1548 zu Hachborn geboren und starb schon 1593. Noch sieht man in der Kirche zu Hachborn die mit vielen Wappen verzierten steinernen Grabmäler des Johann von Scheuernschloß, seiner Gemahlin, und seiner drei vor ihm verstorbenen Kinder. Daß Johann der letzte seines Stammes gewesen sey, sagt die Inschrift an dem über seiner Gruft befindlichen Denksteine, neben dem Altar:

Johann der Edle, der Scheuernsschlossen Stamm
Ist dies gewest der letzte Mann.

Unten steht: „Den 2. Nov. anno 1593 des Nachts 12—1 Uhr ist der Edle und Ehrenveste Hans Scheuernschloß im Herrn selig entschlafen." Von den andern Worten der Inschrift sind nur noch folgende leserlich: „Hier ruht der Edle und ehrenveste Hans Scheuernschloß, so anno 1548 den — — — gebohren." — Zufolge der, an den Epitaphien dieser Familie befindlichen, Inschriften, war die Gemahlin des Hans Scheuernschloß, Lucia, eine geborne von Itterin, und starb 1590. Das ältere Fräulein, Maria Anna, war schon beinahe erwachsen, und starb 1589; ein andres Fräulein, Gertrud, starb 1584, und ein Junker, Ludwig, verschied 1593. Alle diese Personen sind in Lebensgröße auf den Epitaphien dargestellt. In dem, im Jahre 1566 verfaßten Anhange zum Testamente Landgraf

Phi-

Philipps des Großmüthigen, kommt unter den Dienern des Landgrafen, die ihn in seiner Krankheit gepflegt hatten, und ein Gnadengehalt erhalten sollten, auch ein Hans Scheuernschloß vor; wahrscheinlich ist dies der hier Erwähnte. In einer noch ungedruckten Nachricht von 1590 findet sich unter den Hofbeamten und Edelleuten am Hofe Landgraf Ludwigs IV, der in Marburg residirte, auch ein von Scheuernschloß, vermuthlich gleichfalls derselbe. Weitere Nachrichten sind nicht aufzufinden.

Von der Besitznahme des Klosters Hachborn durch die von Scheuernschloß hat sich noch eine alte Sage unter dem Volke erhalten, welche ich hier niederlege, um sie der Nachwelt zu bewahren. Ein hessischer Landgraf, Philipp vielleicht, hatte sich einst verkleidet in eine feindliche Festung geschlichen, um ihr Inneres zu erforschen. Er wurde von der Wache — einem gebornen Hessen — selbst in seiner Verkleidung erkannt.

„Um Gottes Willen", redete ihn der in fremdem Solde stehende Hesse leise an, „was wagt Ihr, mein Fürst?"

Er verrieth jedoch seinen angestammten Landesherrn nicht, sondern war ihm zum Entkommen behülflich. Der Landgraf beschenkte ihn mit einem kostbaren Ringe und sagte zu ihm:

„Wenn du je in Noth gerathen solltest, so komm nur zu mir!"

Nach vielen Jahren — fährt die Sage fort — kam ein Fremdling, in dem dürftigsten Anzuge, nach Kassel, und verlangte allein vor den Landgrafen gelassen zu werden

Anfänglich wurde er von der Wache, die ihn für einen Landstreicher hielt, zurückgewiesen. Nach wiederholten dringenden Bitten aber, und weil er dem Landgrafen etwas Wichtiges entdecken zu wollen vorgab, wurde er vorgelassen. Der Landgraf erkannte den Fremdling anfangs nicht in seinem ärmlichen Anzuge; sobald er ihm aber den einst von ihm empfangenen Ring vorzeigte, reichte er ihm gerührt die Hand und beschenkte ihn mit dem eben säkularisirten Kloster Hachborn; denn der Fremdling war kein anderer, als ein von Scheuernschloß, der aus Armuth fremde Kriegsdienste hatte suchen müssen. So die alte, nur noch unter den ältesten Einwohnern Hachborns bekannte Sage, deren Grund oder Ungrund übrigens dahin gestellt bleibt.

Seit seiner ersten Zerstörung wurde das Schloß Frauenberg nicht wieder aufgebaut, und was menschliche Gewalt verschont hatte, das wurde der alles zerstörenden Zeit überlassen.

Gegenwärtig wohnt am Fuße des Berges, worauf die Ruinen liegen, eine französische Kolonie, die aber nur aus drei Bauerhöfen besteht.

Für den Mineralogen und Naturforscher hat der Berg, welcher die Ruinen trägt, viel Anziehendes. Seine Form, und noch mehr die vielen umherliegenden Basaltstücken, lassen mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß er ein ausgebrannter Vulkan ist. Gegen die Mitte des Berges trifft man mehrere, wahrscheinlich durch einen kleinen Steinbruch in ältern Zeiten entblößte, und sehr verwitterte Basaltsäulen, welche ungefähr unter einem Winkel von 75 Grad

von Osten nach Westen gerichtet sind. Diese Prismen sind meistens 5= oder 6seitig, haben beinahe einen Fuß im Durchmesser, und bestehen gewissermaßen aus einer säulenförmigen Zusammenhäufung sehr großkörnichter, unverkennbar durch Witterung entstandener, abgesonderter Stücke. Im Bezirk der Burgruinen ist eine länglich runde, gegen 4 Fuß tiefe Grube, die, wie man sagt, Schatzgräbern ihr Daseyn verdankt, jetzt aber ganz mit Basaltstücken auf dem Boden verschüttet ist. Selbst in dem sonstigen Burghofe befindet sich eine kleine säulenförmige Basaltparthie, deren Prismen ungefähr 2 Fuß hoch aus der Dammerde hervorstehen, aber verwittert eine unvollkommene Zergliederung zeigen, und unter einem Winkel von 80 Grad nach Osten fallen. Weiter den Berg hinunter gelangt man zu einem großen Steinbruche, aus welchem die Basalte zu der bei Marburg angelegten, nach Kassel und Frankfurt führenden Chaussee zum Theil genommen sind. Hier zeigt sich die innere Struktur des Berges am deutlichsten. Der Basalt steht in völlig vertikalen fünf= und sechsseitigen Säulen, die gewöhnlich $1\frac{1}{2}$, seltener 2 oder 3 Fuß im Durchmesser haben. Ihre Länge, so weit sie durch das Abbrechen der vordern Prismen entblößt ist, beträgt ungefähr 20 Fuß.

* * *

Der Superintendent und Professor Dr. Justi in Marburg lieferte im 11ten Stücke des Journals von und für Deutschland 1788 zuerst einige Nachrichten über Frauenberg mit einer Abbildung der Trümmer derselben,

welche damals sehr treu war. In seinem Taschenbuche, die Vorzeit, gab er im Jahrgange 1823 diese Nachrichten vielfach vermehrt und vervollständigt wieder und eine beigefügte Abbildung stellt die Ruine aus dieser Zeit dar. — Bei Vorstehendem sind diese Nachrichten benutzt, oder vielmehr, mit wenigen Auslassungen nur, wieder gegeben, da sich schwerlich Gründlicheres würde auffinden lassen, als was der gelehrte Justi gab. Nur weniges ist dazu noch der Geschichte der Burg Frauenberg entnommen worden, welche G. Landau in Kassel, im 2ten Bande seiner hessischen Ritterburgen, 1833. S. 201 mittheilt. Die mineralogischen Bemerkungen gab der 2te Band von Justi und Hartmann's hessischen Denkwürdigkeiten.

22.

Q u e s t e n b e r g

am Harze in der Grafschaft Stolberg.

Ein Volk geflügelter Mäuse
Bewohnte jeglichen Sitz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Besitz.

A. F. E. Langbein.

22.

Questenberg.

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen sonstiger Burgen, welche das Harzgebirge auf seinem Rücken trägt, gehören auch die von Questenberg. Man findet sie an seiner mittägigen Seite in der Grafschaft Stolberg, wo sie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Questenberg liegen.

Versteckter lag nicht leicht eine Burg, und listig genug hatte sich ein Ritter des Mittelalters diesen Schlupfwinkel für Thaten, die das Licht scheuen, ausgesucht. Der Berg, auf welchem sie liegt, erhebt sich ziemlich steil, zu einer Höhe von drei- bis vierhundert Fuß. Er ist fast ringsum von höhern Bergen umkränzt, welche die Burg schützten und versteckten. Diese sind zum Theil mit Holz bewachsen, zum Theil kahl, wo sie alsdann blendend weiße Gypsmassen in großen Flächen zeigen. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Aussicht dar. In diesem sieht man zunächst das Dörfchen Questenberg, dann über einen

ziemlich beschränkten Strich quer durch das fruchtbare Thal, die goldene Aue, und am Ende des Horizonts den Bergzug, auf dem die Ruinen der Burg Kyffhausen liegen, welche wie in diesem Bande noch näher kennen lernen werden. Nichts konnte daher durch die goldene Aue, diesen sehr besuchten Theil Thüringens, passiren, ohne dem spähenden Blicke des Burgherrn auf Questenberg zu entgehen, der, versteckt im Hintergrunde, gleich dem Ameisenlöwen, in der Spitze seines Sandtrichters auf Beute lauert.

Ungeachtet dieser Beschränktheit der Aussicht ist aber doch der Blick von den Ruinen hinab in dieses kleine enge Thal mit seinem ansehnlichen Dörfchen und nackten Bergen sehr lieblich. Es ist eine kleine Schweizerparthie, die man da vor sich hat, welche es recht sehr verdiente, daß sie durch den Grabstichel bekannter gemacht würde.

Aus dem Umfange der noch hier und da sich erhebenden Burgmauer ersieht man, daß das Ganze eben nicht von beträchtlichem Umfange war. Von Gebäuden, die meist aus dem nahe brechenden weißen Gypsfelsen erbauet gewesen sind, steht nichts mehr. Nur Kelleröffnungen gähnen den Wanderer an, die aber auch bald verschüttet seyn werden. Vom Thorthurme steht noch ein ziemlich hohes Stück der vordern Mauer, das jeden Augenblick niederstürzen zu können scheint. Das Burgverließ ist am vollständigsten noch zu sehen. Es ist in einem runden, jetzt einzeln stehenden Thurme, der sonst unstreitig von Gebäu-

den rings umschlossen war, und noch gegen dreißig Fuß Höhe hat. Schatzgräber oder neugierige Reisende, haben eine Oeffnung durch die acht Fuß dicke Mauer gebrochen, durch die man so weit hineinzukriechen vermag, daß man in das Innere dieses furchtbaren Kellers blicken kann. Hier bemerkt man zuerst einen freien Raum von funfzehn Fuß im Durchmesser; dann, daß der jetzige Boden des Thurms sich noch etwa funfzehn Fuß tief in die Erde erstreckt; ferner oben in der Mitte der Decke des Gewölbes eine große Oeffnung, durch welche jetzt das Ganze sehr deutlich erhellt wird, und ehedem die unglücklichen Schlachtopfer der Wuth, zum lebendigen, hoffnungslosen Begräbniß herabgelassen wurden. Das Merkwürdigste darin sind die vielen Figuren und Bilder, die wahrscheinlich von Gefangenen vor Schmerz, Wuth oder Ueberdruß in den weichen Gypsfelsen eingegraben wurden. Sie reizten meine Neugierde außerordentlich, als ich sie im Sommer 1810, bei einer Besichtigung der Ruinen, durch jene Oeffnung erblickte. Aber ich sah nur Figuren ohne besondere Bedeutung, als: einen Spaten, ein Beil, ein Maltheserkreuz, einen Kamm, einen Hammer, ein Messer, die Figur des bekannten Mühlenspiels u. dgl. m. Nach Schriftzügen forschte ich umsonst. Gern wäre ich tiefer in dieses Archiv aus einer unbekannten Zeit eingedrungen, um alle diese Bilder, die ich nur in schräger Richtung sah, gerade vor mir zu haben, aber die damit verknüpfte Gefahr hielt mich davon ab. Bei der Zurückkunft in das Haus meines freundlichen, lieben Wirthes, des nun verstorbenen Pre-

digers von Questenberg, Herrn Hadelich, äußerte ich mein Bedauern, einem solchen Schatze, der so ausgebreitet da läge, nicht ganz nahe kommen zu können. Und da theilte mir dieser würdige Greis, zu meiner großen Freude, eine Abbildung aller jener eingegrabenen Figuren mit. Es waren an 63 Stück, aber leider! nur unbedeutende. Nur folgende Schriftzüge waren darunter, deren Entzifferung ich jedoch nicht bewirken kann:

Pxxxv
ħank ħomıx xı
Wocħen
ħAnk ħamekz

Bei allen Figuren zeigte es aber die Art der Darstellung und die Manier, in der sie gezeichnet waren, daß sie aus frühern Jahrhunderten herrührten, und nicht ein Erzeugniß neuerer Zeiten sind.

Der ganze Raum, den die Burg sonst einnahm, ist jetzt mit hohem fetten Grase und Gesträuchen überzogen. Bäume sind aus den todten Mauern aufgesprießt, was von malerischer Wirkung ist. Das lebendige Geflüster in ihren belaubten Wipfeln verscheuchte den unter Ruinen so leicht erregten wehmüthig stimmenden Gedanken an Vergänglichkeit und Auflösung, und ihr schönes lebendiges Grün rief mir laut entgegen, daß alles in der Natur dem Kreislaufe des Vergehens und Wiederauflebens folge, überall der Keim zu neuem Leben verborgen liege.

Ziemlich fest muß Questenberg zu seiner Zeit gewesen seyn, denn der Berg, der es trägt, ist rings herum durch tiefe Thäler von dem angrenzenden Gebirge getrennt, und an den mehresten Seiten sehr steil ablaufend. Er konnte daher mit Steinen oder herabgerollten Holzstücken leicht vertheidigt werden. Damit aber auch die Thäler gegen Osten und Westen gegen Einbrüche oder Durchzüge feindlicher Heere von der Besatzung der Burg beschützt und vertheidigt werden konnten, so waren vom Burgberge herab durch diese beiden Thäler, westwärts bis an den Questenberg und ostwärts bis an den Arminsberg, hohe feste Mauern gezogen, durch die nur ein Thor in jedes Thal führte. Von dem westlichen Thore sieht man noch Ueberreste dicht vor dem Dorfe Questenberg und an dem Wege, der nach Agnesdorf und Breitenbach oder in den Harz führt. Außer einem, nun bald verschütteten Brunnen, wurde der Burg auch durch eine Wasserleitung Wasser zugeführt. Von den nördlichen höhern Bergen lief es in Röhren über den Schloßgraben weg, bis in den innersten Hof. Auf der schiefen abhängigen Höhe, dem Schlosse gegenüber, liegt eine fruchtbare Wiese. Diese war vormals der Lust- und Obstgarten des Bewohners der Burg, von wo man eine schöne weite Aussicht hat.

Die Geschichte der Entstehung der Burg Questenberg liegt ganz im Dunkel der Vorzeit, aus dem sie auch schwerlich hervorgezogen werden dürfte; denn daß ein Ritter, Roland Quast, sie erbauet habe, gehört wohl nur unter die Sagen.

Im 12ten und 13ten Jahrhundert besaß sie die Familie von Knaut oder Knut. Kirche und Erbbegräbniß hatten sie in einem Kloster, das nicht fern davon lag, und mit sieben Mönchen besetzt war. Die Stelle, wo es stand, heißt noch jetzt die Klaus, und die große Glocke auf dem Questenberger Kirchthurme ist aus dem Schutte dieses Klosters herausgegraben worden. Damals hieß das Dorf noch nicht Questenberg, sondern Finsterberg (Vynsterberg), wahrscheinlich weil es zwischen finstern schattigen Bergen und Wäldern wie eingezwängt lag. Alte Urkunden bezeugen dies deutlich. Im 13ten Jahrhundert verschwand aber dieser Name, und von da an hieß es Questenberg. Als Veranlassung dazu erzählt man folgende durch Tradition bis auf uns gekommene Begebenheit.

Einer der uralten Burgherren von Knut hatte ein einziges Töchterchen, das er, da es ihm die alleinige Frucht seiner Ehe zu seyn schien, unbeschreiblich liebte. Das Kind spielte, wie alle Kinder, gern mit Blumen, und pflückte sich deren immer vor den Thoren der Burg im Gesträuch und dem nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, daß das Kind tief ins Gebüsch hineln sich verlor und oft lange ausblieb, weilte ruhig vor des Thores Pforte, bis zu seiner Zurückkunft. Dies lief lange Zeit gut ab; einstens aber — das Kind war ungefähr vier Jahre alt — blieb es ungewöhnlich lange aus. Der Abend dunkelte heran, es kam nicht zurück. Die Wärterin lief in den Wald, rief

es beim Namen, schrie und klagte, aber nur die Felsenwände gaben ihre Klagetöne zurück. Das Kind war fort. Da eilte sie in das Schloß zurück, erzählte das schreckliche Ereigniß, und Alles in der Burg versank in tiefe Trauer. Der bekümmerte Vater sandte sogleich nach allen Gegenden seine Knappen aus, und ließ die Gemeinden seiner Dörfer aufbieten, das verlorne Töchterchen aufzusuchen.

Das Kind hatte sich durch immer schönere Blumen immer tiefer in den Wald locken lassen, war in ein finsteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte, und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es sich vor der Thüre niedergesetzt, und drehete eben mit seinen zarten Fingerchen einen Blumenkranz, an dem zwei Quasten von Blümchen herabhingen, als der Köhler es mit einbrechender Nacht bei seiner Rückkehr fand. Das Kind lächelte so freundlich zu ihm hinauf, als kenne es den schwarzen Mann schon längst, bot ihm seinen Blumenkranz an, und verlangte zu essen. Der Köhler kannte weder das Kind, noch konnte er seinen Namen von ihm erfahren. Er nahm es aber mit Zärtlichkeit auf, drückte seinen rußigen Mund auf die volle Wange der lieben Kleinen, trug es in das enge Holzhaus, und pflegte sein. Mehrere Tage vergingen so. Kein Verlangen zum Vater zurück zeigte das holde Mädchen, denn es fand hier, wie vor des Vaters Burg, Blumen. Täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Händchen voll, kehrte zurück, saß dann vor dem Eingange, und flocht sie in einander zu Kränzen.

So fanden es endlich nach mehrern Tagen einige Questenberger. Groß war ihre Freude. Jubelnd und singend nahmen sie die Kleine auf, banden den Blumenkranz, den sie eben wand, an eine Stange, trugen ihn vor sich her, und der Köhler mußte mitgehen.

In tiefen Schmerz versunken, gestützt auf seine Rechte, saß der bekümmerte Vater auf dem Söller seiner Burg, blickte oft hinab auf den Weg im Thale, und eine Thräne rollte über seine Wangen, wenn er immer noch nichts kommen sah.

„Ach! sie ist todt, wilde Thiere haben sie zerrissen!" so rief er eben im höchsten Schmerze aus, und verbarg sein Gesicht, als er ganz in der Ferne ein Jubeln und Jauchzen hörte.

„Da kommt sie, da kommt sie!" schrie er laut auf; „denn wer würde es sonst wagen, sich meiner Burg jetzt mit solcher Freude zu nähern, wo Alles in tiefer Trauer liegt! Sie muß es seyn!"

Was noch in der Burg war, eilte auf diese Worte heraus vor die Thore, wo man den Weg entlang sehen konnte. Da zogen sie frohlockend den Berg heran mit dem theuern Kinde, und der Vater taumelte berauscht von Freude die Wendeltreppe der Burg herab, über den Hof und hinaus, ihnen entgegen, die sein Liebstes ihm wiederbrachten. An seinem Halse hing die kleine Jutta, umschlang ihn mit ihren zarten Aermchen, indessen des Vaters bärtiger Mund das Kind liebkosete, und es mit seinen Thränen benetzte.

Nun war Alles Jubel und Freude in der Burg. Die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghofe aufgepflanzt, und die Knappen und Bauern tanzten und zechten um sie herum bis tief in die Nacht. Zum dankbaren Andenken schenkte der glückliche Vater den Questenbergern einen Strich Waldes, und der Gemeinde des ihm auch gehörigen Dorfes Roda, den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden war. Das Holz ist nachher ausgerodet und in eine Wiese verwandelt worden, die noch gegenwärtig die Fräuleinwiese heißt und zu den Grundstücken des Predigers in Roda gehört. Ferner gab er, veranlaßt durch die Blumenquasten, welche den Kranz des Kindes zierten, seiner Burg und dem Dorfe den Namen Questenberg, und die Questenberger feierten nun jährlich diesen Tag durch Aufrichten eines Baumes auf dem höchsten Berge der Gegend, den sie mit einem Kranze, wie der des Kindes war, schmückten. Dieses Freudenfest ist nicht untergegangen. Es wird noch jetzt jährlich am dritten Pfingstfesttage, jedoch mit einigen durch die Umstände nothwendig gewordenen Abänderungen, gefeiert, und ist ein ächtes Volksfest, gewiß einzig in seiner Art.

Den jungen Burschen und Männern des Dorfes ist es nämlich erlaubt, sich die größte Eiche im Walde, die sie auffinden können, auszusuchen. Diese hauen sie am Tage vor dem Pfingstfeste ab, und nehmen ihr, eine halbe Elle vom Stamme, alle Aeste. Das Abgehauene gehört ihnen. So bleibt der Baum bis zum dritten Festtage liegen, wo sie ihn vor Aufgang der Sonne, von einem jauchzen-

den Haufen Zuschauer und mit Musik begleitet, auf den hohen sogenannten Questenberg, dicht über dem Orte, bringen. Dies muß aber, dem Herkommen gemäß, blos mit den Händen, weder durch helfende Werkzeuge, noch durch Pferde, bewerkstelligt werden. Oben auf der Höhe wird er aufgerichtet, und an seiner Spitze ein Kranz von grünen Birkenzweigen in der Größe eines Wagenrades befestigt, an dessen beiden Seiten große Quasten von eben solchen Zweigen herabhängen, gerade so, wie der Kranz des Kindes war. So war es sonst ein Jahr um das andere. Holzersparung führte aber eine Abänderung herbei, und jetzt dürfen sie nur immer nach acht Jahren einen neuen Baum aussuchen, erhalten aber dafür in den andern sieben Jahren, jedes Mal 8 Rthlr. als eine Vergütung. Im achten Jahre findet aber die Aufrichtung des Baumes in der erwähnten Art Statt.

Als ich im Sommer 1810 dies Fest mit ansah, wo der Baum erst vier Jahre gestanden hatte, geschah die Begehung desselben so: Die männlichen Einwohner des Dorfes zogen, mit Gewehren versehen, mit Federbüschen geschmückt und von Musik begleitet, früh vor Aufgang der Sonne auf den Berg. Hier nahmen sie den verdorrten Kranz des vorigen Jahres herunter, holten aus dem Walde Birkenzweige, wanden einen neuen Kranz, und zogen ihn mit vieler Mühe und Anstrengung den Baum hinan, wo er wieder für ein Jahr befestigt wurde. Dies alles geschah unterm Zulauf von einer Menge Menschen, und unter stetem Jubeln, Schießen und Musiciren. Als ge-

gegen 12 Uhr Mittags der Kranz fest saß, schoß man drei Mal durch seinen Zirkel hindurch und verließ alsdann die steile Höhe, auf der die Zahl der Zuschauer aus der umliegenden Gegend mit jeder Stunde zugenommen hatte. Unten ordnete sich die bewaffnete Mannschaft, zog mit Musik vor die Wohnung des Predigers, gab hier eine Salve, und führte diesen alsdann in feierlicher Ordnung in die Kirche, wo Gottesdienst gehalten wurde. Ich erwartete, der Prediger würde über die Entstehung des Volksfestes, oder über Volksfeste überhaupt etwas sagen, oder eine besondere moralische Anwendung und specielle Beziehung auf dieses Fest nehmen, allein von alle dem erfolgte nichts, und er sprach nur über den gewöhnlichen Text des dritten Pfingstfesttages. Die Kirche war mit Zuhörern überfüllt, und doch faßte sie kaum den dritten Theil der anwesenden Menge. Was nicht hineinging, trieb sich indessen umher, und that einzelne Freudenschüsse, selbst dicht bei der Kirche. Nach geendigtem Gottesdienste bildeten sich an verschiedenen Orten Tanzpartieen, und auf diese Art beschloß man das Fest und den Tag.

Es könnte scheinen, als ob die Wortforschung die Volkssage hervorgebracht habe, wie das nicht selten der Fall ist; indessen sehe ich nichts Unwahrscheinliches noch Unmögliches in der Tradition. Ein Vater verliert sein Kind, die Unterthanen bringen es ihm zurück, er bezeigt sich dafür dankbar; und da ihm die Begebenheit wichtig ist, so ordnet er ein jährliches Fest der Erinnerung an. Das Fest war ganz im Geiste der Volksfeste eingerichtet,

natürlich, daß es sich erhielt, und auf Ur-Ur-Ur-Enkel forterbte. Der Hergang der Begebenheit ist so ganz plan und natürlich, mit keiner Zauberei noch Unbegreiflichkeit ausstaffirt: warum sollte sie nicht wahr seyn! Ich kann freilich keine Dokumente darüber anführen, denn solche Ereignisse wurden damals selten aufgezeichnet.

Noch eine andere Reliquie aus jener dunkeln Vorzeit sieht man hier an jedem Pfingstfeste erneuert auftreten. Es muß nemlich einer der Bewohner des Dorfes Roda, das, wie erwähnt, den Holzdistrikt, worin das verlorne Kind wiedergefunden wurde, geschenkt erhielt, jährlich am zweiten Festtage vor Sonnenaufgang dem Prediger in Questenberg ein Brod und vier Stück Käse bringen. Der Prediger muß über den richtigen Empfang dieses Geschenks dem Ueberbringer einen Schein ausstellen, und dieser muß noch vor Sonnenaufgang Questenberg wieder verlassen. Geschieht dies nicht alles genau, wie es vorgeschrieben ist, kommen diese Käse zu spät, oder ist der Ueberbringer nicht zu rechter Zeit wieder fort, so hat die Questenberger Gemeinde das Recht, das beste Rind aus der Heerde von Roda von der Weide wegzunehmen. Auf dieses Recht halten die Questenberger mit vieler Strenge, und sind mit dem Grauen des Morgens schon vor der Thüre des Predigers, um zu sehen, ob sich auch der roda'sche Gesandte zur rechten Zeit mit seinem Tribut einfindet. In der dasigen Gegend hält man dafür, daß dieses alte Herkommen auch zur Zeit und bei Gelegenheit des verlornen und wiedergefundenen Kindes gegründet sey; doch scheint

mir dies unrichtig. Wie würde der freudetrunkene Vater derjenigen Gemeinde, in deren Gemarkung sein Kind gefunden wurde, und welcher er aus Dankbarkeit jenen Holzfleck schenkte, wie würde er dieser, zur Erinnerung an diesen Tag, die Bürde eines jährlichen, wenn gleich unbedeutenden Tributs auferlegt haben! Weit eher läßt sich denken, daß es eine schon ältere Abgabe an das oben erwähnte Kloster Klaus war, die, nachdem dies einging, der Pfarrei in Questenberg zugelegt wurde, und die zufällig mit jenem Volksfeste auch an dem Pfingstfeste entrichtet wird.

Nach dieser Abschweifung noch etwas von der Geschichte der Burg. Wer sie erbaute, ist unbekannt. Am wahrscheinlichsten ist es, daß es die Grafen von Hohenstein thaten. In ihrem Besitze waren sie wenigstens eine Zeitlang. Von ihnen brachten sie die Landgrafen von Thüringen an sich, welche sie nachher an die Grafen zu Stolberg verpfändeten. Späterhin kam sie an das sächsische Haus zurück, und erst im Jahre 1649 belieh der Kurfürst Johann Georg von Sachsen die Grafen zu Stolberg, und zugleich mit ihnen die Grafen, jetzt Fürsten von Schwarzburg, mit dem Schlosse Questenberg und allen seinen Zubehörungen. In dem darüber sprechenden Dokumente *) wird Questenberg ein Schloß genannt, an welchem sich der Kurfürst das Oeffnungsrecht vorbehält, und von welchem immer wie von einem noch ganz festen Platze gesprochen wird. Man sieht

*) das in v. Rohrs Merkwürdigkeiten des Oberharzes, S. 59 steht.

hieraus, daß es damals noch völlig im Stande war, und den 30jährigen Krieg glücklich überlebt hatte. Damit stimmt auch die Erzählung der Bewohner des Dorfes Questenberg überein, welche sagen, daß ihre Vorfahren im Laufe dieses Kriegs sich öfter auf das Schloß geflüchtet und ihre Habseligkeiten darin versteckt gehabt hätten. Ja, man weiß aus dieser Zeit noch, daß im Jahre 1633 von dem schwedischen Generallieutenant, Herzog Wilhelm zu Sachsen, eine Kompagnie Landmiliz in der Grafschaft Stolberg errichtet wurde, welche ein geborner Mühlhäuser, Valentin Rothmahler, vormals Korporal unter Wallenstein, als Hauptmann kommandirte. Diese wurde als Besatzung auf das Schloß Questenberg gelegt, mit dem ausdrücklichen Befehle, „die Harzschützen, Schnapphäne und Buschklepper (was wir jetzt etwas zierlicher Marodeurs nennen), welche Straßen und Wälder unsicher machten, aufzufangen und nach Erfurt abzuliefern."

Nach dem 30jährigen Kriege ist das Schloß nicht weiter bewohnt worden, und nach und nach verfallen. Jene Schätze aber, die man in diesem Kriege dahin versteckte, läßt die Sage noch immer oben seyn. In einem großen Braukessel liegen sie da alle beisammen, der in einem der unterirdischen Gewölbe steht und von einem Geiste bewacht wird. Einst ging einmal des Sonntags ein Einwohner aus Questenberg auf die Burg, besah die mürben Reste, kroch überall herum und kam auch an eine Stelle, wo es tief in die Erde hinab ging. Er drängte sich durch das dichte rankende Gesträuch, ging immer mehr abwärts

und kam an einen dunkeln Gang. Die Neugierde ließ ihn weiter gehen, und da gewahrte er endlich im Hintergrunde, wohin kaum noch ein Schimmer von Tageslicht fiel, eine runde Oeffnung in dem Boden. Als er dicht vor dieser stand, erschien plötzlich ein Geist in einen Schleier gehüllt. Es wurde hell, und der erschrockene Mann sah vor sich den Braukessel mit puren Goldstücken angefüllt, von dem ihm gar oft schon die Großmutter erzählt hatte. Ob er gehen, oder nehmen solle, das wußte er nicht. Da sprach der Geist mit hohler Stimme: — „Nimm eins der Goldstücke, komm alle Tage wieder und nimm dir eins, aber, nimm nie mehr als eins!" — und verschwand. Der Mann nahm nun eins der Goldstücke, steckte es hurtig ein, und eilte mit klopfendem Herzen vor Angst und Freude nach der Oeffnung zurück, merkte sich aber den Ort genau, und ging, zehn Mal nun besehend das Geschenk des Geistes, nach seiner Wohnung zurück. Tags darauf kam er wieder. Der Geist war nicht da, aber der Braukessel mit Gold. Er nahm sich wieder ein Stück. Den dritten, vierten, fünften Tag fand er sich wieder ein, holte immer ein Goldstück, und so trieb er's fort, wohl ein Jahr lang. Seine Hütte hatte er während dessen in ein stattliches Haus umgewandelt, sich viele Aecker und Wiesen gekauft, schönes Zugvieh angeschafft, und kein Bauer im Dorfe konnte es ihm gleich thun.

Mit dem zunehmenden Wohlstande nahm aber auch sein Uebermuth zu. „Wozu soll ich arbeiten, sprach er, ich kann ja der Ruhe pflegen!" Und nun hielt er Knechte

und Mägde, die das Feld bauen mußten, und saß im Lehnstuhl, oder ritt auf einem stattlichen Gaul hinaus ins Feld, die Saat zu besehen, die er sonst selbst ausgestreuet hatte. Nur den täglichen Gang nach dem Braukessel machte er selbst. Als nun der Mammon immer mehr anwuchs — denn so ein Goldstück war wohl an die zwanzig Thaler werth — und sein Stolz mit ihm, da kam ihm der Gedanke bei, daß es doch sehr lästig sey, täglich um eines Goldstücks wegen, den hohen Berg erklimmen zu müssen, er wolle das nächste Mal zwei Goldstücke nehmen. Er that's, nahm Tags darauf zwei Goldstücke und trieb dies so einen ganzen Monat hindurch. Auch damit noch nicht zufrieden, sprach er: — „Ei, was soll ich mich täglich quälen und nur zwei Goldstücke holen! Der ganze Schatz ist ja doch für mich bestimmt, ob ich ihn nun nach und nach oder auf ein Mal hole, das wird wohl dem Geiste einerlei seyn. Ich werde gehen, und den ganzen Braukessel auf ein Mal leeren, dann brauche ich mich doch nicht weiter zu bemühen!" Des andern Tags packte er viele Säcke auf, keuchte den Berg hinan — denn die gute Kost und das gemächliche Leben hatten seinen Körper wohl genährt — langte bei der bewußten Oeffnung ganz ermattet an, setzte sich erst nieder, um wieder zu Kräften zu kommen, freute sich, daß diese lästigen Gänge hierher nun aufhören würden, berechnete schon, was er nun beginnen wolle, wenn alle die mitgenommenen Säcke wohlgefüllt erst in seinem Hause ständen, wie er dann ein großes Rittergut kaufen, in einem schönen Glaskasten mit Vieren

bespannt fahren, viele Gäste bei sich sehen und mit diesen zechen wolle, trotz den alten Rittern auf Questenberg, und dergleichen mehr. Nun stand er auf, nahm die Säcke, ging durch den dunkeln Gang und langte bei dem Braukessel an, der trotz dem, was schon nach und nach weggeholt war, immer bis an den Rand gefüllt blieb. Er nahm den ersten Sack, kniete nieder an den Rand des Kessels, fuhr mit beiden Händen in das Gold gierig hinein, und wollte eben die erste Ladung in den Sack werfen, als plötzlich der ganze Braukessel vor ihm mit schrecklichem Geprassel hinabsank, Feuerflammen und Schwefelgestank heraufqualmten und der betäubte Thor fast ohnmächtig zurückfiel. Fort war der Schatz, hin alle die schönen lustigen Luftschlösser. Kein Braukessel erschien wieder, so oft auch der Nimmersatt wiederkam, der nun gern immer nur ein Goldstück genommen hätte, wenn's vergönnt gewesen wäre.

Seit der Zeit ist der schöne goldne Braukessel lange nicht wieder gesehen worden, bis er endlich einmal von ein Paar Jesuiten, die davon hörten, aufgesucht und auch gefunden ward. Ihrem trunknen Blicke zeigte er sich, voll des glänzendsten Metalls, und schon schickten sie sich an, den Schatz zu heben, als plötzlich der Geist ihnen erschien und sprach: „Nicht euch sind diese Reichthümer beschieden, und nie könnt ihr sie heben. Das Schicksal bestimmt sie einem Grafen von Stolberg, der zweierlei Augen haben wird. Diesem allein darf ich sie übergeben; aber bis dieser kommt, schützt sie mein mächtiger Arm gegen jeden Angriff. Fort mit euch!" Voll Angst und Entsetzen flohen die Je-

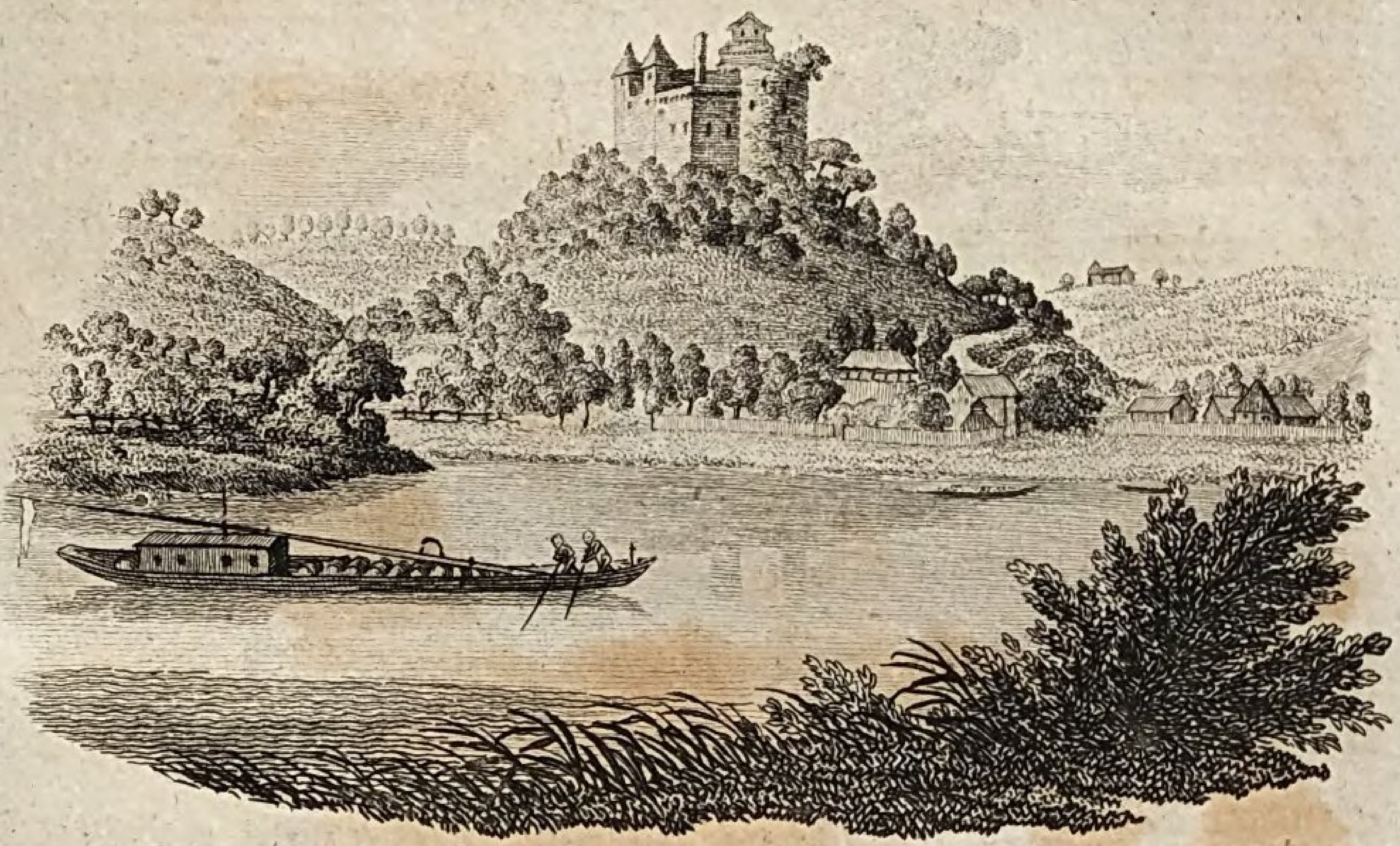
suiten, und erzählten den Anwohnern die seltsame Begebenheit. Noch ist kein Graf von Stolberg mit zweierlei Augen geboren worden, der Schatz also noch vorhanden.

* * *

Eine Abbildung der Questenberger Ruinen giebt es meines Wissens nicht. — Außer den von mir selbst aufgefaßten Bemerkungen haben zur Bearbeitung dieser Nachrichten mitgewirkt: 1) Rohrs Merkwürdigkeiten des Unterharzes. 2) Die deutsche Monatsschrift von 1795, 1ster Band, S. 60; und 3) Anwendung der Ordnung des Heyls, den Kindern in Questenberg, welche zum erstenmale das heilige Abendmahl genießen, zur erbaulichen Wiederholung in Druck gegeben. Stolberg, 1776. 8. — Dem Titel nach sollte man in dieser letzten Schrift nichts weniger als historische Nachrichten erwarten, und doch hat der Verfasser, der Prediger in Questenberg war und Kranold hieß, die sechs Bogen starke Vorrede ganz damit angefüllt, und besonders viel von der Gegend um Questenberg mitgetheilt.

23.

Scharfenberg
bei Meißen, im Königreiche Sachsen.



Scharfenberg an der Elbe.

Horcht! in ihren öden Hallen
Heult der Wind so schauerlich!
Wenn die Mörtelsteine fallen,
Heben leise Seufzer sich.
Wißt ihr nicht? vor grauen Jahren
Blühte hier ein stolzes Haus;
Ritter, die einst furchtbar waren,
Liegen nun in Schutt und Graus!

Justi.

23.

Scharfenberg.

Die reizenden Ufer der Elbe, von Lowositz in Böhmen bis tief unter Meißen hin, schmückt gar manche Ruine einer alten Ritterburg. Scharfenberg gehört auch darunter. Seine malerischen Reste ertheilen der Landschaft einen ganz vorzüglich lieblichen Reiz. Am linken Ufer der Elbe liegen sie zwei Stunden oberhalb Meißen, auf einem von drei Seiten freistehenden Berge, von welchem man eine der reichsten und ausgebreitetsten Aussichten über eine Gegend hat, in der sechs Städte und zwanzig Dörfer deutlich zu erkennen sind.

Gewöhnlich giebt man den Kaiser Heinrich I als den Erbauer, und das Jahr 933 als das der Entstehung von Scharfenberg an. Erwiesen kann dies freilich nicht werden, aber alle Umstände sprechen für diese Angabe. Unter Kaiser Otto I soll es aber erst vollendet worden sein.

Nach einer Urkunde von 1289, worin es Scarphenberch genannt wird, gehörte die Burg damals den Markgrafen von Meißen. Von ihnen kam sie, wahrscheinlich

als Lehn, an die Ritter Vitzthum von Eckstädt. Diese befestigten das ohnehin schon feste Schloß noch mehr, und fingen nun an zu rauben und vom Stegreife zu leben. Das trieben sie eine ziemlich lange Zeit so, bis sie es dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren zu bunt machten. Er belagerte 1415 ihre Burg, nahm sie ein, jagte die Herren aus dem Lande, und gab den damals sehr begüterten Rittern von Schleinitz sie zu Lehn, welche sie zu Ende des 15ten Jahrhunderts an die Familie von Miltiz verkauften, deren Eigenthum sie noch ist.

Seine gegenwärtige Gestalt erhielt es von einem kursächsischen geheimen Rathe Haubold von Miltiz im Jahre 1653. Folgende nach der Elbseite am Schlosse angebrachte und noch vorhandene Inschrift sagt das:

Scharffenberg, nobilium a Miltiz sedem avitam, Anno 938 ab Henrico aucupe coeptam, post ab Ottone I absolutam, de hinc varie deformatam, praesenti formae restituit Haubold a Miltiz Anno MDCLIII.

Er bauete es fast ganz neu auf, ließ auch die Keller und Viehställe in den Felsen einhauen. Wie lange es bewohnt worden, weiß ich nicht. Verlassen war es aber schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und fing seitdem an zu verfallen. Am 20. August 1783 wurde es durch einen Blitzstrahl in wenigen Minuten größtentheils in eine Ruine verwandelt. Nur die Nebengebäude blieben unversehrt, und zeigen noch jetzt deutlich sowohl den derben Styl der Bau- und Befestigungskunst des Mittelalters, als den leichtern des siebzehnten Jahrhunderts.

Im Schwedenkriege (1706) ließ der damalige Burgherr hinter dem Schlosse Laufgraben und Batterien anlegen, und alle seine Unterthanen bewaffnen. Er that es wohl nur, um sich gegen diejenigen Krieger zu sichern, die sich und ihren Stand durch öffentliches Berauben des Privatmannes entehren und im Kriege alle Rechte und Verhältnisse mit Füßen treten zu können meinen; denn als eine Festung mögte Scharfenberg wohl weder von Bedeutung noch von langer Haltbarkeit gewesen seyn. Zur Zeit dieses Krieges, oder schon im 30jährigen, soll sich bei einem feindlichen Ueberfalle ein Fahnenjunker mit seiner Fahne durch einen Sprung aus einem Fenster der Burg herab gerettet haben, und auch glücklich entkommen seyn. Ob der junge Mensch diesen Sprung in der Angst seines Herzens oder aus der militärisch-edeln Absicht that, die Fahne nicht in des Feindes Hände kommen zu lassen, darüber schweigt die Tradition. Kurz, die Geschichte soll geschehen seyn, und eine steinerne Urkunde darüber findet man noch jetzt an der Hauptfronte des Schlosses. Da ist nemlich eine geharnischte Figur in Lebensgröße zu sehen, welche eine Fahne mit dem Miltizischen Wappen hält. Schade nur, daß man damals nicht mehr in Harnischen focht, und daß es keine Miltizische Armee gegeben hat; denn wie hätte sonst das Wappen dieser Familie auf die Fahne kommen können? Das geharnischte Bild muß also wohl eine andere uns unbekannte Beziehung haben, und nur in neuern Zeiten, zur Bewährung jener Sage, so gedeutet worden seyn.

Am Fuße des Burgberges, dessen Abhang nach der Elbe zu mit Weinreben besetzt ist, liegen verschiedene Häuser nebst einer Mühle.

* * *

Den Stoff zu Vorstehendem erhielt ich von unbekannter Hand zugeschickt. So auch eine Ansicht von Scharfenberg, welche, etwas verkleinert, hier beigefügt ist. In dem Taschenbuche: Tempe, Blüthen deutscher Dichter, herausgegeben von F. Loos; Leipzig bei Gleditsch (ohne Jahrzahl), befindet sich auch eine kleine Ansicht von Scharfenberg, von Zingg gezeichnet und von Darnstedt gestochen. Vorzüglicher sind zwei große kolorirte Ansichten von Jentsch, Hammer und den beiden Vizani's.

24.

Starkenburg
an der Bergstraße im Großherzogthum Hessen.

Dem Wechsel unterthan ist alles, was die Zeit
Auf ihrer Flucht berührt, und unersättlich strebt
Nach ihrem Raube die Vergangenheit.

24.

Starkenburg.

Die Ruinen dieser Burg findet man auf einem Berge bei der Stadt Heppenheim an der Bergstraße.

Unter dem Namen der Bergstraße versteht man vorzüglich jene, an dem Fuße der Odenwalder Gebirge hinlaufende, auf 6 Meilen weit von Bessungen bei Darmstadt bis nach Heidelberg sich erstreckende, breite, mit hohen Nuß- und andern Bäumen eingefaßte Landstraße, welche schon den Römern bekannt war, und den römischen Kaisern Probus, Gratian und Valentinian ihren Ursprung zu verdanken haben soll. Diese Bergstraße hat dem ganzen umliegenden Lande ihren Namen mitgetheilt. Man ist daher schon längst gewohnt, sich darunter ein ganzes Land vorzustellen, das unter die schönsten und fruchtbarsten gezählt wird.

In dieser schönen Gegend nun, und gerade in der Mitte der Bergstraße, liegt auf einem fast ganz isolirten vorliegenden Berge die Ruine der Starkenburg, von welcher jetzt ein Fürstenthum benannt wird, das dem Groß-

herzoge von Hessen gehört. Der Berg, welcher die Starkenburg trägt, wird in alten Urkunden des Klosters Lorsch, Burcheldon und Burgshelden genannt — eine Benennung, die schon auf eine frühere Burg auf diesem Berge hinzuweisen scheint; denn schon damals, als die Starkenburg erbauet wurde, und vorher, hatte jener Berg diesen Namen. Wahrscheinlich wird dadurch die Meinung Einiger, welche behaupten, daß schon die Römer auf diesem Berge ein Kastell zur Deckung ihrer Heerstraße angelegt hätten.

Dem sey indessen wie ihm wolle, wir wissen, daß Starkenburg im Jahre 1066 von Ulrich, Abt des nahe gelegenen Klosters Lorsch, bei Gelegenheit einer Fehde mit dem Bischof Adelbert von Bremen, erbauet worden ist. Diese Fehde entstand dadurch, daß Adelbert vom Kaiser Heinrich die reiche Abtei Lorsch geschenkt verlangte.

In welcher Lage sich damals das deutsche Reich unter diesem Kaiser befand, und wie dieser schwache Fürst sich stets von den Eingebungen des schlauen Adelberts lenken ließ, ist bereits bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg *) erzählt worden, wohin daher verwiesen werden kann.

Adelbert, der wohl wußte, daß durch jenes Begehren die Zahl seiner Feinde, deren er ohnehin schon so viele hatte, sich noch um vieles vermehren würde, suchte daher die Sache schlau einzuleiten. Er führte Heinrichen, als

*) Im ersten Bande, S. 249 u. f.

er in Worms das Osterfest feierte, so wie von ungefähr, nach Lorsch, wo er feierlich empfangen und prächtig bewirthet wurde. Unter den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen und Versprechungen suchte der Erzbischof den Abt Ulrich für sich zu gewinnen, indessen er durch einen Juden, seinen Liebling, die Mönche des Klosters in Betreff ihrer Gesinnungen gegen den Abt, und auch über dessen Lebensart ausforschen ließ. Da er nun nichts als Gutes und Lobenswürdiges hörte, so mußte der Jude auf seinen Befehl geradezu den Mönchen die Eröffnung machen, daß die Abtei Lorsch bereits seinem Herrn, dem Erzbischofe, mit allem Zubehör geschenkt worden sey. Mit größter Bestürzung hörten die Mönche diese unerwartete Neuigkeit. Sie eilten, ihrem Abte die Nachricht davon zu ertheilen; aber dieser war schlau genug, den Schmerz in seinem Innern zu verbergen, und sich äußerlich ganz unwissend zu stellen. Als bald darauf der Abt Ulrich nach Basel von dem Könige gefordert wurde, so erschien er zwar, aber mit seiner gewöhnlichen zahlreichen Begleitung, und in fürstlicher Pracht. Ein Soldat verrieth aber Ulrichen beim Eingang in die Stadt den Plan, daß er nemlich sammt seiner Begleitung dem Erzbischofe Adelbert geschenkt worden sey, um solches alles nach Sachsen abführen zu dürfen. Natürlich kehrte Ulrich mit seinem Gefolge um, und vereitelte dadurch die Absicht des Königs und des Bischofs. Allein — letzterer ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er beredete den König, ein gewisses Lehen für einen seiner Günstlinge von dem Lorscher Abte

zu begehren, welches Lehen für die Abtei von großer Wichtigkeit war. Der Erzbischof dachte ganz gewiß, daß der Lorscher Fürst solches abschlagen, und dadurch die Ungnade des Königs sich zuziehen werde. Lange blieb auch der Abt unschlüssig, was er thun solle; doch — um den Netzen des Erzbischofs zu entgehen, gab er dem Könige, was er verlangte, welcher dagegen dem Abte das Versprechen that, die Lorscher Abtei niemals mehr durch eine dergleichen Bitte oder einen Befehl zu belästigen. Dies waren aber leere Worte. Denn kaum war der Erzbischof nach Sachsen mit dem Könige verreist, als er den König an sein früheres Versprechen, ihm die Abtei Lorsch zu verschaffen, erinnerte, und sich den Vollzug erbat. Der König war schwach genug, in sein Begehren zu willigen. Er übergab dem Erzbischof die Abtei Lorsch, und es wurde der Abt daselbst durch den Bischof von Bamberg auf Befehl des Königs nach Goslar citirt. Der Abt ward eben krank, als er das Vorladungsschreiben erhielt. Er schickte daher Entschuldigungsschreiben an den König, aber nur mit Mühe konnte er für wenige Tage Aufschub erhalten. Noch war er am wiederholten Termine von seiner Krankheit nicht hergestellt. Einen Gesandten schickte er deshalb statt seiner zum Könige, der aber nicht allein nicht angenommen, sondern schimpflich abgewiesen, und ihm ein scharfes Drohungsschreiben vom Könige mitgegeben wurde, worin der Abt des Ungehorsams und der Empörungssucht angeklagt, und ihm ein weiterer Termin auf Allerheiligen nach Goslar angesetzt wurde.

Nun wurde es dem guten Abt Ulrich bange. Er beschloß, so sehr ihm auch seine Geistlichen und Ritter abriethen, den Befehlen des Königs zu gehorchen; und so krank er auch noch war, so bestieg er doch das Pferd, und wollte eine Reise unternehmen, die seinen Kräften nicht angemessen war. Allein — er kam nicht weit; denn nicht fern vom Kloster stürzte er vom Pferde, und wurde halbtodt ins Kloster zurückgebracht. Alles im Kloster war jetzt im höchsten Grade gegen Adelbert erbittert. Wüthend über ein solches despotisches Verfahren des Königs, schwuren sie alle den fürchterlichsten Eid, mit Blut und Leben ihren Abt und Fürsten zu vertheidigen und zu schützen. Mit ganz unbegrenztem Eifer fingen sie an, den unweit Lorsch gelegenen Berg Burkhelden zu befestigen, eine Burg darauf anzulegen, mit Thürmen, Mauern und Schanzen zu umgeben, und Besatzung hineinzulegen. So entstand die Starkenburg, schnell, aber stark, ganz ihres Namens würdig. Der König erfuhr kaum die ganz unerwartete Nachricht von der Rüstung der Lorscher Edelleute und der Erbauung einer Festung zu ihrer Vertheidigung, als er ein scharfes Abmahnungsschreiben sowohl an den Abt Ulrich, als auch an dessen Konventualen erließ, welchen letztern er auf das strengste untersagte, dem Abte ferner Gehorsam zu leisten. Ulrich war gutmüthig genug, sich abermals den Fallstricken Preis zu geben, die ihm gelegt wurden. Er beschloß, den Befehlen des Königs sich zu unterwerfen, und begab sich nach Mainz in die St. Albans-Abtei. Die Ritter und Dienstleute von Lorsch aber,

unzufrieden mit diesem unvorsichtigen Schritte ihres Fürsten, eilten ihm nach, riefen ihn zurück, und übergaben ihn dem Grafen Adelbert von Kalwe zur Verwahrung und Aufsicht. Erzbischof Adelberts Plane waren nun abermals vereitelt; ihm blieb also nichts übrig, als die Starkenburg zu belagern. Er that dies auch wirklich, nachdem er zuvor den König nach Tribur gebracht hatte. Die Belagerung, welche er in Person dirigirte, dauerte aber länger, als er vermuthete. Die Zwischenzeit benutzten die Reichsfürsten, den König auf dem Reichstage zu Tribur (1066) dahin zu bewegen, daß er den Erzbischof Adelbert von sich entließ. Doch es wollte Heinrich sich nicht dazu bequemen. Als aber die Fürsten Gewalt gebrauchten, und den königlichen Pallast mit Wache umgaben, so dachte Adelbert bei der ersten desfalls erhaltenen Nachricht auf seine Flucht. Aber nur mit Mühe konnte er der Gefahr, die ihm drohete, entrinnen.

Das Reich war nun von einem fürchterlichen Feinde befreiet, die Belagerung der Starkenburg war aufgehoben, und der Abt von Lorsch von einem Nebenbuhler erlöset, der ihn doch über kurz oder lang würde zu Grunde gerichtet haben. Die Erzbischöfe Siegfried von Mainz, Hanno von Köln, so wie die Herzöge Rudolf von Schwaben und Gottfried von Lothringen, die das Meiste zur Vertreibung des Erzbischofs Adelbert beitrugen, suchten nun in dem Reiche alles wieder gut zu machen, was ein kindischer, irregeführter König darin verdorben hatte. Den Fürstabt von Lorsch beschieden sie nicht sowohl vor

den König, als vor die Reichsversammlung, damit er daselbst die ihm gebührende Ehrenrettung und Genugthuung erhalten solle.

Abt Ulrich berathete sich dieser Sache wegen mit seinen zwölf vornehmsten Lehnträgern, welche seinen fürstlichen Heerschild ausmachten. Jeder davon brachte gar bald hundert bewaffnete Ritter zusammen, welche einen prächtigen, überaus glänzenden Heereszug bildeten, in dessen Mitte der Abt, mit allem fürstlichen Glanze ausgeziert, einherzog, und so mit seinen 1200 Rittern vor dem Angesichte des Königs und der Reichsversammlung erschien. Heinrich nahm ihn nicht allein sehr gnädig auf, sondern er kassirte auch auf der Stelle und vor der ganzen Versammlung der Reichsfürsten alle die Edikte und Befehle, die er vormals gegen ihn hatte ergehen lassen. Er versicherte ihm seine königliche Gnade und seinen Schutz, überhäufte ihn mit allen möglichen Ehrenbezeigungen, und entließ ihn nicht ohne Rührung. Die Rückkunft des Abts in sein Kloster war, wie leicht zu denken, höchst freudevoll für ihn und seine Untergebenen, welche alle bald darauf ein neues Vergnügen genossen, indem der König Heinrich dem Kloster seine Freiheits- und Immunitätsprivilegien erneuerte.

Ulrich reiste nach wiederhergestellter Ruhe zum Papste Alexander II nach Rom, um allen fernern Intriguen des Erzbischofs von Bremen vorzubeugen, und erhielt von besagtem Papste ein erneuertes Immunitätsprivilegium für sein Kloster im Jahre 1070. Um aber auch dem Klo-

ster alle äußere und innere Sicherheit zu verschaffen, so wurde von dieser Zeit an nicht allein im Kloster selbst eine starke militärische Besatzung gehalten, sondern auch die Starkenburg wurde noch mehr befestigt, und stets in wehrhaftem Stande gehalten.

Als aber das Kloster Lorsch nach und nach in Verfall gerieth, und dessen allzu mächtige Vasallen und Vögte die Besitzungen des Klosters so viel als möglich erblich an sich zu bringen suchten, so waren auch ihre Begierden stets nach dem Schlosse Starkenburg gerichtet. Da jedoch keiner es dem andern gönnte, so blieb es zwar noch dem Kloster, allein — dieses wurde endlich gezwungen, aus Noth es an einen der Magnaten desselben zu versetzen. Dies geschah unter dem letzten Abte Konrad, der im Anfange des 13ten Jahrhunderts, und bis zum Jahre 1229, aber schlecht, regierte, und daher auch abgesetzt wurde.

Die Verwaltung des Klosters wurde hierauf dem Erzbischofe Siegfried II von Mainz von dem Papste Gregor IX übertragen, nachdem Siegfried vorher schon die Starkenburg mit eigenem Gelde wieder eingelöset und dem Kloster zurückgegeben hatte. Als Siegfried im folgenden Jahre 1230 starb, übertrug Gregor dem neuen Erzbischofe Siegfried IV die Administration des Klosters, damit die Starkenburg, als der stete Zankapfel der Magnaten des Klosters, welche alle noch immer darauf ausgingen, sie für sich zu erobern, nicht von einem oder dem andern wirklich weggenommen würde, was für das Kloster, für das Erzstift Mainz, und für alle benachbarte

Diöcesen ein unersetzlicher Schade gewesen wäre. Dies ist gewiß ein deutlicher Beweis, wie wichtig damals die Starkenburg für die ganze Gegend gewesen seyn muß. Aber sie wurde es in der Folge noch mehr. Denn als bald nach obigem Vorfalle der Erzbischof Siegfried III von Mainz im Jahre 1232 die Abtei Lorsch mit allen ihren der Raubsucht der Vasallen noch entrissenen Besitzungen vom Kaiser Friedrich II geschenkt erhielt, wurde die Starkenburg eine Vormauer und Schutzwehr des ganzen Mainzer Staates. Aber — wie es öfters in größern Festungen geschieht, daß man sich, eine allzu große Sicherheit träumend, eine Nachlässigkeit in Bewahrung und Vertheidigung derselben zu Schulden kommen läßt, und dadurch dem Feinde freiwillig oder gedrungen die Thore öffnet — eben so ging es mit der Starkenburg. Der Erzbischof von Mainz hatte die unruhigen und ausgearteten Benediktiner aus dem Kloster Lorsch gejagt, und Cistercienser an deren Statt eingesetzt. Die Vertriebenen, des guten Klosterlebens gewohnt, wollten sich aber nicht vertreiben lassen, sondern suchten sich mit Gewalt zu behaupten.

Der Bischof Heinrich von Speier, und dessen Bruder, Graf Emich von Leiningen, standen ihnen hierin bei. Sie erschienen mit weniger Mannschaft vor der Starkenburg, und forderten sie zur Uebergabe auf. Die Sorglosigkeit, in der man sich daselbst befand, und zugleich die Treulosigkeit der Burgmänner, welchen die Festung anvertraut war, verschafften den Belagerern gar bald den Besitz der Starkenburg 1249. Allein — wie

sehr wurden die Mönche in ihrer Hoffnung getäuscht! Nicht für sie war die Starkenburg erobert, nein, die Eroberer behielten sie für sich selbst. Der Erzbischof von Mainz, dem an dem Besitze der Starkenburg alles gelegen, der aber zu schwach war, die Räuber aus ihrem sichern Neste wieder zu vertreiben, nahm seine Zuflucht zu Klageschriften, die er an den Papst Innocenz abschickte. Sie hatten auch in so weit Wirkung, als der Papst im Jahre 1251 eine scharfe Bulle gegen jene Räuber erließ, sie mit dem Kirchenbanne belegte, und ihnen auch ernstlich befahl, die Starkenburg alsbald an das Erzstift Mainz auszuliefern. Allein, weit entfernt, diesem Befehle Folge zu leisten, oder den Bannstrahl zu fürchten, behielten vielmehr diese das Schloß noch in engerm Verwahrsam, und zwar bis zum Jahre 1253, wo es erst durch List an den Erzbischof Gerhard I zurückkam. Es waren nemlich sowohl der Bischof von Speier als der Graf von Leiningen geneigt, die Festung an das Erzstift zurückzugeben, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch das Mainzer Domkapitel die Schenkungsbriefe über die Pfarreien Bensheim und Handschuchsheim an der Bergstraße wieder herausgeben, und eine förmliche Resignationsurkunde desfalls ausstellen sollte. Das Domkapitel willigte zum Schein in dieses Begehren, stellte die verlangte Urkunde, jedoch nur von einem Theile des Kapitels unterschrieben, aus, und übergab solche dem Grafen von Leiningen, der alsdann mit seinen Söldnern von der Veste Starkenburg abzog, und sie dem Erzstifte über-

ließ. Kaum war aber dies geschehen, und das Schloß mit einer guten mainzischen Besatzung versehen, als der Dompropst und der Theil des Domkapitels, welcher die Urkunde nicht unterschrieben hatte, gegen deren Ausstellung protestirten. Diejenigen Kapitularen, welche die Urkunde ausgestellt hatten, traten bei, und behaupteten, daß nur der Drang der Umstände sie dahin vermocht hätte, und daß sie nie im Ernste daran gedacht hätten, die Rechte des Kapitels zu veräußern oder zu verhandeln. Nun trat auch der Erzbischof auf, und bezeugte durch eine feierliche Urkunde, daß jene Resignation von einigen Domkapitularen einseitig und widerrechtlich geschehen sey, und daß weder diese Wenigen, noch das ganze Kapitel befugt gewesen, jene Pfarreien, ohne Einwilligung des Erzbischofs, zu veräußern. Er vernichtete also die Kraft der Resignationsurkunde, und gab dagegen dem Domkapitel eine neue Bestätigungsurkunde über die beiden Pfarreien Bensheim und Handschuchsheim; auch versprach er in Ansehung der gänzlichen Entfernung der verrätherischen Burgmänner von Starkenburg, und der Vertreibung der Mönche von Lorsch, ganz den Rath des Domkapitels zu befolgen. Die Folge war, daß die Benediktiner von dieser Zeit an nicht mehr nach Lorsch kamen, und kein verrätherischer Freund mehr die Starkenburg den Feinden des Erzbischofs überlieferte. Aber man war auch mainzischer Seits durch Schaden klüger geworden. Starkenburg erhielt von dieser Zeit an nicht allein mehr Burgmannschaft, wie vorher, sondern auch einen Burggrafen, dem das

Kommando jener Burgmannschaft sowohl, als auch die ganze Verwaltung des Schlosses mit Zubehör übertragen wurde. Der erste Burggraf kommt im Jahr 1267 in einer Urkunde vor, nach welchem man die Folge der Burggrafen unausgesetzt findet, bis zum Jahre 1803. Denn das Burggrafiat wurde aufgehoben, als die Starkenburg sammt Zubehör den hessendarmstädtischen Landen zugetheilt ward. Ein Burggraf zu Starkenburg war aber in neuern Zeiten nicht sowohl der Kommandant der Veste, als vielmehr der Oberamtmann und Oberrichter über das ganze Oberamt Starkenburg. In frühern Zeiten aber, wo derselbe zugleich Festungskommandant gewesen ist, hatte er auch für die Besatzung des Schlosses zu sorgen, die Mannschaft zu stellen und zu unterhalten, wozu ihm gewisse Gefälle angewiesen waren, die ziemlich beträchtlich gewesen sind.

Unter den Burgmännern zu Starkenburg haben sich zu allen Zeiten aus den vorzüglichern Familien des rheinischen Adels, ja selbst Grafen befunden, wie noch heut zu Tage die Grafen von Erbach und andere, Burglehn zu Starkenburg besitzen. Eine burgmännische Familie, welche in mittlern Zeiten bekannt war, hatte sogar den Beinamen „von Starkenburg" und gehörte zum Ritterstande.

Die große Sorgfalt, welche die Erzbischöfe von Mainz, nachdem sie einmal gewarnt waren, auf die Starkenburg verwendeten, diente in der Folge stets zu ihrer vorzüglichen Sicherheit. Als Erzbischof Peter von Mainz im Jahr 1313, nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII die Wahl Ludwigs von Baiern gegen Friedrich

von Oesterreich vorzüglich begünstigte und zu Stande brachte, zog er sich nicht allein den Haß der Oesterreicher, namentlich des Gegenkönigs Friedrich von Oesterreich und dessen Bruders Leopold zu, sondern es drohte auch seinem Lande ein blutiger Krieg, dessen Gefahren abzuwenden er sich alle Mühe gab. Zwei Urkunden (bei **Würdtwein** in Subsid. diplomat. I. p. 454 et 456) vom Jahr 1318 lehren uns deutlich, welche Sorgfalt der Erzbischof angewendet habe, um die Starkenburg sowohl, als die Schlösser Fürstenau und Weinheim in besten Vertheidigungsstand zu setzen. Diese und noch andere gute Vorkehrungen, die er ganz zweckmäßig allenthalben eingeleitet hatte, machten auch, daß die Oesterreicher nichts gegen ihn ausrichteten.

Eben so glücklich, aber auch eben so sorgfältig war Peters Nachfolger, der Erzbischof Matthias. Denn als Kaiser Ludwig im Jahr 1323 von dem Papste mit dem Kirchenbanne belegt wurde, die drei geistlichen Kurfürsten aber dieses Strafgesetz verkündigen mußten, zog sich der Erzbischof, welcher den Staaten des Kaisers, als Pfalzgrafen beim Rhein, am nächsten lag, nicht allein den Haß, sondern auch die Befehdung des Kaisers zu. Da aber der Erzbischof alle seine Festungen, namentlich Starkenburg, in besten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, konnte ihm Ludwig nichts Sonderliches anhaben. Der Papst, dem dieser Eifer und die Standhaftigkeit des Erzbischofs sehr wohlgefiel, gab demselben, zur Schadloshaltung für die angewendeten Kosten zur Vertheidigung der Burgen Star-

kenburg und Weinheim, die Pfarrei Gernsheim am Rheine, mit allen davon abhangenden Rechten und Nutzungen, welche damals sehr beträchtlich waren.

Der Erzbischof Heinrich III, der eine sehr unruhige Regierung hatte, und auch mit dem Domkapitel in Zwiespalt lebte, weil er gegen den Willen desselben im Jahre 1328 vom Papste ernannt worden war, übergab, um Ruhe zu bekommen, dem Domkapitel unter andern die Burgen Starkenburg und Wildenberg (im Odenwalde), jedoch ohne Gülten und Gefälle. Der damals angestellte Kurverweser, Kuno von Falkenstein, ging noch weiter. Er versetzte im Jahre 1348 die zum Schlosse und dem Oberamte Starkenburg gehörige Stadt Bensheim um 5000 Pfund Heller an die Grafen Johann und Eberhard von Katzenelnbogen; doch wurde diese Pfandschaft sieben Jahre später von dem Erzbischofe Gerlach wieder eingelöset. Dies geschah aber nur, um sich aus einer andern und größern Verlegenheit zu reißen. Dieser Erzbischof wurde nemlich im Jahre 1346 an die Stelle des abgesetzten Heinrichs III vom Papste ernannt; da aber der abgesetzte Erzbischof dessen ungeachtet bis an seinen Tod (1353) im Besitze der erzstiftischen Lande blieb, welche durch den Verweser, den Dompropst Kuno von Falkenstein, wie schon gesagt worden, verwaltet wurden, so kam erst im Jahre 1353 nach dem Tode Heinrichs der Erzbischof Gerlach zum völligen Besitz. Doch würde er auch dann noch nicht Ruhe erhalten haben, wenn er sich nicht mit dem noch immer herrschenden Kurverweser ab-

fand und ihn von seiner Seite wegschaffte. Zu diesem Ende mußte er demselben einige erzstiftische Besitzungen im Jahre 1354 so lange überlassen, bis er ihm 40,000 Fl. baar bezahlt haben würde. Eine für die damaligen Zeiten so sehr beträchtliche Summe Geldes hatte der Erzbischof nicht vorräthig; er lehnte also unter andern von Elisabeth von Liebesberg und Engelharden von Hirschhorn 18,000 Fl., und versetzte ihnen dafür im Jahre 1356 die Starkenburg nebst den Städten Heppenheim und Bensheim und den dazu gehörigen Dörfern, behielt sich jedoch die Oeffnung des Schlosses und der Städte vor. Doch scheint dies alles bald wieder eingelöset worden zu seyn. Denn als Erzbischof Adolph I, der gegen Ludwig von Meißen vom Domkapitel gewählt worden war, letzteres vorzüglich nöthig hatte, um in den Besitz des Erzstifts zu kommen und sich darin zu erhalten, mußte er sich harte Bedingungen gefallen lassen, worunter diese die wichtigste war, daß er dem Domkapitel die Schlösser Klopp, Lahneck, Ehrenfels, Starkenburg und Wildenberg, sammt den Städten Bingen und Lahnstein überlassen mußte. Dies geschah 1379.

In der bekannten Kurfehde zwischen den beiden Kurfürsten Diether von Isenburg und Adolph von Nassau, verpfändete Ersterer 1461 das Schloß Starkenburg sammt dem ganzen Oberamte gleiches Namens an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz für 100,000 Fl. Von dieser Zeit an erhielt die Starkenburg pfälzische Besatzung und einen pfälzischen Burggrafen.

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts entstand die bekannte Baierische Fehde. Landgraf Wilhelm von Hessen, dem der Kaiser die Acht über den Kurfürsten Philipp von der Pfalz und seinen Sohn Ruprecht aufgetragen hatte, überzog mit seinen Verbündeten im Mai 1504 die pfälzischen Lande, vorzüglich aber die Bergstraße. Das Schloß Bickenbach bekam er zwar in seine Gewalt, und das Schloß Schönberg verbrannte er, allein — bei der Stadt Bensheim, die er vergebens belagerte, erlitt er eine starke Niederlage, welche ihn nöthigte, von dem weitern Vordringen nach der Starkenburg abzustehen. Der bald darauf erfolgte Friede setzte die Bergstraße, und namentlich Starkenburg, außer Gefahr, welches nach wie vor in kurpfälzischem Besitze blieb.

In dem 30jährigen Kriege kamen schon 1620 die burgundischen und spanischen Völker an die Bergstraße, und versuchten einzudringen. Da aber die Uniirten von Bensheim bis an den Rhein starke Schanzen aufgeworfen und wohl besetzt hatten, so konnten die Spanier nicht weiter vorrücken. Allein im folgenden Jahre waren sie glücklicher: sie eroberten die Veste Stein durch List, und bekamen auch sogar Starkenburg nebst der ganzen Bergstraße ein. Die Pfälzer eroberten zwar Bensheim, Heppenheim und Weinheim wieder, allein die Baiern nahmen ihnen dies alles wieder ab und setzten sich daselbst fest.

Indessen die Baiern auf solche Art glückliche Fortschritte gegen die Pfalz machten, war der Kurfürst von

Mainz Johann Suicard darauf bedacht, die verpfändete Bergstraße wieder einzulösen. Die Achtserklärung des Kurfürsten Friedrichs V von der Pfalz gab im Jahre 1621 hierzu die beste Gelegenheit. Der Kurfürst von Mainz wurde auch wirklich im Jahre 1623 auf Befehl des Kaisers und mit Hülfe spanischer Truppen in den Besitz der Bergstraße eingesetzt, in welchem er auch bis 1631 ruhig verblieb, wo die Schweden die Starkenburg und die ganze Bergstraße einnahmen, und solche bis nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 behielten, worauf die Kaiserlichen Starkenburg und die Gegend wieder besetzten.

Von dieser Zeit an bis zum westphälischen Frieden wurde die Bergstraße ein Schauplatz der fürchterlichsten Plagen des Kriegs. Starkenburg und die Städte und Dörfer der Bergstraße wurden wechselweise von den Franzosen und Baiern eingenommen, geplündert und verheert. Der westphälische Friede machte nicht allein allen diesen Gräueln ein Ende, sondern sicherte auch dem Kurfürsten von Mainz den Besitz der Bergstraße und des Schlosses Starkenburg, welches alles im Jahre 1650 von Kurpfalz an Kurmainz durch einen feierlichen Vertrag überlassen und von letzterm eingelöset worden.

Die Ruhe an der Bergstraße dauerte aber nicht lange, denn im Jahre 1672 wälzte sich das Kriegsfeuer von neuem aus den Niederlanden in diese Gegenden. Am schlimmsten wüthete daselbst der bekannte französische General Melac, der im Jahre 1689 die Städte Heppenheim, Weinheim, Ladenburg 2c. verbrannte, Starken-

burg aber vergeblich belagerte, daher dieses unversehrt erhalten wurde.

Starkenburg hatte von dieser Zeit an stets mainzische Besatzung und einen Kommandanten, war auch mit Geschütz und übrigem Vorrath allezeit wohl versehen. Es befand sich auch eine besondere Kapelle oben, in welcher schon von alten Zeiten her ein Altar-Beneficium gestiftet war. Endlich aber wurde von Kurmainz beschlossen, die Besatzung aus der Starkenburg abzuziehen und die Festungswerke zu schleifen. Dies geschah in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Das Schloß wurde sogar auf den Abschlag versteigert und die rasirten Festungswerke und Gärten zu anderweitiger Benutzung verpachtet. Allein — es scheint, daß man mainzischer Seits gar bald den gemachten Fehler eingesehen habe; denn schon im Jahre 1776 kam der Befehl an das Oberamt Starkenburg, die verpachteten Zwinger und Gärten der Festung unbebauet liegen zu lassen, damit sie wieder zu Festungswerken angelegt werden könnten. Dies ist jedoch nie geschehen, und die Starkenburg, die Zierde und der Schutz der Bergstraße, liegt noch in ihren Ruinen. Der schönste Theil davon, ein sehr hoher viereckiger Thurm, ganz von Quadern aufgeführt, steht noch. Ganz frei steht er mit seinen vier Ecken nach den vier Weltgegenden gerichtet. Nur oben, unter dem vormaligen Dache, wo er bewohnt war, sieht man Fensteröffnungen. Einige Stockwerk von der Erde ist die Thür. Ganz auf ebener Erde ist das Burgverließ mit einer runden Oeffnung von oben und eini-

gen kleinen Löchern statt der Fenster. In neuern Zeiten hat man eine Oeffnung von außen in dies Burgverließ gebrochen und eine hölzerne Treppe bis zur Höhe in den Thurm angebracht, welche aber durch einen Blitzstrahl verzehrt worden ist. Nach alter Sitte war das Schloß befestigt, und mit vielen Thürmen, Bastionen und sehr starken Ringmauern, wovon noch vieles zu sehen ist, umgeben. Mitten im Hofe, vor jenem hohen Thurme, war ein Brunnen, der aber jetzt fast ganz verschüttet ist.

Der Berg, der die Starkenburg trägt, steht isolirt, bis auf einen einzigen schmalen Bergrücken, welcher mit dem Odenwalder Gebirge zusammenhängt. Auf der Süd- und Westseite ist er von oben bis unten mit Reben bepflanzt. Auf der Spitze und selbst im Burghofe bauet man Getreide und Obst.

Die Aussichten von den Ruinen der Starkenburg sind überaus reizend. Man übersieht nicht nur die ganze Bergstraße, sondern auch die große Ebene diesseits und jenseits des Rheins. Diese Ebene zeichnet sich sowohl durch ihre äußerst fruchtbaren Felder, als durch die große Menge von Gärten, Obstpflanzungen und Wäldern aus, und ist mit Städten, Flecken und schönen Dörfern übersäet. Besonders reizend ist die Aussicht nach Westen hin. Man übersieht den Rhein mit allen seinen Krümmungen von Speier bis Mainz. Speier, Manheim, Frankenthal, Worms, mit allen dazwischen liegenden Oertern rechts und links des Mains, zeigen sich dem scharfen Auge ganz deutlich. Mainz sieht man wegen der

Niersteiner Berge nicht. Gegen Norden sieht man das Taunusgebirge, den Rheingau und die Maingegenden, in so weit es der vorstehende Melibokus zuläßt.

* *
*

In der Zeiler-Merian'schen Topographie der Bergstraße befindet sich die Starkenburg abgebildet, wie sie war. Im Großherzogl. Hessischen Hofkalender für 1811 ist ihre jetzige Ansicht zu finden. Das kleinste Blatt ist von Haldenwang sehr gut gearbeitet, und in Hinsicht der Ruinen richtig, aber leider mit idealischen Umgebungen verziert. Eine der Natur sich mehr nähernde Abbildung ist der Geschichte und Beschreibung des Klosters Lorsch und der Bergstraße beigefügt.

Gegenwärtige Beschreibung ist theils aus Originalurkunden, theils aus dem Codice Laucerhamensi, theils aus Joannis script. rerum Mogunt. genommen.

Gernsheim. Dahl.

25.

Erichsburg

im Herzogthum Anhalt-Bernburg.

Was erstand, kann nicht bestehen
In dem Reich der Wirklichkeit,
Denn im Werden und Vergehen
Fordert ihren Zoll — die Zeit.

v. d. Golz.

25.

Erichsburg.

Die Erichsburg liegt im Harzantheile des Herzogthums Anhalt-Bernburg. Unbeachtet und wenig gekannt, von Bergen und Wald umgeben, liegt sie da auf einem mäßig hohen Berge, an dessen Fuß gar mancher Wanderer die Straße von Quedlinburg nach Stolberg, oder den Weg von Ballenstedt nach dem Städtchen Güntersberge friedlich dahin zieht, ohne zu wissen, wie unsicher hier vor fünf- bis sechshundert Jahren die Wanderschaft war, als noch die Erichsburger haus'ten auf der Höhe, wo nun Oede und schauerliche Ruhe wohnen.

In welchem Jahre die Erichsburg erbauet ward und wer sie aufbauen ließ, ist nicht bekannt. Im 13ten Jahrhundert besaßen sie die Ritter von Heimburg, von deren Stammsitz noch jetzt bei Blankenburg am Harz die Ruinen zu finden sind. Einer von ihnen hatte das Unglück, einen Grafen von Reinstein, welche ihre Lehnsherren waren, zu erstechen. Er floh, und seine Burg nahmen — mit welchem Rechte, ist unbekannt, — die

nahe wohnenden Grafen zu Stolberg in Besitz. Fest war sie schon, aber diese befestigten sie noch mehr, und trieben nun von da aus Plünderung und Beraubung der Vorüberziehenden, wozu sich, bei der verborgenen Lage und der vorbeilaufenden Landstraße, die Burg allerdings gut eignete. Besonders emsig trieb dies lose Geschäft Graf Hermann zu Stolberg. Er unterhielt beständig starke Mannschaft darauf, und verübte sowohl an Reisenden, als auch in den umliegenden Ortschaften große und schreiende Gewaltthätigkeiten. Dieses Unfugs müde, vereinigten sich mit Friedrichen, Landgrafen in Thüringen, die Grafen von Schwarzburg, die Mühlhäuser und die Nordhäuser — welche letztere Hermann durch öfteres Wegführen ihrer Heerden sehr erbittert hatte, — und zogen mit einer ansehnlichen Mannschaft im J. 1347 vor die Erichsburg. Dessen ungeachtet ging es doch mit der Einnahme nicht so schnell. Die Burg war fest, und mancher heftige Ausfall mußte erst zurückgeschlagen werden, ehe es den Belagerern gelang, mit stürmender Hand sie einzunehmen. Für ihre hartnäckige Gegenwehr machte man aber nun auch mit der ganzen Besatzung kurzen Prozeß. Graf Hermann und Heinrich von Werther, wahrscheinlich sein Haupthelfershelfer, wurde auf der Stelle enthauptet, und neunzehn der übrigen hingen in kurzer Zeit an den nächsten Bäumen. Die Burg wurde ausgeplündert, und dann zerstört. Dies durchgreifende Verfahren machte hier allem weitern Unfuge ein Ende und nie ist auch die Erichsburg wieder aufgebaut worden, doch blieb sie ein

Eigenthum der Grafen zu Stolberg. Dies war sie noch im J. 1416, wo, nach einer Urkunde *), Graf Bodo v. Stolberg das Mönchsholz bei der Erichsburg dem Kloster Michelstein bei Blankenburg abtrat. Im sechzehnten Jahrhundert kam sie, nebst den dazu gehörigen Forsten, erst pfandweise, und dann durch Kauf an Anhalt.

Klein von Umfang muß Erichsburg gewesen seyn, das ersieht man noch aus dem tief eingeschnittenen Burggraben, in welchem jetzt herrliche Buchen aufgewachsen sind. Die Reste der Burg — ich sah sie zuletzt im Herbste 1833 — sind ganz unbedeutende Stücken Mauern, die hier und da aus der Erde herausstehen. Das unbedeutendste Ueberbleibsel ist ein Theil von einem Thurme, der in den Burggraben niedergestürzt, nicht zerbröckelt ist, sondern als ein Ganzes da liegen blieb. Da es bei der Zerstörung der Burg noch kein Pulver gab, durch das der Thurm hätte zersprengt und herabgestürzt werden können, so ist es wahrscheinlich, daß er späterhin von selbst niedersank. Die Festigkeit des alten Mauerwerks beurkundet aber dieses sehr große Bruchstück laut; denn wie verwachsen in einander sind die Granitsteine, aus denen es besteht, und ohne die äußerste Gewalt vermag man nicht einen davon loszuarbeiten.

Eine Aussicht in die Ferne hat man jetzt (1836) über eine junge Tannenanpflanzung hinweg nach dem Städtchen

*) Leuckfeld antiqq. Michelsteinenses. S. 55.

Harzgerode und in die Gegend der Oerter Güntersberge und Bernrode. Ausgebreiteter kann sie nie gewesen seyn.

* * *

Aus Rivander's Thüring. Chronik, Becmann's Anhaltischer Historie und eigener Besichtigung der Ruine entstanden diese kurzen Nachrichten über die Erichsburg, von der ich keine Abbildung kenne, und auch bezweifle, daß irgendwo eine zu finden ist, da sie so früh schon zerstört ward.

26.

Dohna
bei Dresden
im Königreiche Sachsen.

Die alte Ritterveste
Hebt kühn im goldnen Glanz
Des Thurms bemooste Reste
Aus finstrer Ulmen Kranz.

Matthisson.

26.

Dohna.

Die Burg Dohna, das Stammhaus der noch jetzt in Sachsen und Preußen blühenden Familie der Burggrafen von Dohna, liegt drei Stunden von Dresden. Einer Sage zu Folge soll Aloys von Urpach sie erbaut haben. Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts sey dieser Ritter von Karl dem Großen aus der Normandie nach Deutschland gezogen, von Karls Sohn, Ludwig dem Frommen, mit vielen Gütern belehnt und zum Burggrafen erhoben worden. Diese Güter, die an der böhmischen Grenze gelegen, wären durch die öftern Einfälle der Vandalen sehr beunruhigt worden, und dies habe den Aloys veranlaßt, die Veste Dohna zu erbauen, um den unruhigen Nachbarn des deutschen Reichs dadurch Einhalt zu thun. Dem sey wie ihm wolle, so war ihre Lage vortrefflich gewählt. Auf einem vorspringenden steilen Felsen, den auf zwei Seiten die Müglitz umfließt, war sie vor der Erfindung des Schießpulvers gewiß eine der festesten Burgen, und erfüllte den Zweck der Sicherheitsleistung ganz. Im

Jahre 1107 gehörte sie zu Böhmen. Kaiser Heinrich V setzte sechs Jahre später den ersten uns für gewiß bekannten Burggrafen Erkenbrecht darauf. Bis 1182 war sie böhmisch, ward auch bisweilen als Staatsgefängniß benutzt. So ließ der böhmische Herzog Sobieslav 1126 mehrere Große Böhmens, die bei ihm in Ungnade gefallen waren, nach Dohna in das Burgverließ bringen.

Vom Ende des zwölften Jahrhunderts an, kommen die Burggrafen bald als markgräflich meißnische, bald bischöflich meißnische, bald als böhmische Lehnsleute, nach ihren Besitzungen, vor, welche sich um diese Zeit sehr vermehrten. Im 13ten Jahrhundert findet man die Burg Dohna in zwei Schlösser getheilt.

Hatte Aloys wirklich die Burg Dohna zum Schutz gegen die Räuber gebaut, so verloren seine Nachkommen in der Folge den Gesichtspunkt ihres Ahnherrn ganz aus den Augen. Die großen Landstraßen, die nicht fern davon hinliefen, die sichere Lage und das einreißende Fehdesystem machte Dohna zu einer der gefürchtetsten Burgen; denn der fehdelustige Geist der Zeit schien ganz besonders auf ihr zu ruhen. Durch vieles Rauben und Plündern waren aber auch die Grafen von Dohna zu einem Ansehn, zu einer Macht und einem Reichthum gelangt, die sie so kühn machten, daß sie selbst gegen Fürsten in offnen Fehden kämpften. Ihre Besitzungen waren bedeutend und rings um Dohna herum gelegen. Ihnen gehörte der Königstein, der Winterstein, jetzt Winterberg, Maxen,

Mügeln, Passendorf, Cotta, Seifersdorf, Rabenau, Weesenstein, kurz die ganze Strecke Landes von Dresden bis an die jetzige böhmische Grenze. Vierzehn Vasallen empfingen von ihnen Lehne. Ja, sie errangen sich sogar das Recht, ein kaiserliches Landgericht im Lande zu Meißen zu halten, wo sie besonders über Lehnssachen sprechen mußten. Noch lange nach der Zerstörung der Burg Dohna sprach dieser Schöppenstuhl noch Recht, und wurde erst im Jahre 1572 dem Leipziger Schöppenstuhle einverleibt. Die Hauptkirche des Städtchens Dohna wurde, so wie sie jetzt steht, freilich mehrmals erneuert, auch von einem Burggrafen Otto I im Jahre 1212 zu bauen angefangen und 1250 erst vollendet. Auch ist es höchst wahrscheinlich, daß sie die ersten Erbauer der Dresdener Elbbrücke sind, denn das Dohna'sche Wappen stand ehemals daran.

Alles dieses zeigt von dem Reichthum und dem Ansehn der Dohna'schen Familie, die, wer weiß auf welchem Fürstenstuhle jetzt sitzen könnte, hätte sie nicht ihre politische Existenz durch den überschwenglichen Hang zum Rauben und Plündern selbst untergraben. Wilhelm der Einäugige, Markgraf von Meißen, war nemlich des Unfugs und der schändlichen Wirthschaft, welche die raubgierigen Ritter seines Landes überhaupt, und die Burggrafen von Dohna insbesondere trieben, schon längst müde. Immer zu furchtsam und zu schwach, sich ihnen nachdrücklich entgegensetzen und sie bändigen zu können, mußte er lange thun, als sähe er nichts, harrte jedoch

sehnlich auf eine Gelegenheit, wo er die Gauner fassen, und wo möglich ganz aus dem Lande jagen könne. Sie fand sich. Im Jahre 1401 hielt er auf dem Rathhause in Dresden, nach alter jährlicher Sitte, einen sogenannten Adeltanz, wozu alle benachbarte Fürsten und Edelleute eingeladen waren. Die wilden Burggrafen von Dohna waren nicht die letzten. Ihr Haupt war Graf Jeschke oder Jeßke, ein Schnapphahn ohne Gleichen. Des Weins hatte er mehr als dienlich genossen, und in diesem Zustande kosete er etwas zu vertraut mit der Hausfrau Rudolphs von Körbitz auf Meusegast. Rudolph, eifersüchtig darüber, stellte dem Jeschke im Tanze ein Bein, so daß dieser hinfiel. Jeschke erwiederte diese Unart mit einer derben Ohrfeige, und eine blutige Fehde war, wie natürlich, die Folge davon. Markgraf Wilhelm und der König von Böhmen geboten zwar beiden Theilen Friede; statt aber zu gehorchen, schickten vielmehr die Brüder und Vettern des Burggrafen von Dohna dem Markgrafen unter Aufkündigung alles Gehorsams selbst einen Fehdebrief zu. Ihm waren sie immer gram gewesen, weil er und Landgraf Friedrich der Streitbare von Sachsen den Ruprecht von Mähren zu Wenzels Gegenkaiser hatte wählen helfen. Jetzt verheerten sie nun sein Land aufs äußerste, und machten die ganze Gegend so unsicher, daß man sogar die Heerstraße nach Böhmen über Pirna führen mußte.

Nach zahllosen Gefechten und blutigen Kämpfen, in welchen zwei Grafen von Dohna blieben, und der alte Graf Otto von Dohna von den Körbitzen gefangen wurde,

auch

auch im Gefängniß starb, rückte Markgraf Wilhelm im Jahre 1402 vor die Burg Dohna. Als er vierzehn Tage davor gelegen hatte, hielt sich der Burggraf doch nicht mehr sicher genug, und floh heimlich auf das nahegelegene Schloß Weesenstein. Auch dies belagerte Wilhelm, aber ebenfalls umsonst, denn Jeschke entkam auch von hier mit allen den Seinigen, und floh auf den Königstein. Wilhelm folgte ihm, und blockirte nun den Königstein vier Wochen lang, aber wieder umsonst, denn Jeschke entwich nach Ofen in Ungarn zum König Siegesmund, dem er den wackern Markgrafen im gehässigsten Lichte darstellte. Allein Wilhelms Anklage traf bald darauf auch ein, und Jeschke wurde hier als ein Uebertreter des allgemeinen Reichs= und Landfriedens, und als Verächter des vom böhmischen Könige gebotenen Friedens, enthauptet.

Wilhelm eroberte indessen Königstein und Dohna, letzteres am 19. Junius 1403, das er schleifen ließ. Von der Zeit an liegt es in Ruinen, und ist auch nie wieder aufgebauet worden. Ungeachtet der seitdem verflossenen vier Jahrhunderte, sieht man doch noch jetzt viele hohe Mauern mit Fensteröffnungen, so wie auch die Reste der Ringmauer, aber von der vormaligen Form der Burg läßt sich nichts Deutliches daraus entnehmen.

Die Macht der Burggrafen von Dohna war nun zwar zerstört, die ganze Familie aus dem Lande gejagt, aber ihr aufstrebender, unruhiger Geist war nicht damit gebändigt, nur niedergedrückt. Der Verlust aller Habe, alles Landes wurmte die Grafen bitter. Wieder zu erlan=

gen, was ihnen genommen war, das vorige freie, raubende und erobernde Leben von neuem beginnen zu können, war ihr unermüdetes Bestreben. Aber alle Versuche mißlangen, und dreißig Jahre verflossen ohne Erfolg. Da aber — es war im Jahre 1433 — wußten sie durch allerlei Vorstellungen den König Ladislaus von Böhmen dahin zu bewegen, daß er Dohna und den Königstein, als ein böhmisches Lehen, von dem Kurfürsten Friedrich II zurückforderte. Friedrich, der wegen seines gutmüthigen Charakters der Sanftmüthige genannt wurde, alle Fehde haßte, den Frieden über alles liebte, schickte zwei seiner Räthe, Kaspar von Schönberg und Otto Spiegel, nach Prag, und ließ dem Könige zu zweien Malen mit den triftigsten Gründen beweisen, daß sich seine Vorfahren das Erbrecht auf die Dohna'schen Güter mit den Waffen wieder erkämpft und die Burggrafen als meineidige Vasallen sie dazu gezwungen hätten. Damit ließ man sich aber in Böhmen nicht abweisen, sondern setzte seine Ansprüche fort, bis endlich im Jahr 1459 durch Vermittelung des Markgrafen Albrechts zu Brandenburg der bekannte sogenannte ewige Erbvertrag zu Eger abgeschlossen wurde, der 1487 seine endliche Bestätigung erhielt, wodurch die böhmischen Ansprüche auf die Dohna'schen Güter ganz vertilgt wurden.

Hierbei beruhigte sich jedoch die Familie der Burggrafen von Dohna nicht. Sie arbeitete immerfort an der Wiedererlangung ihrer Güter, wiewohl umsonst. Sie mußte die Schuld ihrer Voreltern büßen, und endlich im Jahre 1522 völlig Verzicht leisten. Die sämmtlichen Be-

sitzungen, welche in der Erbtheilung 1485 an den Herzog Albrecht kamen, sind bis auf den heutigen Tag bei der Albertinischen Linie, oder dem jetzigen königlich sächsischen Hause geblieben, und nur der Berg, welcher die Ruinen von Dohna trägt, ist wieder in den Händen der Dohna'schen Familie. Graf Heinrich Ludwig von Dohna auf Hermsdorf bei Dresden, erkaufte ihn nemlich im September 1803, um doch wenigstens im Besitze der Stammburg seiner Ahnherren zu seyn, die es freilich nicht um sie verdient haben, daß ihre Enkel ihr Andenken noch so ehren. Er ließ die alten Grundmauern und das ganze Steinpflaster des sonstigen Burghofes von Erde und Schutt reinigen, wobei auch einige Pfeile und alte Waffen gefunden wurden.

Die Gegend um Dohna ist vortrefflich und höchst fruchtbar. Am Fuße des Berges liegt das Städtchen desselben Namens. Die Müglitz fließt, wie bereits erwähnt, um zwei Seiten des Berges. Auf dem Berge gegenüber stand im sogenannten Probisch oder Raubbusch auch einmal eine Burg, Thorum genannt, welche die Grafen im Jahr 1206 erbauet hatten. Sie mußten sie aber bald wieder abtragen, denn sie hatten sie auf bischöflich meißnischem Boden erbauet, was mau nicht dulden wollte. Wahrscheinlich machte also die Müglitz die Stiftsgrenze.

* * *

Staatl. Bibliothek Bamberg

In dem Taschenbuche: Tempe, Blüthen deutscher Dichter, herausgeg. von F. Loos. Leipzig, (ohne Jahrzahl) 12. befindet sich eine kleine Abbildung von Dohna, von Zingg gezeichnet und Darnstedt gestochen. Sie ist von keinem Werthe; eine bessere kenne ich nicht.

Aus schriftlichen Nachrichten, die mir von einem unbekannten Freunde dieses Buchs zugekommen sind, aus Müllers sächs. Annalen und Engelhards Wanderungen durch Sachsen, ist vorstehende Erzählung entstanden.

27.

Greifenstein
bei Wien.

Lang verstummten sie schon die Töne lärmender Freude,
Der ein Günstling des Glücks einst diese Hallen geweiht.

K. L. M. Müller.

27.

Greifenstein.

Ungefähr zwei Meilen von Wien, längs der Donau herauf, am rechten Ufer derselben, prangte auf einem hohen mit Waldungen und Felsen bekränzten Berge dieses Schloß, welches noch theilweise mit Dächern bedeckt ist. Unten am Fuße verbreitet sich das Dörfchen gleiches Namens, dessen Häuser zerstreut in den Waldklüften, und hart an der Donau herumliegen.

Ein Fußsteig windet sich vom Dörfchen Greifenstein durch Gebüsch von Ahorn, Haseln und Buchen bis zum Gipfel hinan, der sich bald in dem mystischen Dunkel eines Eichenwaldes verliert. Plötzlich öffnet sich ein freier Boden, und mit ihm die Aussicht auf das Schloß. — Als ich es erstieg, hatte ich mir aus dem Dorfe den Aufseher dieser alten Veste mitgenommen, der mich zuerst zu einem kleinen Gemäuer mit Fenstern und ohne Dach führte. Dies soll der Pferdestall gewesen seyn. Nun kamen wir an die Ringmauer. Von der Nordseite war die Burg damit umgeben gewesen; große Oeffnungen, die vielleicht früher Fenster

waren, erblickte man noch daran. Zwei eiserne Thüren verwahrten den Eingang. An einer der eisernen Klammern, welche die steinernen Thürstöcke verbanden, las ich die Jahrzahl 1603. Unter dem Thorgewölbe fiel mir eine aus Eisenstangen geschmiedete Kanone in die Augen, deren Schwerfälligkeit sehr gegen unsere jetzigen absticht. Hinter diesem ist der Eingang in einen Keller. Mein Führer versicherte mich, daß von hier ein unterirdischer Gang bis an die Donau geführt, den man jedoch mit der Zeit verschüttet hätte. Weiter oben an einer steinernen Treppe machte man mich aufmerksam auf ein Loch in dem Felsen, in das man genau eine Hand legen kann. Das Schloß soll davon seine Benennung Greifenstein (Greif in den Stein) erhalten haben. — Jetzt führte mich mein Begleiter in ein hochgewölbtes Zimmer. Es stellte das Gefängniß vor. Aus dicken eichenen Bohlen oder Balken war ein Gefängnißkasten, wie man ihn hier nennt, Kotter, auf jeder Seite mit einem Fensterchen versehen. Daneben war ein viereckiges Loch in der Erde, oben mit einem eisernen Gitter bedeckt.

Die Sage geht davon: hier habe ein Geistlicher gefangen gesessen. Eine junge Schlange gesellte sich zu ihm; von seinem kärglichen Brode ernährte er sie, und zog sie endlich so groß, daß sie mehr Nahrung von ihm verlangte, als mit seiner eigenen Erhaltung bestehen konnte. Einst als sie schlief, tödtete er sie, und das Fleisch, das man an einer noch jetzt über der Oeffnung befindlichen Winde heraufzog, füllte zwei Vierteleimer. Der Stock, mit welchem er sie erschlug, ist noch oben am Gewölbe aufgehängt.

Mein Führer geleitete mich auf den großen viereckigen Thurm. Zuerst fand ich die Rüstkammer. Eine Menge Stricke, zu Lunten bestimmt, lagen zerstreut umher, daneben viele beschädigte und zerbrochene Gewehre. Auf dem einen stand die Jahrzahl 1503, mit dem Greifensteinschen Wappen, zwei rothe Greife in grauem Felde. Ueber morschen Treppen und halbverfaulten Balken kletterten wir auf die Plattform des Thurms. Welche reiche Aussicht bot sich hier meinem Auge dar! Bis in die weiteste Entfernung hin glänzte die Donau unter vielfachen Windungen aus den dunkelgrünen Auen hervor. Das Tulnerfeld, die Gegend von Krems, worüber aschgraue Gewitterwolken hingen, und der glänzende Schneeberg aus Steiermarks Gebirgen — alles dies gewährte ein überraschendes Schauspiel.

Das Schloß ist für sein Alter noch ziemlich unbeschädigt. Man findet noch Zimmer mit Oefen versehen, die leicht wieder in bewohnbaren Stand zu setzen wären.

Die Chronik dieser alten Veste ist in historischer Hinsich äußerst unbedeutend, und troz aller Mühe habe ich nur Folgendes in Erfahrung bringen können. — Im Jahre 1136 war dieses Bergschloß schon da. Es war zu jenen Zeiten eine berühmte Herrschaft, die dem Bisthum Passau bis zu den letzten Veränderungen gehörte. Im Jahr 1247 ließ es Bischof Rüdiger erneuern. Was es aber in der neuern Zeit für Schicksale erlitten hat, weiß ich nicht; seine letzte Bewohnerin war ein altes Weib, das in der ganzen Gegend für ein übernatürliches Wesen gehalten wurde, und zu dem man Wallfahrten machte, um sich von allerlei

Krankheiten heilen zu lassen. Sie beschäftigte sich blos mit der Kunst des Aeskulaps. Bis zum Jahre 1797 hat sie hier gehauset, wo sie auch gestorben ist.

Eine in der Gegend herrschende Volkssage hat der Verfasser der Sagen der österreichischen Vorzeit in einen Roman eingekleidet und der Lesewelt mitgetheilt. Die Sage ist folgende.

Schon in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts waren die Herren von Greifenstein wegen ihrer Reichthümer und Macht berühmt. Einer dieser ältesten Bewohner der Burg war Reinhard, ein Ritter von rauher Gemüthsart. Seine frühzeitig gestorbene Gemahlin hinterließ ihm eine Tochter, Etelina, die sie vor ihrem Hinscheiden dem alten Schloskaplan empfahl. Ein holdes Aeußere schmückte das junge Fräulein, der ehrwürdige Kaplan sorgte für Ausbildung ihres Geistes. — Sie wuchs zur Bewunderung des ganzen Hauses heran. Vor allen Freiern gewann sie, doch heimlich, den jungen, edeln aber armen Rudolf lieb. Der alte Reinhard mußte einer Fehde wegen an des Kaisers Hoflager ziehen; er vertrauete seine Tochter der Wachsamkeit des Burgpfaffen an. — Aber Etelina liebte, und war aus Liebe schwach. — Acht Monde waren nach Reinhards Abreise verflossen, da ließ er seine baldige Ankunft, und daß er einen stattlichen Mann für seine Tochter mitbringen würde, melden. Die unglückliche Etelina vertrauete sich dem alten Pater an. Er rieth ihr, sich mit Rudolf, ihrem Geliebten, vor dem ersten Zorne des Vaters in einen halbverschütteten Weg zu verbergen. Sie folgten seinem

Rathe, und wurden von ihm hinabgeführt. Er gab ihnen einen Korb mit Brod und Wein, und ein Krüglein mit Oel, zur Beleuchtung ihrer finstern feuchten Erdschlucht. Bald darauf kam der alte Graf mit den reichen und trübaussehenden Freier, und fragte nach Etelina. Der Kaplan bat, sie ruhen zu lassen, weil sie krank und schwach sey.

Fruh suchte Reinhard seine Tochter; — er fand sie nicht. — Er eilte zum Kaplan; dieser auf seine Beredtsamkeit sich verlassend, brachte ihm allmählig die Liebesgeschichte seiner Tochter bei, und als er den Vater ruhig zu seyn glaubte, entdeckte er ihm das Geheimniß. — Aber jetzt brach die verhaltene Wuth des alten Grafen hervor. Er mißhandelte den Greis, um den Aufenthaltsort der Liebenden zu erfahren, und als das vergebens war, ließ er den schwachen alten Mann gebunden nach einem verborgenen Gemach schleppen, und ihn, da er auch noch hier den Aufenthalt verschwieg, an einem Stricke durch eine eiserne Fallthüre zur ewigen Gefangenschaft ins Burgverließ senken.

Schon war ein Jahr verflossen, und alle schmachteten noch in ihren Gefängnissen. — Ja Reinhard schwur, wenn er heute seine Tochter finden sollte, er auch sie in einen ewigen Kerker werfen würde. — Sollte ich ihr verzeihen, setzte er hinzu, so will ich an dem Orte, wo ich sie in meine Arme schließe, eines jähen Todes sterben, und als Verdammter umherwandeln. —

Nicht lange darauf, an einem trüben Wintertage, verirrt er sich auf der Jagd, und kommt gegen das Ufer der Donau. Eine menschliche Gestalt, in eine Bären-

haut vermummt, führt ihn zu dem Aufenthalt seiner Tochter, die mit ihrem Söhnlein, auf Laub ruhend, an den Gebeinen einer getödteten Wölfin nagte. Reinhard ließ sie auf sein Schloß bringen, und umarmte, gerührt von dem Stammeln seines Enkels, die wiedergefundene Tochter. Nun eilte er, den Pater zu befreien; aber unglücklicherweise gleitete er auf der obersten Stufe der Treppe aus, und fiel hinab. Niemand hörte sein Wimmern; er richtete sich sterbend auf, ergriff den nahen Stein — und todt war er. — Am andern Morgen klebte noch seine Hand am Steine. Hier war es, wo er Etelina umarmte.

Rudolf, der nun Herr des Schlosses war, forschte nach des Kaplans Gefängnisse, und befreiete ihn daraus. Reinhard geht als Geist herum, so lange, bis der Stein, der zum Anhalten auf der Treppe dient, so ausgewetzt seyn wird, daß er in zwei Stücke bricht. Für jetzt ist der Stein erst zu einer kleinen Höhlung vertieft, und der Herr Graf wird sich also wohl noch eine Zeitlang gedulden müssen.

* * *

Aus den Wanderungen und Spatzierfahrten in die Gegenden um Wien, von Fr. von Geheis, 2tes Heft 1803, genommen.

Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.

Später niedergeschriebene Nachrichten über Greifenstein, welche sich im 1sten Bande des 1814 erschienenen kostbaren Werkes: Historisch-malerische Darstellungen von Oesterreich von Anton und Christian Köpp Edlen von Felsenthal, befinden, lasse ich hier, als Ergänzung des Vorstehenden, folgen.

F. G.

* *
*

Greifenstein ist weder von großem Umfange, noch knüpfen sich an ihren Namen merkwürdige historische Erinnerungen und Ereignisse; aber ihre Lage in der Nähe der kaiserlichen Hauptstadt und der reizende Weg von da zu ihr, entlang an den Ufern der kaiserlich schönen Donau, machten sie schon lange zu einem besuchten Erholungsorte von Freunden der Natur und des Alterthums. Ja, selbst die Herren des berühmten Wiener Congresses, welche doch Wichtigeres zu thun gehabt hätten, als alte Burgruinen zu besuchen, waren auf Greifensteins Höhe. Veranlassung hierzu konnten sie freilich dadurch bekommen haben, daß sie eben thätig waren, Ruinirtes wieder aufzubauen, indem sie die Trümmer der zusammengestürzten Burg Deutschland zu einer neuen deutschen Burg sammelten, vom alten Mörtel reinigten, und mit dem diplomatischen Kitt unserer Zeit von neuem zusammenzufügen suchten.

Vom alten und berühmten Chorherrnstift Kloster-Neuburg führen zwei Wege zu Greifensteins Höhe. Der

eine an der Donau hin, der andere durch die alte Vorstadt von Kloster-Neuburg, St. Martin und die Dörfer Ober- und Unter-Kritzendorf. Die schönen Auen, die Rebenhügel vor- und rückwärts dieser Dörfer, die kleinen Wäldchen, aus welchen einsam liegende Häuschen hervorblicken, erheitern die Wanderung nach Greifenstein ungemein. Noch unter dem nächsten Dörfchen Höfelein haben sich die Berge geöffnet, und zeigen das Innere ihres wundervollen Baues. Kaum einen Fuß hoch mit Erde bedeckt, zieren Bäume, Reben und Gras den Gipfel dieser Berge. Unter dieser Bedeckung aber hört die Vegetation auf, und ein neues Reich der Natur beginnt. In verschiedenen Geschieben ruhen die Steine auf- und untereinander, größere Massen stehen hervor, und drohen den Einsturz. Die Schattirungen und Formen, der Bau des Ganzen giebt den, auch in mineralogischen Kenntnissen Unbewanderten Stoff zur Betrachtung und Bewunderung. Das Hauptlager dieser Berge ist Sandstein, mit Mergelschiefer durchzogen, welche seit langer Zeit und häufig gebrochen werden. Der erste dieser Steinbrüche lieferte die ungeheuren Steinmassen zu dem neuen, aber unvollendeten Baue des Stiftes Kloster-Neuburg, und gehört diesem Stifte; der zweite ist ärarisch. Von hier sollen auch die Steine zur Kathedrale St. Stephan in Wien genommen seyn. Nicht fern davon erreicht man das Dörfchen Höfelein, das von Leutold, Grafen von Hardegg, sammt dem Patronate der Pfarre dem Propst Conrad von Kloster-Neuburg, um 150 Pfd Pfennige

im Jahre 1248 überlassen wurde. Bald hat man nun Greifenstein erreicht, das, ehe es in die Hände seines gegenwärtigen Besitzers kam, ganz Ruine war, nur einige merkwürdige Ueberreste aus dem Alterthume besaß. Diese wurden aber durch den 1797 hier gelegenen Landsturm wirklich gestürmt und zerstört. Jetzt hat Greifenstein eine lieblichere Gestalt. An den äußeren Mauern ist die nöthige Ausbesserung vorgenommen. Der unter dem Schlosse gelegene, beinah zerfallene Burgstall ist weggebrochen, wie die erste eingestürzte Pforte. Zu dem zweiten Thore führt eine steinerne Treppe. Gleich neben dem Thore linker Hand war der Aufgang und das Wahrzeichen — ein Stein, in welchem alle, die diese Veste besuchten, den Ballen der Hand, den Zeige- und den letzten Finger als eine Losung oder Kennzeichen legten, und wovon die Veste und ihre Besitzer den Namen Greifenstein — greif an den Stein — erhalten hat. Zu ebener Erde, wo ehedem die Knappen-Wohnungen waren, ist jetzt die Wohnung des Inspectors. Eine Treppe führt in das erste Stock, das fünf Zimmer enthält, die mit Parketten belegt, grau in grau gemalt, und mit den nöthigen Möbeln versehen sind. Das letzte Gemach östlich war die Kapelle.

Das Herrlichste hier ist die Aussicht, die man von dem Balcon und den Fenstern dieser Gemächer genießt. Gegen Westen übersieht man das ganze Tulnerfeld, die Orte Wolfpassing, Königstetten, Zeiselmauer, die Stadt Tuln, und bei heiterm Himmel die Gegend von Krems,

und den Oetscherberg in Steiermark. Gegen Norden liegt der schöne Markt Stockerau, und an dem jenseitigen Ufer der Donau, rechts, erblickt man unter Hügeln, Wiesen und Feldern die Dörfer Hausleuthen, Schmida, Stötteldorf mit der prächtigen Juliusburg, von ihrem Erbauer Johann Julius, Grafen von Hardegg, so genannt, links die Dörfer Leizesdorf, Wiesen, Unterrohrbach und Spielern. Oestlich stehen die Ruinen von Kreutzenstein und im Hintergrunde die rebenreichen Hügel des Bisamberges. Südlich ist die Aussicht durch höhere Berge gedeckt. Auf dem höchsten Punkte dieser Berge steht ein Tempel als ein Theil des Parkes bei dem verborgenen und romantischen Dörfchen Hadersfeld, wozu Niemand die kurze Wanderung unterlassen sollte. Mitten durch diese reiche Landschaft und an dem Fuße von Greifenstein strömt die Donau zwischen einem Gewühle von Auen und Inseln, und erhöhet den Reiz dieser herrlichen Gegend. Auf der Gallerie des Thurmes gewinnt dieser Anblick noch mehr an Größe. Im Thurme befindet sich das Burgverließ und ein aus hölzernen Balken zusammengeschlagenes Gefängniß.

Die Erbauer Greifensteins waren die Herren von Greifenstein, welche aus mehreren Urkunden bekannt sind. So ist Ditrich Grifanstein Zeuge in Leopold des Heiligen Bestätigungsbriefe seines Stiftes Kloster-Neuburg 1136. Ortolf von Greifenstein erscheint in mehreren Urkunden, eben so kommen Chunrad, Heinrich und Gundaker von Greifenstein vor. Friedrich erscheint noch 1358, nach

ihm ist kein Fortgang dieses Geschlechts zu finden. Greifenstein kam nun wahrscheinlich an die Bischöfe von Passau, welche hier Vögte hatten. Walderich, Bischof von Passau, erhielt schon vom Kaiser Karl dem Großen einen Strich Landes in der Wachau bei Krems, Tulln, Zeiselmauer und Trebensee. Später erhielten die Bischöfe auch das Kasten- und Kelleramt zu Königsstätten. Zu Greifenstein, welches am Ende dieser Besitzungen gleichsam als eine Grenzveste lag, fertigte Bischof Regimar 1135 ein Urkunde über die Abtretung des Zehnten an das Stift Kloster-Neuburg aus. Die Bischöfe von Passau hielten sich hier auf, wenn ihre Geschäfte es in Oesterreich nöthig machten. Rödiger, Bischof von Passau, erneuerte 1247 diese Veste. Im Jahre 1365 zogen die Kloster-Neuburger unter Aufführung des herzoglichen Kammermeisters Wähinger vor Greifenstein, und eroberten es, denn der Burggraf war auf keinen Anfall vorbereitet. Die Ursache dieser Fehde ist nicht aufzufinden.

Greifenstein war lange Ruine, bis es 1805 öffentlich feil geboten wurde. Der Fürst Johann von Liechtenstein erkaufte es, setzte es in den gegenwärtigen gefälligen Stand, gestattete den Besuch desselben, und so ist es seitdem das öftere Ziel von Wanderungen geworden.

Doch ist keine Rettung seiner Geschichte zu finden. Gewiß ist, daß man ihm [illegible] an die [illegible] des [illegible] über [illegible] den [illegible] [illegible] Stolle [illegible] die [illegible] zu [illegible]. Zu [illegible] lag, [illegible] 1458 [illegible] er [illegible] 1447 [illegible] unter Aufführung [illegible] und [illegible] war auf [illegible]

[illegible] bis es 1803 [illegible] es in den [illegible] und so ist es [illegible] geworden.

28.

Hanstein.

im Kurfürstenthum Hessen.

Denn ihr Zerstörungsrecht übte
Daran die gewaltige Zeit.
Sie stürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder ins Thal;
Sie wandelte, Mauern zerspaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.

A. F. E. Langbein.

28.

Hanstein.

Mit freudiger Erinnerung gedenke ich noch immer der fröhlichen Stunden, die ich als reifender Jüngling unter den Ruinen von Hanstein einst verlebte. Wie oft sah ich im traulichen Zirkel ihre hohen, schlanken Thürme, wie oft lagerten wir, ein lustiger Kreis, vor des Thores Oeffnung, verzehrten ein einfaches Abendbrod, und schauten, zufrieden mit der ganzen Welt, ins weite Blaue. Oder wir saßen oben auf der Zinne des Thurms, wähnten uns frei wie der Vogel, der hier nistend, uns ängstlich umflatterte, und jubelten aus heitern, sorgenlosen Herzen. Eine lange Reihe von Jahren liegt zwischen damals und jetzt, aber licht und klar schwebt es mir noch vor, das Bild des alten Hansteins, das ich damals schon in einer kleinen Schrift niederlegte *), aus der ich Einiges hier wiedergebe.

Auf dem Eichsfelde, fünf Stunden von Göttingen und zwei von dem romantisch gelegenen hessischen Städt-

*) Wanderungen in einige Gegenden um Göttingen im Sommer 1792. Halle 1797. 8.

chen Witzenhausen, das sein saurer Wein nicht ganz unbekannt ließ, liegen die Ruinen der Burg Hanstein. Von einem nicht allzu beträchtlichen kahlen Berge blicken sie weit umher, und werden weit erblickt. Zu ihren Füßen liegt das Dorf Bornhagen mit sieben Rittergütern der Familie von Hanstein, aus welchem man den Berg hinansteigt. Das erste Denkmal des alten Rittersitzes, auf welches man in einer noch beträchtlichen Entfernung von demselben stößt, ist ein aus Quadern erbauetes Thor, das einst durch eine Mauer führte, die in gleicher Entfernung den Berg umschloß. Der alte Hanstein — so nennt man die Burg in der Gegend — hatte außer der innersten Mauer, die einen Theil der Schloßgebäude ausmachte, noch drei äußere Mauern, war also ziemlich fest.

Die Ruinen der Burg sind bedeutend. Sie machen ein schönes und imponirendes Bild, denn die Mauern, so wie die Thürme, sind durchgehends aus gehauenen Steinen erbaut. In dieser Bauart liegt unstreitig der Grund, warum Hanstein so gut und noch viel besser erhalten ist, als andere mit ihm gleichzeitige Burgen, die nur aus rohen Bruchsteinen aufgeführt waren. Die gewaltigen Massen von Mauern und Thürmen ruhen auf Felsen, die hin und wieder so seltsam gespalten sind, als wenn sie nicht von der Hand der Natur gebildet und hingelegt, sondern von Riesenhänden hingewälzt wären, um der zu erbauenden Felsenburg zur Grundlage zu dienen. Die Höhe und Unverletztheit der Mauern und Thürme, und die wenigen abgefallenen Steine, die an dem äußern

Rande der innersten Mauer umherliegen, rücken den Zuschauer viel näher an die Zeiten hinan, wo die Burg erbaut und bewohnt wurde, als bei andern mehr verfallenen Schlössern geschieht. Der Eintritt in den innern Schloßhof und die genauere Untersuchung aller vormals bewohnten Theile des Schlosses mindern zwar die Vorstellungen von Dauerhaftigkeit nicht, wohl aber die Bilder von Größe, die vorher erregt worden waren. Der innere Hof ist so enge, daß er nur wenige Ritter auf ihren Streitrossen fassen konnte. So weit man die Gemächer nach den noch stehenden Mauern beurtheilen kann, so war kein geräumiger Rittersaal vorhanden, und die ganze Ritterburg war von einem geringern Umfange, als man nach der Festigkeit des Baues und der Größe der äußern Mauern vermuthen muß. Zu den Eigenthümlichkeiten der Trümmer gehören die centnerschweren Schlußsteine mehrerer Gemächer und Mauern, die an nichts zu hangen, durch nichts gehalten zu werden scheinen, von denen man fürchten muß, daß sie im nächsten Augenblicke herabstürzen werden, und die doch schon seit Menschengedenken in eben der Lage gewesen sind, in welcher man sie noch jetzt sieht. Die Reste einer Wendeltreppe in einem der am meisten verfallenen Theile der Burg ist ein wahres Meisterstück der Baukunst, das man vielleicht jetzt gar nicht mehr so zu Stande bringen mögte. Von zwei Thürmen ist der höhere noch am besten erhalten. Man steigt in ihm auf einer noch unversehrten Wendeltreppe achtzig Stufen hinauf. Diese Treppe ist zuletzt so schmal, daß zwei Personen,

die sich begegnen, einander gar nicht, wenigstens nur mit großer Anstrengung, ausweichen können. Wenn man die Hälfte der Treppe erstiegen hat, trifft man ein Gefängniß an, mit einer starken, eichenen, mit eisernen Bändern beschlagenen Thür verwahrt, das vor funfzig Jahren noch in Gebrauch war. Von da führt die Treppe in ein Gemach, das wahrscheinlich noch ein anderes über sich hatte, dessen Boden und Decke aber eingestürzt sind. Aus jenem Gemach steigt man auf einer Leiter in das zweite, oder auf einen höhern Absatz, und aus diesem, vermittelst der nachgezogenen Leiter, auf die Zinne oder obersten Mauer des Thurms. Diese Mauer ist hier drei bis vier, unten gegen fünf bis sechs Fuß dick. Man hat hier die weiteste Aussicht nach allen Seiten hin, aber freilich darf man nicht schwindelig seyn. Gegen Norden sieht man an zwanzig Dörfer, die Thürme von Göttingen, das fünf Stunden weit entfernt ist, und bei klarem Horizont die Spitze des Brockens. Gegen Südosten zeigt sich der Inselsberg bei Gotha und die Ruinen des Schlosses Boyneburg bei Eisenach. Gegen Süden lassen die vorliegenden Berge nur einige Streifen der Werra und des von ihr durchströmten Thales wahrnehmen. Dem weitern Spähen setzt sich der Berg, Meißner, entgegen. Ostwärts ist die Aussicht durch den nahe liegenden Höheberg ganz beschränkt. Näher sieht man viele Dörfer, das noch bewohnte Schloß Ludwigstein, die Ruinen der Burgen Arnstein und Rusteberg, und eine Menge nackter Hügel umher, die freilich nur eine Bergwüste, keine erhabene Bergscene darbieten. Ganz nahe

liegt das Dorf Rimbach, das sich an der Westseite des Berges von den Mauern der Burg an hinabzieht und das Eintönige der nächsten Umgebung etwas mildert.

Die innerste Mauer der Burg war mit einem nicht breiten Graben umgeben. Zwischen diesem ersten Graben und der ersten äußern Mauer ist ein beträchtlicher freier Platz, auf welchem, der Ueberlieferung zufolge, mehrere Windmühlen gestanden haben sollen. Der Raum zwischen der ersten und zweiten äußern Mauer war mit einem breitern und tiefern Graben ausgefüllt, und der zwischen der zweiten und dritten Mauer schloß wahrscheinlich die Wohnungen für die Besatzung in sich, die zu gewissen Zeiten mehrere hundert Mann betrug. Gleich vor dem äußersten Thore der Burg wohnten die Leibeigenen, welche zu den täglichen Hofdiensten erfordert wurden. Nicht fern davon wohnt noch jetzt in einem kleinen Häuschen der Gerichtsdiener des Orts.

Hanstein, eine der ältesten Burgen des Eichsfeldes, gehörte, als die politischen Eintheilungen der Länder noch Gauen hießen, zu dem Gau Girmermark des Eichfeldes. Eine ältere Burg dieses Namens stand wahrscheinlich auf dem vorhin erwähnten Höheberge, wo noch Spuren eines ehemaligen Baues sichtbar sind, die auch noch jetzt die alte Burg heißen. Im eilften Jahrhunderte gehörte Hanstein dem mächtigen Grafen Otto von Nordheim, Herzoge von Baiern. Er fiel wider seine Schuld beim Kaiser Heinrich IV in Ungnade. Dies zog den Verlust dieser Burg, so wie anderer Besitzungen nach sich, und Hanstein wurde

1070 zerstört. An wen es nach Erlöschung des Geschlechts der Nordheimer gekommen ist, bleibt ungewiß. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts war es im Besitz der Welfen. Als 1203 Heinrich des Löwen Söhne sich in die väterlichen Erblande theilten, fiel Hanstein nebst andern Gütern an Heinrichs zweiten Sohn, den deutschen König Otto IV. Sechs Jahre später forderte es aber der Erzbischof Siegfried von Mainz, als ein Eigenthum seiner Kirche, von Otto zurück. Otto war nun zwar durch den Tod Philipps, Herzogs in Schwaben, seines mächtigen Nebenbuhlers um die deutsche Krone, alleiniger Kaiser, hätte also gar wohl des Erzbischofs Ansinnen zurückweisen können; allein, der guten Freunde bedurfte er doch immer, und am wenigsten mogte er es mit den geistlichen Herren verderben. Er schlug daher dem Siegfried vor, seine Ansprüche an Hanstein der Ausmittelung und Entscheidung eines Austrägalgerichts zu unterwerfen, welches die Erzbischöfe von Trier und Köln, und die Bischöfe von Speier und Würzburg bilden sollten, setzte aber zugleich hinzu, daß, selbst auf den Fall, wenn die Schiedsrichter ihm Hanstein zusprechen sollten, er dasselbe in Erwartung gefälliger Dienste dem Erzbischofe Siegfried überlassen wolle. Wie der Ausspruch lautete, weiß man nicht, allein das Erzstift Mainz gelangte bald darauf zum ruhigen Besitz Hansteins, und verblieb auch ungestört darin.

Auf welche Weise es sein Recht auf Hanstein erworben, ist nicht bekannt, aber nicht unwahrscheinlich, daß nach der Zerstörung der Burg im Jahre 1070, Hein-

rich IV, der gegen seine Freunde, oft auf Kosten Anderer, sehr freigebig war, dem ihm Anfangs ergebenen Erzbischof Siegfried von Mainz die Burg Hanstein schenkte und von diesem solche wieder aufgebaut wurde. Bedenkt man ferner, daß die Verhältnisse der Welfen zum Erzstifte keine freundschaftlichen waren, so wird es wahrscheinlich, daß die Ersteren die Burg gewaltsam an sich gerissen hatten, denn Otto gestand ja selbst, daß er dem Erzstifte das Patronatrecht der Göttinger Kirche, die Vogtei in Nordheim und die Abtei Reinhausen entzogen habe.

Im Jahr 1308 war die Burg so verfallen, daß sie von neuem gebauet werden mußte. Die beiden Brüder Heinrich und Lippold, deren Vorfahren schon im 12ten Jahrhundert Vicedome auf dem Schlosse Rusteberg gewesen waren, und diese Würde im Jahr 1241 als eine erbliche erhalten hatten, erboten sich unter gewissen Bedingungen hierzu. Die Bedingungen waren vorzüglich folgende: daß das Eigenthum des Schlosses dem Erzstifte Mainz beständig verbleiben; daß aber die von Hanstein und deren Nachkommen Erbburgmänner auf dem Schlosse seyn, und zu seiner Unterhaltung jährlich zehn Mark Silber von ihren Herren, den Kurfürsten von Mainz, empfangen sollten. Sie fingen den Bau im Jahre 1308 an. Ihre Nachkommen, welche sich nach der Burg nannten, setzten ihn fort, er wurde aber erst im Jahre 1413 vollendet, was noch jetzt an der obern Ecke des äußern Werks neben dem von Hansteinschen Wappen mit Folgendem zu lesen ist:

„Anno Domini MCCCCXIII. ist Ort gebauet."

Seit der Zeit haben die von Hanstein, als Burgvögte und Erbburgmänner, wie sie ein neues Dorf an sich brachten, es an den Hanstein gezogen, woraus zuletzt ein Gericht von 21 Oertern entstand. Je mehr sie ihre Besitzungen erweiterten, desto mehr fühlten sie sich, so daß Landgraf Ludwig II von Thüringen die Burg Ludwigstein in die Nähe des Hansteins erbauete, um sie im Zaum zu halten; denn trotzend auf die Festigkeit ihrer Burg und auf ihr immer anwachsendes Besitzthum, beunruhigten sie mit ihren Horden das Eichsfeld nicht allein, sondern auch Thüringen und Hessen. Tief war der Adel jener Zeit gesunken, offen und ohne Scheu trieb er ein wildes Stegreifleben, das heißt: er raubte und plünderte wie Straßenräuber unserer Zeit. Und ein solches Leben und Thun galt gar nicht für unehrlich, für schändend, wenn auch zuweilen Galgen und Rad der Genossen Lohn war. Daher das Sprichwort:

Reiten und Rauben ist keine Schande,
Thun es doch die Besten im Lande.

Daher Aeußerungen, wie die eines Ritters, der einen Straßenräuber zum Galgen führen sah, — „Potz Element, dem geschieht Recht, immer weg mit den Schandfesseln! wollen sie, die losen Halunken, sich solcher Dinge auf der Straße unterstehen, die doch nur uns allein vom Adel gebühren!“ Ganz in diesem Geiste jener barbarischen Zeit dachten und handelten auch die Hansteiner. Wo sie Beute witterten, da ging es hin; wo sie bei Fehden und Raubzügen mitwirken konnten, oder

daran Theil zu nehmen aufgefordert wurden, da waren sie stets bei der Hand. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatten sie den damaligen Reichsstädten in Thüringen, Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen, besonders arg mitgespielt und deren ausgebreitetem Verkehr unendlichen Schaden zugefügt; daher rüsteten sich diese Städte zum Kampf gegen ihren gemeinschaftlichen Feind und zogen um das Jahr 1364, vom kaiserlichen Vogt, Grafen Heinrich von Hohnstein angeführt, auf den Hanstein los. Das freundliche Verhältniß des Herzogs Otto von Braunschweig zu den Hansteinern und Otto's rauflustigen Charakter wohl kennend, und fürchtend, daß er Letzteren beistehen mögte, ließen sie diesen zuvor ersuchen, sie in ihrem Vorhaben nicht zu stören, noch ihnen entgegen zu seyn, und Otto versprach beides. Kaum aber hatten sie ihre Operation vor Hanstein begonnen, als Otto dennoch über sie herfiel und das ganze Belagerungscorps aufrieb. Dieser Treubruch kostete ihn die Achtung aller Rechtlichen, denn selbst der Fürstenmantel schützte ihn nicht gegen die öffentliche Meinung. Man nannte ihn den Quaden (malus), auch den wüthenden Hund. Diese Beinamen gingen aus dem Munde des Volks in die Geschichte über, in welcher, besonders der Erstere, fortlebte. So sprach damals das Volk, gut oder übel, seine innerste Meinung über den Charakter des Regenten laut aus und bezeichnete sie mit einem Worte der Nachwelt. Jetzt würde man das Volk, in dessen Hände Schwindler so gern die Souveränität legen mögten, gewaltig auf die Finger klopfen, wenn es sich unterstehen wollte,

einen solchen Akt der Souveränität auszuüben und den Regenten, wenn er es verdiente, einen zweideutigen oder gar einen übeln Beinamen zu geben. Ob es aber im Ganzen nicht von ersprießlichen Folgen wäre, wenn dergleichen geschehen dürfte, ist eine andere Frage.

Durch jene beabsichtigte wiewohl mißlungene Züchtigung ließen sich indessen die Hansteiner nicht abhalten, ihr Unwesen nach wie vor fortzutreiben und namentlich den genannten Städten wacker zuzusprechen. Da vereinigten sich diese von neuem zu einem Angriff auf die Räuberburg. Nordhausen that dies zuerst, und die Grafen von Gleichen, von Hohnstein, von Stolberg und von Schwarzburg standen ihm bei. Um die Fastenzeit des Jahres 1371 begann die Belagerung, dauerte aber nur vier Tage, in welchen es dem so nahen Dorfe Rimbach so wie andern nahe liegenden Oertern am übelsten erging und der Hauptzweck doch nicht erreicht ward. Am fünften Tage schon brach der Heerhaufe wieder auf, um nach Haus zu ziehen, aber wenige nur erreichten die Heimath, denn Herzog Otto, der zum Entsatz wieder herbeigeeilt war, zog den heimkehrenden Belagerern nach, schlug sie gewaltig aufs Haupt, und große Summen mußten ihm außerdem noch die gedemüthigten Städte zahlen.

Die Freundschaft zwischen Otto und den Hansteinern muß nach diesem Ereigniß leck geworden seyn, denn im Jahre 1373 verschrieb sich Werner von Hanstein dem Landgrafen Heinrich II von Hessen mit Beihülfe gegen eben diesen Herzog Otto. Ueberhaupt findet man, daß die Hansteiner, ihrem Zeitgeiste gemäß, Freund- und Feindschaft

wechselten, wie es ihnen eben vortheilhaft schien. 1373 waren sie Freund mit ihren mächtigen Nachbarn den hessischen Fürsten, 1377 Feind von ihnen und 1379 wieder Freund. Ruhe kannten sie nicht, ihre Rauflust war ohne Grenzen. Wo es eine Fehde gab, da waren sie dabei. Freilich dachten und handelten die von Hanstein nicht allein so. Alle ihre Standesgenossen lebten wie sie nur für Fehde und Streit, für alle war ja solch Leben nur Leben, nur Bestimmung. Was hätten auch diese, nach unsern Ansichten, rohen, unwissenden Menschen mit ihrer Zeit zu einer Zeit anfangen sollen, wo es noch keine so wohlthätigen Zeittödtungs-Anstalten gab, wie sie unsern jetzigen Rittern hierzu in Kasinos, Klubbs, Billard, Restaurationen, Theater, Panoramen, Dioramen, Kosmoramen, Pleoramen, Kaffees, Ressourcen, Harmonien rc. rc. rc. dargeboten werden. Drängte sie daheim die Langeweile, dann sprengten sie von den Burgen hinab mit ihren Reisigen ins Weite, überfielen Wehrlose, ergriffen Pilgernde sie einzukerkern, oder sprengten dahin, wo es eben Fehde gab und schlugen mit drein. War das Müthchen gekühlt, so folgte ein Friedensschluß durch Urkunde und Siegel bekräftigt, die Urfehde wurde geleistet zugleich mit für Vettern und Genossen, nach allem dem aber nicht gefragt, alles wieder über den Haufen geworfen, war nur mit einigem Rechtsschein der Streit wieder anzufangen. Wohl paßte daher das alte Sprichwort auf die damalige Ritterschaft:

Pack schlägt sich,
Pack verträgt sich.

Ungeachtet der vielfachen Belagerungen, welche die Burg Hanstein zwei Jahrhunderte hindurch auszuhalten hatte, ist sie doch nie wirklich erobert worden. Es ist daher ganz falsch, was die Ueberlieferung in der Nachbarschaft der Ruinen erzählt, daß das Schloß Hanstein im dreißigjährigen Kriege eingenommen und verheert worden sey. Die Besitzer verließen wahrscheinlich in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Burg aus eben der Ursache, aus welcher viele Bergschlösser verlassen wurden: nemlich, weil es weniger beschwerlich und eben so sicher war, in der Ebene, als auf hohen Bergen zu wohnen. Einer der letzten, die auf Hanstein hauseten, war, so viel man weiß, Kurt oder Konrad von Hanstein, der 1545 ein berühmter Hauptmann im protestantischen Heere war.

* * *

Wolf's politische Geschichte des Eichsfeldes, 1. Band, 1792; Meiners kleinere Reisen, 3. Band; Landau's hessische Ritterburgen, 1. Band, 1832, und die oben angezeigte kleine Schrift, haben den Stoff zu Vorstehendem geliefert. — In Göttingen sind einige kleine Abbildungen von Hanstein erschienen, von denen eine kolorirte, von Besemann, die beste ist. Die Titelvignette zum 3ten Theile von Meiners Reisen, so wie die dieses Bandes, sind Kopien derselben. Auch der Beschreibung Hansteins im Landauschen Werke ist ein Abbild beigefügt.

29.

29.

Kriebenstein

bei Waldheim im Königreich Sachsen.

Als das Glück, die schönste Sonne, glänzte
In der Vorzeit grauem Alterthum,
Und die Wackern mit dem Lorbeer kränzte —
O! da schallte weit des Schlosses Ruhm.

29.

Kriebenstein.

In einer Gegend Sachsens, welche die Natur mit mannigfachen Reizen geschmückt hat, liegt auf einem hohen Felsen an der Zschopau die alte Ritterburg Kriebenstein, von der das Städtchen Waldheim, durch sein vortreffliches Armen- und Zuchthaus bekannt, nur eine Stunde entfernt ist. Unter der Menge von Burgen Sachsens ist Kriebenstein, — in Urkunden Crywenstein genannt — eine von den wenigen, von denen man den Erbauer, so wie das Erbauungsjahr weiß. Der Ritter Dietrich von Bernwalde, dem fast die ganze umliegende Gegend unter dem Namen einer Herrschaft Kriebenstein, wovon Waldheim der Hauptort war, gehörte, erbaute sie vom Jahre 1382 bis 1407. Er hatte aber kaum seinen Sitz hierher verlegt, als er in einer Fehde mit dem Ritter Staupitz von Reichenstein von diesem am Fastnachtstage 1415 schon wieder daraus vertrieben ward. Dietrich rief seinen Lehnsherrn Friedrich den Streitbaren, Landgrafen in Thüringen, Herzog von Sachsen, nachherigen Kurfürsten, zu Hülfe, und dieser be-

lagerte, seiner lehnsherrlichen Pflicht gemäß, mit dazu aufgebotenen Bürgern von Freiberg, Rochlitz und andern Städten, den Staupitz in Kriebenstein. Lange und tapfer wehrte sich der Vogel im fremden Neste, mußte aber doch endlich sich ergeben. Die Galanterie jenes Zeitalters, die wir vielleicht in ähnlichen Fällen nicht so üben mögten, bewog Friedrichen, Staupitzens ehrlicher Hausfrau freien Abzug aus der Burg anzubieten, und ihr sogar zu verstatten, das, was ihr am liebsten sey, mitnehmen zu dürfen. Eine Frau, die einen guten Mann hat, und ihn liebt, kann natürlich nichts haben, was sie diesem vorziehen mögte. Das war der Fall auch hier, daher die gute Frau ihren guten Mann auf dem Rücken aus der Burg trug. Friedrich war anfänglich gar nicht willens, seiner Zusage eine solche Deutung geben zu lassen. Ob es aber die Eigenschaften der Dame machten, oder ob er sein Wort nicht gern brechen wollte — kurz, er ließ es zu, daß Staupitz seiner Strafe hierdurch entgehen durfte.

Man hat die Wahrheit dieser Begebenheit oft in Zweifel gezogen, und behauptet, daß sie nach der bekannten, ähnlichen, dreihundert Jahre ältern Sage von Weinsberg gemodelt sey. Allein viele Umstände sprechen dafür. Eine Nachahmung kann sie indessen doch immer gewesen seyn, und möglich, ja sehr wahrscheinlich ist es, daß Staupitz oder seine Frau oder sonst ein Freund beider, ihnen anrieth, die Erlaubniß Friedrichs auf diese Art zu benutzen, indem vielleicht Friedrich vor Kriebenstein eben so nachsichtig denke, als Kaiser Konrad vor Weinsberg.

Friedrich gab die Burg Kriebenstein ihrem Eigenthümer, dem Ritter Dietrich von Bernwalde, nicht zurück. Er behielt sie für sich, um Dietrichen zu strafen, der sich Nachlässigkeiten in seinen Lehnspflichten gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen. Bald darauf kam sie an die damals sehr begüterte Familie von Vitzthum, ob durch Verleihung oder Schenkung von Friedrich, ist unbekannt. Aber schon 1446 verlor diese sie wieder im sogenannten Bruderkriege.

Da die Begebenheiten des Bruderkrieges in die Geschichte so mancher Burg Sachsens eingreifen, und während seines Laufs gar viele Vesten dieses Landes untergingen, so möge von diesem Kriege hier einiges gesagt seyn.

Friedrich II Kurfürst von Sachsen, dem seine Zeitgenossen das schöne Beiwort, der Sanftmüthige, gaben, regierte nach dem Tode seines Vaters, Friedrichs des Streitbaren, 1428, mit seinem jüngsten Bruder Wilhelm, Herzog von Sachsen, das Land gemeinschaftlich. Siebzehn Jahre lang hatte diese Gemeinschaft ruhig und ununterbrochen gedauert, da verlangte Wilhelm, daß eine Theilung vorgenommen werden solle. Es geschah. Friedrich erhielt das Herzogthum Sachsen, die Markgrafschaft Meißen, und andere bedeutende Städte, als Leipzig, Zwickau, Altenburg u. a. m.; Wilhelm hingegen erhielt die Landgrafschaft Thüringen, nebst Weißenfels, Koburg und Hildburghausen. Daß es zu dieser Theilung kam, daran war hauptsächlich einer der Räthe Herzog Wilhelms Schuld. Apel von Vitzthum hieß er, ein Name, der in der säch-

sischen Geschichte stets mit Verachtung genannt werden wird; denn er war es, der einen blutigen Zwist zwischen zwei Brüdern anfachte, unter welchem das Land Jahre lang seufzte und leiden mußte. Ihm mogte die gemeinschaftliche Regierung seines Herrn mit dem Kurfürsten Friedrich nicht anstehen, auch konnte er den Kurfürsten nicht leiden, daher er seinen Herrn veranlaßte, auf Theilung des Landes zu dringen. So wie diese geschehen war, barg er seine Gesinnungen gegen den Kurfürsten nicht mehr, sprach laut von ihm mit einer höhnenden Verachtung, und suchte auf alle Art Wilhelmen gegen ihn aufzureizen. Bei Friedrichs sanftmüthigen Gesinnungen müssen diese Schmähungen empörend gewesen seyn, um ihn zu dem Schritte zu bewegen, den er that. Er schickte nemlich ein Heer gegen Apeln aus, das sein Schloß Rosla zerstören oder ihn selbst fangen sollte. Markgraf Albrecht bewirkte indessen einen Stillstand dieser Fehde. Ob es sich nun gleich der Kurfürst ausbedung, daß sein Bruder alle seine schlechten Räthe abdanken solle, so that es dieser doch nicht. Dies geschah 1445. Das Jahr darauf erhob sich der Streit von neuem. Herzog Wilhelm hielt nemlich zu Jena Beilager mit Anna, Tochter des Kaisers Albrecht. Da kam die Nachricht dahin, der Kurfürst werde den Herzog nebst den Hochzeitgästen überfallen. Die Sage war ganz grundlos, und wahrscheinlich von Apeln, dem unruhigen Kopfe, verbreitet. Der Herzog aber glaubte daran, war gewaltig entrüstet, zog dem Kurfürsten entgegen, doch auch diesmal kam es bald wieder zum Frieden. Bei dieser

Gelegenheit war es, wo der Kurfürst dem Apel seine Besitzungen in Meißen, und darunter auch Kriebenstein, wegnehmen ließ. Nachher brach noch zweimal die Flamme des Bruderkrieges aus, bis Herzog Wilhelm endlich einsah, welch ein schlechter Rathgeber ihm Apel sey. Die Brüder schlossen daher 1450 Frieden. Ein Punkt darin setzte die gänzliche Vertreibung der Vitzthumschen Familie aus dem Lande fest. Der unruhige Apel, den Wilhelm nachher noch mit gewaffneter Hand zur Herausgabe bedeutender, ihm einstweilig eingeräumter Güter zwingen mußte, der bis an seinen Tod nicht aufhörte, gegen beide fürstliche Brüder zu kabaliren, starb endlich in Böhmen, und mit seinem Sohne erlosch sein Stamm, oder die Linie der Vitzthume von Apolde. Die andere Linie, Vitzthum von Eckstädt, blüht noch.

Während dieses Krieges waren unter andern auch die Güter, welche der berüchtigte Prinzenräuber, Kunz von Kaufungen, in Thüringen besaß, von den Truppen Herzog Wilhelms besetzt worden. Um ihm dafür eine Entschädigung zu verschaffen, räumte ihm sein Herr, der Kurfürst, die dem Apel abgenommenen Güter, Kriebenstein, Ehrenberg und Schwickertshain, einstweilen und mit der Bedingung ein, sie zurückzugeben, sobald er ihm wieder zu dem Besitze seiner Güter verholfen habe. Durch den Frieden von 1450 geschah dies auch, aber Kaufungen verweigerte die Herausgabe der Vitzthumschen Güter. Er hatte darauf gerechnet, sie zu behalten, hatte besonders Schwickertshain zu einem stattlichen Rittersitze sich ausge-

bauet, von dem er sich nun nicht wieder trennen wollte. Der Kurfürst, der sich nicht selbst Recht nehmen wollte, überließ die Entscheidung dieser Sache einem unparteiischen Gerichte. Da sich Kaufungen aber auch dessen Ausspruch nicht fügte, so wurde er zur Herausgabe gezwungen. Höchst erbittert hierüber, faßte Kaufungen den kühnen und rachsüchtigen Entschluß, und führte ihn wie bekannt auch wirklich aus, des Kurfürsten beide Söhne aus dem Schlosse in Altenburg zu entführen.

Nach dieser Zeit haben die Besitzer der Herrschaft Kriebenstein sehr oft gewechselt. Zuerst hatte sie die Familie von Schleinitz inne, dann die von Ende, dann Herzog Georg von Sachsen, der sie 1529 an Ernst von Schönburg für 20,000 Fl. verpfändete, acht Jahre später wieder einlös'te, und der verwittweten Herzogin Elisabeth von Sachsen, einer Landgräfin von Hessen, als Leibgedinge gab. Diese trat sie dem Kurfürsten Moritz wieder ab, und dieser tauschte dafür von seinem geheimen Rathe, dem als Staatsmann und Gelehrten gleich bekannten von Carlowitz, Schönfeld ein. Carlowitz vergrößerte die Besitzung beträchtlich, und nach seinem Tode theilten seine vier Söhne das Ganze in vier große Rittergüter, Ehrenberg, Schweickershain, Waldheim und Kriebenstein. Letzteres wechselte auch später noch oft den Besitzer. Jetzt ist es Eigenthum der Familie von Arnim auf Planitz und gehören dazu zehn Dörfer mit 1800 Einwohnern, bedeutende Waldungen und beträchtliche Einkünfte.

Die Burg, völlig bewohnbar, steht noch ganz so, wie sie der Ritter von Bernwalde erbaute. Ihre Lage war und ist nach alter Art fest, da die Mauer ringsum von der Tiefe des Abgrundes umgeben wird, wodurch sie auch noch jetzt gegen nächtliche Einbrüche gesichert ist.

Der Blick in das Thal der Zschopau und auf das gegenüber liegende Dorf Ehrenberg ist, besonders von der Rüstkammer aus, sehr angenehm. In letzterer werden alte Rüstungen und zwei Feldschlangen verwahrt, welche aus der ersten Zeit der Pulver-Erfindung herrühren sollen. Im Speisesaale sind einige alte Gemälde, wovon das eine die durch die Gattin des Ritters von Staupitz bewirkte Befreiung desselben darstellt. Auch antike Möbeln, als: Stühle mit daran befestigten Stufen, eben so Betten mit Treppen davor, und dergleichen, befinden sich hier. Unter dem Speisesaale ist die Kapelle, welche, so wie der Altar und die Kanzel in Felsen gehauen sind. In dieser Kapelle hält der Prediger in Bernwalde Gottesdienst, wenn der Besitzer auf Kriebenstein ist.

* * *

Von Kriebenstein giebt es viele Abbildungen. Zu den vorzüglicheren gehören die von Vizani d. j. und Karl Aug. Richter, beides große kolorirte Blätter. Auch in Oldendorp's „merkwürdigsten alten Burgen Sachsens" 3tes Heft, im 2ten Hefte sächsischer und böhmischer Gegenden, im Januarhefte der Jugendzeitung 1814, und in

der Saxonia 1r Bd. 1835 findet man Abbildungen. — Die hier gegebenen Nachrichten von Kriebenstein verdankt dies Buch größtentheils einem seiner unbekannten Freunde und Beförderer.

30.

Tenneberg

über Waltershausen am Thüringer Walde im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha.

Alles hat seine Zeit; Alles unterm Himmel
Geht zu seiner bestimmten Stunde vorüber.

Pr. d. Salom. 3, 1.

30.

Tenneberg.

An der Mitternachtseite des Thüringer Waldgebirges, vier Stunden von Gotha entfernt, liegt dicht am Saume dieses Gebirges das Sachsen=Koburg=Gotha'sche Städtchen Waltershausen, bekannt durch das Bechstein'sche Forst=Institut, das hier und bis es nach Dreißigacker bei Meiningen verpflanzt ward, einige Jahre blühte. Ueber diesem Städtchen erhebt sich steil ein mit Fichten bewachsener Berg, auf dessen plattem Scheitel die Burg Tenneberg liegt, weit hinein ins flache Land sichtbar. Steigt man zu ihr hinan, so gelangt man erst zur Wohnung eines Försters, welcher gegenüber das Gebäude liegt, in dem sich jenes Institut befand, und nun geht es dem Burgthore zu.

In der Form eines Hufeisens, das vorn durch ein quer vorliegendes Gebäude geschlossen wird, ist Tenneberg erbauet. Noch völlig erhalten und bewohnt, bekundet die ganze Einrichtung und Bauart das hohe Alter. Gegen Mittag führt, früher eine Zugbrücke, jetzt eine gewölbte

Brücke über den Burggraben in die Burg. Mehrere große Zimmer finden sich in ihrem Innern, alle in altem Styl noch verziert. Besonders bemerkenswerth ist die schöne einfach geschmückte Kapelle, ein großer Saal mit sehr lebhaften Farben ausgemalt, und eine Gallerie, auf der man die großen Jagden abgebildet findet, die der Herzog Johann Kasimir im 17ten Jahrhundert hier hielt. Im vordern Hauptgebäude wohnt der Oberbeamte von Tenneberg, und der Burg gegenüber liegt noch ein ansehnliches Gebäude, das vormals das Amtshaus war, und jetzt die Amtsvogtei oder die Wohnung des Rechnungsbeamten ist.

Die Umsicht aus den Fenstern der Burg ist sehr anangenehm und ausgebreitet. Man übersieht die mit Wiesen, Teichen und kleinen Gehölzen gezierte Gegend vor Waltershausen, das dicht am Fuße des Berges sich ausbreitet, viele Dörfer, das Schloß in Gotha, und die Sternwarte auf dem Seeberge. Hinterwärts, nach dem Walde zu, ist die Aussicht einsam aber romantisch. Schauerlich ist die tiefe Kluft zwischen Tenneberg und dem Ziegenberge. Weiterhin heben kahle, sonderbar geformte Bergmassen ihren Scheitel empor, und andere sind mit hundertjährigen Tannen bedeckt, deren dunkleres Grün Düsternheit über die offenen Stellen verbreitet.

Alte Chronikenschreiber sagen, Ludwig der Bärtige, Graf von Thüringen, habe Tenneberg um das Jahr 1025 erbaut, und sein Sohn Ludwig der Springer, dessen Bekanntschaft wir schon bei dem Schlosse Giebichenstein ge-

macht habeen, habe den Bau vollendet. Doch bleibt dies unerwiesen. Erst 1176 findet man Tenneberg mit Gewißheit erwähnt.

Hundert Jahre später regierte Landgraf Albrecht, dem die Nachwelt das Beiwort „der Unartige" gab, über Thüringen. Er lebte mit Margarethen, Kaiser Friedrichs II Tochter, in vergnügter Ehe, und hatte drei Söhne von ihr. Eine unglückliche Leidenschaft zu einer der Hofdamen seiner Gattin, der Kunigunde von Eisenberg, zerstörte aber sein häusliches Glück und veranlaßte ihn zu den schändlichsten Schritten. Wir werden diese tragischen Ehestandsscenen bei der Geschichte der Burg Wartburg demnächst näher kennen lernen. Hier werden sie blos deshalb berührt, weil Albrecht die Absicht hatte, dem mit der Kunigunde erzeugten Sohn, Apitz, die Regentschaft über Thüringen zu verschaffen und seine ehelichen Kinder davon auszuschließen. Er räumte zu dem Ende dem Apitz das Schloß Tenneberg, Brandenfels und noch andere Schlösser nebst dazu gehörigen Vogteien ein, schlug mehrere Oerter dazu, und wollte so nach und nach die Grafen und Herren Thüringens darauf vorbereiten, den Apitz als ihren künftigen Landesherrn anzunehmen. Allein der Plan mißlang. Viele hatte er zwar schon durch Kunstgriffe und Schmeicheleien dafür gewonnen, Viele aber sprachen für die gerechte Sache. Daraus entstand zwischen beiden Parteien eine langwierierige Reihe von Fehden. Apitz war indessen Besitzer eines eigenen Bezirks, war auch vom Kaiser Rudolph für ehelich erklärt worden, übte aber auf seiner Burg

Tenneberg eine Menge Jugendstreiche aus, die ihn überall gehässig machten. So nahm er einst eine Streiferei in die Dörfer des nahegelegenen Klosters Reinhardsbrunnen vor, und wollte diesen das Vieh weg- und auf seine Burg treiben. Das lief aber schlecht für ihn ab; denn Bauern, Mönche, Laienbrüder und Knechte machten sich über die Räuber her, und Apitzen wollte schon einer davon mit einer Heugabel erstechen, wenn ihn nicht ein Mönch gerettet hätte.

Kurz darauf brachte es Albrechts ehelicher Sohn, Friedrich mit der gebissenen Wange, beim Kaiser Rudolph dahin, daß Apitz die Burg Tenneberg wieder räumen mußte. Albrecht versetzte sie darauf, 1290, an den Vogt zu Gotha, Heinrich von Mila, gegen Entrichtung eines jährlichen Zinses, den er Apitzen und seiner Mutter erlegen sollte. Dem Kloster Reinhardsbrunnen war dies aber nicht recht. Es wünschte keinen weltlichen Herrn zum Nachbar zu haben, und bot daher Albrechten 30 Mark Jahrzins an, wenn er ihm das Schloß überlasse. Albrecht that dies. Das Kloster, im Besitz von Tenneberg, vertraute es einem gewissen Gitz oder Gutz an, dem Stammvater eines ansehnlichen Geschlechts. Einige Jahre nachher gab dieser es aber an das Kloster zurück. Wahrscheinlich waren die Mönche durch eine große Feuersbrunst in ihrem Kloster so zurückgekommen, daß sie jenen Jahrzins nicht mehr entrichten konnten.

Am Schlusse des 13ten Jahrhunderts besaß es Apitz wieder. Albrecht, der in einem steten Streite mit seinen

Söh-

Söhnen lebte, sie noch immer verkürzen wollte, verkaufte, da er Apitzen dessen Besitz nicht verschaffen konnte, Thüringen an den Kaiser Adolph den Nassauer, behielt sich aber den Bezirk des Schlosses Wartburg, nebst Tenneberg und Winterstein, überhaupt einen großen Bezirk vom südlichen Theile der jetzigen Fürstenthümer Gotha und Eisenach vor. Hiervon räumte er Apitzen von neuem Tenneberg ein, und dieser übte nun förmlich landesherrliche Rechte aus, was jedoch nicht lange dauerte, denn Apitz starb 1300.

In der Landestheilung, welche Landgraf Balthasar von Thüringen 1382 mit seinen Brüdern vornahm, fiel Tenneberg ihm zu. Zehn Jahre später ließ er das Schloß abbrechen und das jetzt noch stehende erbauen. Sein Nachfolger Friedrich IV bestimmte es 1412 seiner Gemahlin zum Leibgedinge. Doch versetzte er es zwanzig Jahre später, nebst der Stadt Waltershausen, an Herrmann Goldacker für 350 Mark Silber. Wer es wieder einlös'te, weiß man nicht, aber eingelöset war es; denn in der Theilung, welche der Kurfürst Friedrich II von Sachsen und sein Bruder Wilhelm, Herzog von Sachsen, 1445 vornahmen, kam es an letztern, der es späterhin eine Zeitlang an die Grafen von Gleichen versetzte. Nach Wilhelms Tode fiel es 1485 Kurfürst Ernsten zu, und seit der Zeit ist es immer bei der Ernestinischen Linie Sachsens geblieben. Herzog Johann Friedrich wohnte einige Zeit auf Tenneberg, ehe er seinen Wohnsitz nach Gotha verlegte. Johann Kasimir pflegte sich auch oft da aufzuhalten. Alle Besitzer

ließen es immer repariren und erhalten, daher wir es noch jetzt vollständig erblicken.

Seit den ältesten Zeiten war es gewöhnlich, daß, wenn die Landesherren nach Waltershausen oder Tenneberg kamen, die Brauerschaft in Waltershausen die erforderlichen Betten und Hausgeräthe für den Hofstaat herleihen mußte. Als aber 1684 an einigen Orten die Pest herrschte, und Herzog Friedrich I durch den Gebrauch solcher hergeliehenen Betten Ansteckung befürchtete, erließ er der Brauerschaft, gegen Erlegung von 2400 Fl., diese Verbindlichkeit, und versah das Schloß Tenneberg für jene Summe mit eigenem Hausgeräthe. Jetzt und seit 1826 gehört Tenneberg dem Herzoglich Koburg-Gothaschen Hause.

Tenneberg war auch eine Zeitlang das Staatsgefängniß einer Frau, deren trügerisches Spiel als eines Beitrags zur Geschichte dieser Burg aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts hier erwähnt werden muß.

Im Herbste des Jahres 1557 erschien in Thüringen ein schönes Weib von edler Gestalt, hinreißender Anmuth und Beredtsamkeit, von königlicher Würde und Anstand. Ihre Kleidung war englisch, nicht eben prächtig, aber doch so, daß sich mehr noch als eine gewöhnliche Edelfrau darunter vermuthen ließ. Ein schwarzer Schleier umgab ihr holdes Gesicht, auf dem sich Züge innern Grames malten, die sie selbst durch erzwungene Heiterkeit nicht ganz verscheuchen konnte. Zu ihrer Bedienung hatte sie einige Zofen und Bedienten, die unter sich eine gewisse Rang-

ordnung beobachteten und ihrer Gebieterin mit einer Achtung begegneten, wie man Königinnen ehrt. Stummer Ernst zeichnete den Ton der ganzen Gesellschaft aus. Die schöne Frau selbst war so, grüßte jeden zwar mit hoher, liebenswürdiger Anmuth, sprach aber nur wenig. Ritt sie auf ihrem Zelter aus, so folgte ihr ganzer Hofstaat zu Pferde, und wo sie abstieg, da sammelte sich alles mit entblößtem Haupte und ehrerbietiger Stellung um sie her, denn sie bezauberte durch ihr Wesen alles. Mehr noch aber fühlte man sich durch das Geheimnißvolle angezogen, das über ihre Herkunft und über den Zweck ihres Hierseyns verbreitet war. Niemand wußte, woher sie kam, und die Bedienten, an denen man forschte, gaben keine oder unbefriedigende Antwort. Unter sich sprachen sie englisch, doch auch eben so geläufig deutsch, und die schöne Frau siegelte ihre Briefe mit dem Wappen der Könige von England. In Gotha regierten damals die drei Söhne Kurfürst Johann Friedrichs. Der Ruf der schönen Frau aus England gelangte bald auch zu ihnen, und besonders gespannt und neugierig war von ihnen der zweite Bruder, Herzog Johann. Er sandte einen Boten mit einem höflichen Gruß an sie und einem zierlichen Schreiben, worin er um das Glück einer Unterredung mit ihr bat. Eine gleich höfliche Antwort erfolgte, und der Flecken Rosla wurde zu dieser Unterredung vorgeschlagen. Das englische Petschaft auf dem Briefe bestätigte die allgemeine nun zur Gewißheit übergehende Vermuthung, daß sie die unglückliche, verstoßene Anna, Königs Heinrich VIII von England Gemahlin, sey, die man nur durch

ein Gerücht hatte sterben lassen, damit ihre Flucht desto leichter geschehen konnte. Als der Herzog nach Rosla kam, fand er die Dame in ihrem mit köstlichen Teppichen geschmückten Zimmer auf einer Art Thron sitzend, umgeben von ihrem Gefolge. Alles, was man von ihrer Schönheit gerühmt, die Vorstellung, die er sich von ihr gemacht, schwand jetzt bei dem wirklichen Anblick. Hatte ihn aber dieser bezaubert, so riß ihn ihr feines Benehmen und ihre Sprache vollends hin. Nachdem sich ihre Umgebung entfernt hatte, berührte der Herzog ganz leise die Saite ihrer Abkunft. Und nun erzählte sie umständlich, daß sie die unglückliche Königin Anna sey, welche des Ehebruchs beschuldigt zum Tode verurtheilt worden, aber durch Hülfe einiger Getreuen entflohen wäre und nun unstät und flüchtig umher irren müsse. Thränen unterbrachen hierbei oft ihre ergreifende Rede. Der Herzog, höchst gerührt, tröstete und lud sie ein, nach seinem Hoflager zu kommen. Das schlug sie zwar aus, doch begab sie sich bald darauf nach Gotha und bezog hier ein Haus in der Stadt. Hier machten ihr sämmtliche Herzöge den Hof, und Herzog Johann schloß endlich 1559 einen Vertrag mit ihr ab, vermöge dessen sie ihm 1,500,000 Kronen, seinem Bruder Johann Wilhelm die englischen Reichskleinodien und Privilegien, und dem Herzog Johann Friedrich 500,000 Kronen versprach. Nun nahmen sie die Herzöge auf das Schloß, wofür sie noch zu Erben aller ihrer Güter eingesetzt wurden.

Bei der nähern Bekanntschaft, die nun Statt fand, entstand jedoch bald ein leises Mißtrauen gegen die Königs-

würde der Dame; und da sie einst erzählte, in Nürnberg eine Tonne Goldes niedergelegt zu haben, der Herzog auch jemanden dahin abschickte, diese Summe abzuholen, der Rath zu Nürnberg aber von nichts wissen wollte und den vorgezeigten Schein für ungültig erklärte, so mehrte sich dieses Mißtrauen so, daß der Herzog, von Amberg aus, wo er sich eben aufhielt, seinem Kommandanten auf dem Schlosse zu Gotha, Bernhard von Myla, den Befehl gab, die vermeinte Königin in gute Verwahrung zu bringen und zur Bezahlung der Tonne Goldes anzuhalten. Ueber dieses harte Schicksal beklagte sie sich sehr, und der Herzog, der, wo nicht eine Königin, doch noch immer eine vornehme Person unter ihr vermuthete, entließ sie wieder ihres Arrests. Indessen war von ihrem Hofstaate, nach und nach, eine Person nach der andern verschwunden, und nur eine Kammerfrau war bei ihr geblieben. Dies erregte neuen Verdacht, und da man zwar eine Aehnlichkeit mit der Königin Anna in ihr nicht verkennen, aber doch berechnen konnte, daß die Dame viel zu jung dazu sey, so wurde sie abermals in Verwahrung gebracht. Kurz darauf schrieb Herzog Johann Wilhelm, der sich eben in Frankreich aufhielt, seinem Bruder, daß die Dame eine Betrügerin, daß sie nicht die Königin Anna, sondern nur eine Kammerzofe der wirklich verstorbenen Königin Anna sey, wie er nach eingezogener Erkundigung versichern könne. Diesen Brief las ihr Herzog Johann selbst vor; aber, die Schlaue wußte die Rolle der Gekränkten, der Gebeugten meisterhaft zu spielen und erwiederte keine Sylbe hierauf, sondern seufzte

und weinte nur. Doch der Herzog ließ sich nicht von neuem bethören, und behielt sie als eine Betrügerin in Verwahrung. Bald darauf kam ein Abgesandter des Herzogs Wilhelm von Jülich an, mit einem Schreiben an den Herzog, worin die fremde Dame geradezu eine Betrügerin genannt wurde, da die Königin Anna, eine geborne Prinzessin von Jülich, wirklich gestorben sey. Nun wurde sie vor ein Gericht gezogen, verhört, aber alle Bemühungen, sie zum Bekenntniß zu bringen, ungeachtet ihr der Herzog völlige Verzeihung versprach, waren vergebens. Da wurde sie als Staatsgefangene behandelt und auf das Bergschloß Tenneberg in enge Verwahrung gebracht. Mehrere Verhöre, die nun mit Strenge und Ernst erfolgten, bewirkten immer nichts. Als man aber drohte, sie der Strenge der Gesetze überlassen zu wollen, da bat sie kniend um Gnade, und sagte, daß sie nicht die Königin Anna, aber eine Gräfin von Ostfriesland sey. Herzog Johann Friedrich meldete dies dem Herzoge von Jülich. Dieser erklärte aber auch diese Angabe für Lüge. Darauf gab sie sich für eine Gräfin Rietberg, eine vertraute Gesellschafterin der Königin Anna, aus. Doch auch dies erklärte der Herzog von Jülich für unwahr. Müde dieser steten Lügen, ließ der Herzog mit der Folter drohen, wenn sie nicht die Wahrheit sage. Da bekannte sie endlich: daß sie Walburga heiße, eine natürliche Tochter Herzogs Johann von Cleve, mit einer Zofe der Herzogin von Cleve erzeugt, sey, daß sie durch die Gräfin Rietberg Zofe bei der Königin Anna von England geworden und deren Vertraute gewesen, wegen einer auf sie geworfenen

Neigung des Königs aber, von der Königin reichlich beschenkt, England verlassen habe. Bei dieser Aussage blieb sie unter theuren Versicherungen und ungeachtet der jena'sche Scharfrichter mit seinen Werkzeugen gegenwärtig war. Und dennoch war sie Lüge, wie man erst späterhin erfuhr. Sie war nemlich die uneheliche Tochter eines Grafen und einer Nonne, und eine von den Zofen der Königin, und zwar die sogenannte Gürtelmagd gewesen. Sie soll auch die Beischläferin König Heinrichs VIII und die Ursache der Verstoßung seiner Gemahlin gewesen seyn. Nach der Königin Tode hatte sie sich ihres Siegels und verschiedener anderer Kleinodien bemächtigt, wodurch sie den Herzog so listig zu hintergehen wußte.

Nach ihrem letzten Bekenntnisse wurde sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Bergschlosse Tenneberg verurtheilt. Hier trug sie, bis an ihren Tod, ein langes weißes Kleid mit schwarzen Schleifen, wie ein Todtengewand einer vornehmen Lady, und auf Tenneberg starb sie auch.

* * *

Galletti Beschreibung des Herzogthums Gotha, 3ter Band; dessen Geschichte Thüringens, 3ter Band; Tenzels monatliche Unterredungen, und Melissantes Schauplatz denkwürdiger Geschichten 2ter Band, sind hier, nebst den Lokalkenntnissen eines Freundes, benutzt worden. Im Gotha'schen Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf 1817 ist eine kleine Abbildung von Tenneberg befindlich.

31.

Falkenstein

bei Linz

im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns.

Ganz verödet stehen feste Mauern,
Und verschwunden ist die Heldenmacht!
Wandrer hören Uhu's nur noch trauern,
Jammernd in der dunkeln Mitternacht.

31.

Falkenstein.

Deutschland besitzt mehrere alte Burgen dieses Namens. Die, wovon hier die Rede seyn wird, liegt in Oberösterreich am linken Ufer der Donau, drei Meilen von Linz.

Pittoresk ist die Lage dieser auf einem dreifachen Felsen erbauten Burg, die jetzt aber ganz der Zerstörung Preis gegeben ist. Von der einen Seite umringt die Trümmer ein tiefer Felsengraben, auf der andern das Flüßchen Raina, merkwürdig durch seine Perlenfischerei, welches sich nicht weit davon in die Donau ergießt. Rund umher umkränzen diesen Felsen andere hohe Waldberge, auf deren Spitzen die Schlösser Aichberg und Rainariedel sich erheben.

Auf einem noch gangbaren Wege ersteigt man den Felsengipfel. Ein Jäger bewohnt jetzt das ehemalige Vorwerk, welches dicht an der Zugbrücke, die über den Graben führt, liegt. Hinter diesem Gebäude steigt ein hoher Thurm kühn in die Wolken, der aber viel von seiner Größe verloren haben mag; denn ehemals diente er den Reisenden, die der Weg aus den böhmischen Wäldern hier vor-

beiführte, als Wegweiser. Da soll auch des Nachts beständig eine fernglänzende Leuchte oben in seiner Spitze gebrannt haben. Neben einem tiefen Brunnen, zu dem man auf einer steinernen Treppe gelangen kann, geht man über die wankende Brücke durch hohe Ringmauern in die Burg hinein. Die Gebäude sind noch nicht sehr verfallen. Sie wurden auch noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts bewohnt. Doch da nicht weit davon ein anderes schönes Schloß, ebenfalls das Eigenthum der Besitzer von Falkenstein, in einer freundlichern Gegend liegt, so zog man dieses vor, und gebrauchte Steine und Holzwerk von Falkenstein, um es zu vergrößern und zu erneuern.

Im Innern der Burg sieht man bald, wie fest sie gewesen seyn mag — die dicken Mauern und die hohen Thürme lassen es errathen. Ehemals hielt man sie auch für eine der unüberwindlichsten Vesten, und Prevenhueber nennt sie in seinem Verzeichniß der Landshauptleute des Herzogthums Oesterreich ob der Enns: castrum fortissimum et quasi inexpugnabile. Ihre Bewohner lebten in den Zeiten des Faustrechts vom Sattel und Stegreif, wo vorzüglich die Nachbarschaft an der Donau reichlichen Gewinn gab. Oft wurde sie belagert, oft von ihren räuberischen Besitzern gereinigt und anderen Familien übergeben; aber fast immer wiederholten diese das vorige Handwerk. Darauf behielten es die Herzöge für sich, machten es zu einem Kammergute, und gaben es nachher verschiedenen Familien pfandweise ein.

Zur Erbauung dieses Schlosses soll Folgendes die Veranlassung gegeben haben. Einer der ehemaligen Grafen dieses Gaues, jetzt das Mühlviertel genannt, war Graf Peilstein. (Ein Marktflecken gleiches Namens existirt noch, von dem ehemaligen Schlosse Peilstein nimmt man aber kaum noch die Rudera in dem nahegelegenen Walde wahr.) Ihm entfloh einst ein sehr gut abgerichteter Falke; überall forschte man dem Flüchtlinge nach, und fand ihn endlich auf dem dreifachen Felsen sitzend. Dem Grafen gefiel diese Stelle so ungemein, daß er ein Schloß darauf erbaute, und ihm den Namen Falkenstein gab, lange daselbst haus'te, und die ganze Begebenheit in sein Wappen aufnahm, das einen auf einem dreifachen Felsen sitzenden und zum Flug geschickten Falken vorstellt. Es scheint, daß im 13ten Jahrhundert diese Familie ausgestorben ist.

Im Jahre 1291 wurde Falkenstein vom Erzbischof Konrad von Salzburg, und von den Herzögen Otto, Ludwig und Stephan von Baiern, als Bundesgenossen desselben, gegen Herzog Albrecht von Oesterreich belagert und erobert. Allein schon 1297 zwang Herzog Albrecht nach einer langwierigen Belagerung und Hungersnoth dieses Schloß wieder zur Uebergabe, worin sich während jener Zeit nur Straßenräuber aufgehalten hatten, die das Land in starke Kontributionen setzten.

Im Jahre 1470 besaßen es die Ritter Oberhämmer zu Marsbach, die sich ebenfalls aus dem Stegreif ernährten und übel in der Nachbarschaft haus'ten. Endlich

nahmen es die Herzöge für sich, und Kaiser Rudolph gab es, zuerst pflegweise, hernach aber eigenthümlich, im Jahr 1601 an Heinrich von Salburg, welche Familie es noch bis jetzt besitzt.

Zu den Sagen aus der Vorzeit Falkensteins gehört noch folgende: Caliogus (oder Calchrius, wie ihn auch die Urkunden nennen), Herr von Falkenstein, verirrte sich einst auf einer Jagd im Walde. Die Nacht überfiel ihn, und da er keinen Ausweg fand, so mußte er sich entschließen, hier zu übernachten. Auf einem freien Platze an der Miehl, wo die Holzhauer gearbeitet hatten, legte er sich nieder, ermattet durch Hunger und Angst, und ein Holzschlägel diente ihm zum Kopfkissen. — Da ereignete es sich, daß im Schlafe die Mutter Maria mit dem Jesuskindlein ihm erschien, und mit liebreichen Worten ihn ermahnte, an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen, mit der Vertröstung, daß er glücklich aus dem Walde und zu den Seinigen kommen werde.

Caliogus that, wie ihm geträumt. Sobald er glücklich nach Hause gekommen war, schritt er gleich zu diesem Kirchenbau, ließ eine prächtige Abtei erbauen, und nannte sie nach seinem harten Kopfkissen, unserer lieben Frauen Schlag (Schlägel nach gemeiner Mundart). Hierauf besetzte er das neuerbaute Kloster mit Mönchen aus dem Kloster Langhaimb, die man die grauen Brüder (religiosos ordinis griseorum) nannte. Doch nur sieben Jahre hielten die armen Grauröcke in dieser rauhen waldigen Wildniß aus, und kehrten dann mit allen ihren Habselig-

keiten nach Langhaimb zurück. Caliogus bemühte sich zwar, die Abtrünnigen wieder zu erhalten; allein der damalige Abt von Langhaimb willigte nicht in dieses Ansuchen, worauf der Graf seinem Kloster einen Resignationsbrief übergab, worin folgende Ursachen der Veranlassung gegeben wurden: weil sowohl ein Abt als ein Mönch, wegen Mangel an Lebensmitteln und durch die große Kälte, theils verhungert, theils erfroren wären.

Caliogus vermehrte jedoch in der Folge die Einkünfte seines gestifteten Klosters und besetzte es mit Prämonstratensern, die es noch bewohnen. Jetzt ist es eine der reichsten Abteien Oesterreichs, dessen Besitzungen sich fast in alle österreichische Länder erstrecken. Ich sah noch im Herbst 1809 die erste alte Kirche, dem Kloster gegenüber, worin sich die Begräbnisse des Stifters und seiner Gemahlin mit folgenden Inschriften befinden:

Anno Domini MCCXXXVII. ultim. Septembris obiit Caliogus de Falkenstain, miles, primus Fundator hujus Monasterii.

Anno Domini MCCXXV. xxx Julii obiit Elisabeth uxor Caliogi Fundatrix hujus Monasterii.

Im Kloster, — welches das Unglück gehabt hat, mehrmals, und zuletzt noch vor ungefähr 25 Jahren abzubrennen, doch immer aus der Asche wieder emporstieg, — fand ich vier alte Gemälde, welche die Begebenheiten des Grafen Caliogus in Ansehung der Stiftung darstellten.

In Falkenstein suchte ich nach folgenden alten Zeilen, die noch im Jahre 1727 an einer Mauer angeschrieben zu sehen waren, fand sie aber fast ganz verwischt, daher ich sie aus einer alten Chronik hier mittheile.

Caliogus Herr von Falkenstein
Reit in seinen Wald allein,
Begegnet ihm eine junge Maydt,
Gar kühnlich sie zu ihm saydt:

Seyd ihr der Herr von Falkenstein
Und dieses Orts ein Herre!
So gebt mir euren Gefangenen heraus,
Der allen Jungfrauen ein Ehre.

Da sprach Caliogus von Falkenstein:
Das kann ich fürwahr nicht thain,
Zu Falkenstein unter den Mauern,
Da mögt ihr ihn vertrauern:

Caliogus verreit sich in den Wald,
Daraus er nicht kommen mögt so bald,
Die Nacht auf einen Schlägel ruhet,
Es träumt ihm alles Guet.

Er soll zu Ehren unserer lieben Frauen
Ein Gotteshaus an diesem Orte bauen,
So wird er kommen aus dem Wald
Und alles beschehen so bald.

Da baut er das Kloster bei dem Schlägel
Mit eigner Hand seiner Nägel,
Den ersten Stein selbst zugetragen,
Aldort liegt er begraben.

Zum ewigen Gedächtniß dieser Stiftung mußten vor alten Zeiten die Geistlichen des Klosters Schlägel monatlich den Gottesdienst in diesem Schlosse halten, welches aber nachgehends wegen der Weite des Weges, und weil sich einer todt gefallen hatte, dahin abgeändert wurde, daß dieser Gottesdienst in dem Kloster gehalten werden konnte, wie ebenfalls folgendes Gedicht diese Anekdote an der Mauer verewigt hatte:

Zur ewigen Gedächtniß dieser Fundation,
Jeder Bruder im Kloster eigner Person,
Monatlich den Gottesdienst zu Falkenstein
Andächtig zu verrichten schuldig allein.

Daselbst ein Zimmer auf der Wehr
Die Klosterbrüder hätten ihr Einkehr
Die Münch' kommen ohn alle Gefahr
Die Schlagbrücken vor dem Zimmer aufgezogen war
Fielen unversehen hinunter zu todt
Der Helfe zur Seeligkeit der ewige Gott
Anno 1480.

* * *

Aus der genealogischen und historischen Beschreibung von den adelichen Familien derer Herrschaften, Schlösser, Klöster und Städte des Erzherzogthums Oesterreichs, von Johann Freiherr v. Hoheneck. Passau 1732. Fol.

Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.

Zusatz.

Falkenstein bestand aus einer Gruppe von Gebäuden, zwischen welchen Felsenzacken hervorragen. Zwei viereckige hohe Thürme befanden sich im Hintergrunde auf den höchsten Felsenspitzen. Einer war wohl der Wachthurm, der andere umschloß das Burgverließ. Feste Ringmauern und runde Streitthürme umschlossen alle Gebäude. In der Mitte derselben war der Eingang mit einer Zugbrücke, unter welcher der Rainabach brausend sein Wasser als Schaum hinwegstürzte. Zur Zeit des Faustrechts muß diese Burg uneinnehmbar gewesen seyn. Auf einem benachbarten Felsen stand ein runder, hoher Thurm. Eine kleine Oeffnung, fast in der Mitte, war der Eingang in seinen weiten Bauch. Eine Treppe führte von außen zu ihm. Wer dahin verbannt wurde, war ohne Rettung verloren, denn aus diesem Gefängniß kam keiner wieder an das Licht des Tages. Am Thurme ist das Oberheimersche Wappen in Stein gehauen befindlich; vielleicht ließ ihn diese Familie erbauen. In der Tiefe des Thurms ist ein Brunnen, zu dessen Wasserspiegel eine Treppe führt. Auch konnte das Wasser heraufgezogen werden. Am Gipfel des Thurmes brannte Nachts eine Leuchte, damit die Bewohner der Burg, die der Jagd oder des Raubes obgelegen, sich zurückfinden konnten, denn damals war Wildniß alles umher und bis an die böhmische Grenze die ganze Gegend ein ununterbrochener dichter Wald.

Als Herzog Albrecht von Oesterreich die Burg — wie oben erwähnt — einnahm und die darin befindlichen Straßenräuber verjagte, übergab er sie im Jahre 1331 denen von Walsee. Im Jahre 1488 besaßen sie Hans und Warmund von Oberheimer. Diese, damaliger Zeit nach, Personen von Stande, lebten, wie Alle ihres Gleichen, vom Straßenraub, was sie jedoch „Stegreifleben" nannten, gerade so wie wir, wenn wir von einem tief in Schulden sitzenden höhern Standes sagen: „er ist mit seinen Finanzen brouillirt", oder die Theilnahme an schlechten Streichen durch „kompromittirtseyn" andeuten.

Von Burg Falkenstein erblickt man zwischen Wald und schauerlichen Klüften hindurch die Reste der Burg Rainariedel auf einem Felsen, und weiter noch jenseits der Donau das Schloß Aichberg. Jetzt ist Falkenstein, das zur Herrschaft Altenhof gehört, Eigenthum des Grafen Salaburg.

F. G.

32.

Hardegsen
bei Göttingen
im Königreich Hannover.

Minnesänger aus den fernsten Landen
Sangen lieblich hier vom Muth und Wein;
Damals war noch Biedersinn vorhanden,
Deutsche Tugend glänzte sternenrein.

32.

Hardegsen.

Dicht über dem Städtchen Hardegsen, im hannöverschen Fürstenthum Göttingen, liegt auf einer Anhöhe in einer bergigen Gegend am Flüßchen Espol die Burg Hardegsen. Die Zeit ihrer ersten Erbauung deckt das Dunkel des Alterthums; man weiß nur, daß die Familie von Hardeck, welche nach damaliger Gewohnheit den Namen von ihrer Burg geführt, die ersten bekannten Ritter derselben gewesen sind. Sie erhielt ihren Namen wahrscheinlich von dem Steinfelsen, auf welchem sie erbauet und der seiner östlichen Beschaffenheit nach, die harte Ecke genannt wurde. Gerade gegenüber lag die Niedeck oder die neue Ecke, die gleichfalls mit einer Burg versehen, und von der Hardeck oder harten Ecke nur durch ein tiefes Thal, das ehemals größtentheils sumpfiger Teich gewesen seyn mag, und durch den Fluß Espol getrennt war. Beide Burgen hatten ihre Ritter, und so wie jene sich Herren von der Hardeck nannten, so nannten sich diese Herren von der Niedeck. Beide waren nach damaliger

Art stark befestigt; namentlich war die, von der hier die Rede, mit festen Thürmen, hohen Mauern und tiefen Wassergraben umschlossen, wovon noch deutliche Spuren vorhanden sind. Sie lagen sich aber für ihr beiderseitiges Interesse zu nahe, und die Zeiten waren zu rittermäßig, als daß ihre Bewohner ruhig hätten bei einander wohnen und sich unbefehdet lassen können; daher auch die von Hardeck mit denen von Niedeck verschiedene hartnäckige Fehden führten, bis endlich die ersten die Burg auf der Niedeck erstiegen, verbrannten, zerstörten und ihre Güter mit den ihrigen vereinigten.

Von dieser Zeit an scheinen einige Familien um die Burg Hardeck herum sich angebauet und daselbst unter ihrem Schutze niedergelassen zu haben, denn man findet, daß der Name Hardeck sich allmählig in Hardegsen verwandelte. Die Endsylbe sen ist nach deutscher oder niedersächsischer Mundart von Hausen oder Haus zusammengezogen, welches eine Wohnung, Sitz oder Aufenthalt verschiedener Leute bedeutet, und so würde Hardeksen, Hardegsen oder Hardekhausen einen Sitz der bei der harten Ecke wohnenden oder hausenden Leute bedeuten.

Im Anfange des 13ten Jahrhunderts starb die Familie der Ritter von Hardeck auf dieser Burg aus und gelangte nun mit Zubehör durch Verheirathung der einzigen Tochter des letzten Besitzers mit einem von Rostorf, an diese Familie.

Die edeln Herren von Rostorf, die den Namen von ihrem Stammsitze zu Rostorf, unweit Göttingen, führten,

von dem sie aber wegen getriebener Plackereien bereits vertrieben waren, besaßen fast zweihundert Jahre lang Hardegsen. Aber das Schicksal wollte, daß sie auch hier wieder einem Mächtigern weichen, und ihre Burg räumen sollten. Eine unglückliche Mißhelligkeit zwischen zwei Brüdern, Friedrich und Christoph von Rostorf, Söhnen Ludwigs VI, gab hierzu Veranlassung. Sie endigte sich 1379 mit einem traurigen Brudermorde. Der jüngere erstach den ältern im Bette auf der großen Steinkammer der Burg. Dies versichern wenigstens einige glaubwürdige Geschichtschreiber. Der Tradition nach soll dieser Mord aber nicht so, sondern durch förmlichen Zweikampf auf dem Platze, wo jetzt der Holzhof ist, geschehen seyn *). Als Herzog Otto von Braunschweig der Quade, dessen unruhigen streitsüchtigen Charakter wir schon oben bei der Geschichte der Burg Hanstein kennen lernten, von diesem Brudermorde hörte, war ihm das eine erwünschte Veranlassung zu Streit. In der Eigenschaft als Landes- und Lehnsherr der Rostorfschen Güter, warf er sich zum Rächer des Mordes auf, und forderte die Burg Har-

*) Gegen die Wahrheit dieses Brudermordes bringt Wolf, in seiner gehaltreichen Schrift: „Das Geschlecht der edlen Herren von Rostorf, Göttingen 1812. 4." manchen gegründeten Zweifel vor, und beweist aus einer Urkunde von 1379, daß Ludwig von Rostorf die Veste Hardegsen und Moringen dem Herzoge Otto von Braunschweig verkauft habe. F. G.

degsen als verwirktes Lehn zurück. Der alte Ludwig von Rostorf, der die Schuld seines Sohnes zu büßen keine Lust hatte, und die Unbilligkeit fühlte, für das Vergehen desselben mit dem Verlust seiner Burg bestraft zu werden, behauptete, jenes Verbrechen sey allein bei der Geistlichkeit zu tilgen, und widersetzte sich daher dem Ansinnen des Herzogs mit allem Ernst. Otto, dem es ganz Recht war, Gewalt brauchen zu müssen, um zum Zweck zu gelangen, kam bald mit einem Heer reisiger Knechte vor Hardegsen an. Die Festigkeit der Burg machte ihm viel zu schaffen; lange lag er vergebens davor. Endlich gelang es durch Verrätherei, in der Osternacht 1380, wo man ein solches Unternehmen am wenigsten vermuthete, die Burg zu ersteigen, das Proviantgebäude anzuzünden, und die Besatzung zu Gefangenen zu machen. Ludwig von Rostorf, der alte gebeugte Vater, soll noch während der Belagerung, als er sah, daß sie einen unglücklichen Ausgang nehmen würde, mit seiner Gemahlin, als Bettler gekleidet, durch einen unterirdischen Gang still nach Göttingen geflüchtet, bald hernach aber vor Gram kümmerlich gestorben, und hier in der Pauliner-Klosterkirche begraben seyn.

Seine beiden Söhne, Idan der jüngste, und Christoph der Brudermörder, nebst dessen beiden Söhnen Ehrhard und Günther, der Rest der Rostorfschen Familie, flohen in jener unglücklichen Osternacht auch nach Göttingen. Frei waren sie, aber ganz arm, denn der Herzog Otto zog auch die übrigen, nicht befestigten Rostorfschen Güter, als Harste, Gladebeck und halb Moringen,

als verwirktes Lehn ein. Idan baute sich späterhin zu Ascha unweit Hardegsen wieder an, veränderte seinen Namen nach der neuen Wohnung, und wurde der Stammvater des Geschlechts von Ascha, das 200 Jahre lang blühte. Christoph blieb, oder vielmehr verbarg sich in Göttingen. Was aus ihm geworden, ist nicht bekannt. Seine Söhne aber, Ehrhard und Günther, bekamen späterhin aus besonderer Milde des Herzogs, die Rostorfschen Güter zu Gladebeck wieder, mußten aber auch ihren Namen verändern, und sich nach ihrem neuen Wohnorte von Gladebeck nennen. Der ältere, Ehrhard, ließ sich daselbst nieder, der jüngere, Günther, wurde nach Abgang der Rumaischen Familie mit dem freien Burgmannshofe im Orte Hardegsen, den jene als Afterlehn der Burg Hardegsen bis dahin besessen, und welcher jetzt der Familie von Pape gehört, belehnt.

Die Burg Hardegsen hatte für den Eroberer zu großen Reiz, als daß er sich zu ihrer Zurückgabe verstanden haben sollte. Vielmehr verlegte er, gleich nach ihrer Einnahme, sein fürstliches Hoflager darauf. Sie war fest und schön gebauet, und selbst noch jetzt, nach vollen vier Jahrhunderten, beurkundet der aus bloßen Steinfelsen gehauene, ungewöhnlich tiefe Burggraben an der Seite, die von der Stadt abgekehrt ist, von welcher ihr also die meiste Gefahr, in der Dunkelheit der Nacht überfallen und erstiegen werden zu können, drohete, ihre ehemalige Festigkeit. Eine Zugbrücke führte zu ihr, wovon man in dem festen Mauerwerk des noch vorhandenen

Thors neben dem Hagenhause die Vorkehrungen, mittels Gewindes sie aufzuziehen und damit das Thor zu verschließen, sieht. Zu beiden Seiten hat noch immer — weder Regen, noch hineingeworfener Schutt und das darin aufgewachsene Gebüsch die Tiefe des Grabens auch nur einigermaßen ebnen können.

Das Burghaus stand auf einem senkrecht abgehauenen Felsen von 26 Fuß Höhe, auf der Stelle, die jetzt die alte Küche genannt wird; und damit die darauf ruhenden steilsten Abhänge sich nicht selbst dossiren möchten, waren sie vom Felsen an, eben so hoch, stark untermauert. An der Außenseite dieses Felsen und dieser Mauer war die Wasserleitung durch Röhren ausgehauen und ausgemauert. Sie war jedoch verdeckt, damit der Belagerer sie nicht abschneiden konnte, und noch jetzt sind deutliche Spuren davon vorhanden. Der Umfang der Burg scheint von Bedeutung gewesen zu seyn, wie die noch starken und festen im Boden befindlichen Grundmauern zeigen. Auch einzelne Gebäude in dem Umfange der Burg, die noch stehen, vielleicht auch noch länger stehen werden, als sie schon gestanden haben, beweisen ihre Festigkeit und den Wohlstand ihrer Besitzer. So das Moß- oder Muthhaus — eine Benennung, die vormals einzelnen wohlverwahrten Gebäuden in festen Oertern gegeben wurde, und von Muthen und Belehnen, welches auf solchen geschah, abzuleiten ist. Dies war, seit Herzog Otto die Burg hatte, wahrscheinlich auch schon vorher, das Zeughaus. Daneben stand das Kanzellei- oder Gerichtshaus,

von ungemein festen und sauber gehauenen Quadersteinen, mit einer seltenen Genauigkeit bis in die höchste Giebelspitze 118 Fuß hoch, aufgeführt. Die unterste Dicke seiner vier Wände hält 12, die obere 8 Fuß. Noch ist dieses Gebäude in so gutem Stande, daß man auf den ersten Anblick glauben sollte, es sey eben erst aufgeführt. Nur an der Westseite nimmt man einige Spuren von Beschädigung wahr, die es zur Zeit der Belagerung, der Tradition nach, erhalten haben soll, wo man aus Schleudermaschinen große Steine gegen dasselbe warf. In einem steinernen Fenstergesimse steht folgende, schon ziemlich ausgewitterte, kaum leserliche Mönchsschrift:

„Na Godis Bord dusend unde drey hundert Jar in „den ver un twintigesten is düt Hus gebuwet von „twen Riddern Hern Cunrade unde Hern Lodewigen „von Rostorp."

Der erste von diesen hier Genannten war es, der nebst andern zum Executore des von dem im Jahre 1344 verstorbenen Herzog Ottone largo errichteten Testaments ernannt war; der letzte war der vorhin erwähnte und in seinem hohen Alter vertriebene Ludwig. Jetzt wird dieses Gebäude zu Fruchtböden benutzt; auch sind einige Zimmer darin; der größere Theil ist unausgebaut. Im Anfange des laufenden Jahrhunderts, wo das Amthaus in Hardegsen reparirt wurde, hatte man die Absicht es abzubrechen, um zu diesem Bau seine vortrefflichen Quadersteine zu nutzen; aber man fand es zu fest, als daß es ohne große Kosten und unsägliche Mühe abgebrochen wer-

den konnte. Es schützte sich also selbst und bewahrte zugleich seine Widersacher gegen den Vorwurf, auf eine unverantwortliche Weise und zu ihrer ewigen Beschimpfung hier ein merkwürdiges Dokument des Alterthums um einiger Ersparung willen zerstört zu haben.

Die Keller sind ungemein hoch, dauerhaft und auf starken Pfeilern ruhend, angelegt. Aus einem derselben soll, der Tradition zufolge, ein unterirdischer Gang unter der ganzen Burg her, bis in den nahegelegenen Wald geführt haben. Diese Angabe ist nicht unwahrscheinlich, denn der alte Ludwig von Rostorf rettete sich bei der Einnahme der Burg durch einen unterirdischen Gang, und als man einst in die Küche des Wohnhauses Wasser leiten wollte, fand man beim Durchwühlen des Fundaments eine Thür von Metall mit vielen Inschriften, die leider der Unverstand sofort zerschlug.

Ferner ist noch aus jenen Zeiten übrig das Hagenhaus von hägen oder aufbewahren. Auch dies ist sehr fest, und mit einem Mörtel gemauert, der ungemein stark bindet. Es diente zum Provianthause, daher sein Name. Zur Zeit der Belagerung wurde es von Herzog Otto's Kriegsvolke angezündet, und sein Inneres ein Raub der Flammen. Aber auch nach diesem dreitägigen Brande blieben seine Mauern unbeschädigt stehen, und das Innere wurde nachher wieder in den vorigen Stand gesetzt. Jetzt dient es zum Gebrauch für den Amtshaushalt. Eine Sage macht den untern Theil desselben zur ehemaligen Burgkapelle, wovon sich aber im Innern nicht die leiseste Spur findet.

Die übrigen zu der ehemaligen Burg gehörigen Gebäude sind theils an der Krankheit eines 5- bis 600jährigen Alters gestorben, theils ihrer jetzigen Unbrauchbarkeit wegen mit vieler Mühe abgebrochen worden. Zu letztern gehörte besonders ein hoher viereckiger Thurm von ungeheuern Quadersteinen, dessen Mauern über 10 Fuß dick waren, und der zum Gefangenthurm gebraucht wurde. Die Ueberbleibsel des alten Schlosses sind erst zu Ende des 17ten Jahrhunderts abgebrochen, und dagegen ein Wohnhaus von Holz, nicht auf die alte, sondern auf eine andere Stelle, ungefähr in die Mitte der Burg, erbauet worden. Dies aber zerstörte ein einziges Jahrhundert, und da es ohnehin für seine Bestimmung zu wenig geräumig war, so bauete man auf dieselbe Stelle im Jahre 1780 ein dauerhafteres massives und größeres. Hierzu wurde jener Thurm abgebrochen.

Die übrigen Wohn- und Haushaltsgebäude sind sämmtlich aus neuern Zeiten, und massiv. Sie formiren ein an einander hängendes weites Quadrat um das Wohnhaus, welches in der Mitte frei steht und sich nur von hinten in schiefer Richtung ans Muthhaus lehnt.

Nachdem Herzog Otto die Burg Hardegsen durch seine kostspielige Eroberung genommen hatte, verlegte er, wie bereits erwähnt, sein fürstliches Hoflager darauf. Er hielt sich die meiste Zeit seines noch vierzehnjährigen Lebens, wenn diesen unruhigen Kopf nicht auswärtige Kriege und Fehden anderweitig beschäftigten, daselbst auf, starb auch hier am 13. December 1394. Weil aber der päpstliche

Bann auf ihm ruhete und er vor seinem Tode von demselben noch nicht losgesprochen war, so konnte nur das Versprechen seiner Schwester, welche Aebtissin im Kloster Wibbrechtshausen war, ein Jahr lang barfuß zur Kirche gehen zu wollen, ihr die Erlaubniß verschaffen, den Körper in ihrem Kloster, aber nur unter der Dachtraufe, begraben und sodann über seinem Grabe an der Kirche eine Kapelle bauen zu dürfen. Hier ist sein Grabmal noch zu sehen, auf welchem er in Lebensgröße auf einem Catulo stehend, wahrscheinlich eine Anspielung auf den Stamm der Welfen, dem er angehörte, und mit einer goldenen Sichel um den Hals, die er zum Andenken seiner Eroberung der Burg Sichelstein bei Münden im Leben trug, in Stein ausgehauen ist.

Seine Wittwe, Margarethe, Herzog Wilhelms von Bergen Tochter, eine fromme und mildthätige Fürstin, durchlebte auf Hardegsen ihren acht und vierzigjährigen Wittwenstand. Sie starb auch hier in einem hohen Alter, und wurde in der Kirche vor dem hohen Altar begraben.

Nach ihrem Tode, der 1442 erfolgte, hielt sich ihr regierender Sohn, Herzog Otto der Einäugige, öfters hier auf. Im Jahr 1450 versetzte er mit Bewilligung seiner Landstände das ganze Land Göttingen und zugleich mit die Burg Hardegsen für 10,000 rheinische Goldgulden an seinen Lehnsvetter, Herzog Wilhelm den ältern von Braunschweig, der zu Kalenberg residirte. Da er kinderlos, und Herzog Wilhelm sein Nachfolger und Erbe war, so dachte er nicht an Einlösung, kam auch nie wieder nach Hardegsen.

Nach

Nach seinem im Jahre 1463 erfolgten Tode war Hardegsen die Residenz Herzog Wilhelms des jüngern, dem sein Vater Wilhelm der ältere das Land Göttingen abgetreten hatte. Wegen seines Alters trat dieser 1491 die Regierung seinen beiden Söhnen ganz ab. Er theilte das Land unter sie, und behielt sich nur das Land Göttingen nebst einer Summe von 10,000 rheinischen Gulden, die ihm jene zahlen sollten, vor. Meistentheils lebte er auf Hardegsen, starb auch hier am 4ten Julius 1503, nachdem er der Regierung des kleinen, sich vorbehaltenen Landes Göttingen gleichfalls müde geworden war und sie seinem Sohne Erich dem ältern abgetreten hatte. Nur Hardegsen, Münden und Uslar nebst einer Summe von 2500 Gulden bedung er sich zur Leibzucht. Während seiner Regierung trug es sich zu, daß sein Bruder Friedrich, dem das Kalenbergische zugefallen war, ihm die in der Fehde der Herzöge von Braunschweig mit den Hanseestädten ums Jahr 1466 gefangenen göttingischen Bürger auf die Burg Hardegsen sandte, um sie daselbst gefänglich aufzubewahren. Er sperrte sie theils in den Gefangenthurm, theils in den großen Keller des Muthhauses ein. Hier war es auch, wo er diesen seinen Bruder selbst, als einen Verbündeten der Stadt Hildesheim, gefangen hielt. Diese war mit ihrem Bischof, Barthold von Landsberg, welchem der Herzog Wilhelm und sein Sohn Heinrich Beistand leisteten, in eine Fehde verwickelt. Wilhelm zog nämlich in dieser Fehde unvermuthet vor den Kalenberg, und als man ihn ungehindert einließ, überfiel er

seinen Bruder, nahm ihn gefangen und führte ihn auf die Burg Hardegsen. Dies geschah 1485. Friedrichen ergriff bald darauf Melancholie, und er starb ohne Erben.

Auch Heinrich der ältere, Wilhelms des jüngern Sohn, ein höchst unruhiger Kopf, wählte die Burg Hardegsen zu seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, und machte sie durch Manches in den Zeiten seiner Regierung merkwürdig. So nahm er noch bei Lebzeiten seines Vaters die Burg Hardegsen mit Gewalt ein und setzte sich darauf fest, mußte sie aber 1491 seinem Vater wieder einräumen und sich nach Wolfenbüttel begeben, welches jener ihm dafür abtrat.

Von Hardegsen aus befehdete er seinen Vetter, den Herzog Heinrich von Grubenhagen zu Salzderhelden, weil dieser denen von Hildesheim und den Städten beigestanden, fiel in die Einbecksche Börde, trieb daselbst einen großen Raub zusammen und brachte ihn auf die Burg Hardegsen. Bald darauf fiel er den Göttingern in das Amt und Gericht Friedland, welches diese damals pfandweise im Besitz hatten, nahm vieles Vieh weg und ließ es auch auf die Burg bringen. Wenige Tage nachher zog er wohl gerüstet von Hardegsen aus, verbrannte Wehnde, Noringen, Geismar, den Hof zu Immensen, Rostorf, Grone, Holtensen u. s. w., und kehrte dann nach Hardegsen zurück, um sogleich wieder ins Gericht und Amt Asseburg bei Wolfenbüttel zu fallen, wo er denen von Braunschweig ihre Dörfer verbrannte und viel Vieh raubte.

Er und sein Vater Wilhelm waren es auch, die am 26sten Februar 1486 mit 40 Pferden von Hardegsen wohlgerüstet auszogen, um zu Diemarden ein Vorwerk der Stadt Göttingen zu plündern, den Meier daselbst gefangen zu nehmen und nach Hardegsen zu führen. Die von Göttingen sandten dagegen ihre Reiter und Knechte unter Anführung ihrer Hauptleute, Hans von Dransfeld und Hans Resen, am 4ten März in das Obergericht Hardegsen. Hier plünderten und verbrannten diese die Dörfer Hettensen, Ellierode, Schlarpe und Lichtenborn. Zu gleicher Zeit zogen auch die von Nordheim aus, und diese plünderten und verbrannten Ertinghausen und Leisenrode. Herzog Wilhelm rächte sich an den Nordheimern dadurch, daß er am 29sten Junius gegen sie von Hardegsen ab auszog, ihnen alle Feldfrüchte verheerte, sogar Hopfen, Mohn und Kraut in den Gärten abschneiden ließ; an den Göttingern aber dadurch, daß er am 27sten September von da alle Schaafe und verschiedene Gefangene holte und solche auf Hardegsen brachte.

Herzog Erich der ältere wurde auf der Burg Hardegsen erzogen, hielt sich auch nachher oft da auf. Einst als Hardegsen durch eine Feuersbrunst sehr gelitten, eilte er sofort von Münden hierher, verweilte eine Zeitlang auf seiner Burg, tröstete die Abgebrannten väterlich und theilte reichliche Almosen unter sie aus.

Sein Sohn, Herzog Erich der jüngere, ist zwar nicht hier, sondern in Münden erzogen, er kam aber doch mehrere Male auf die Burg Hardegsen und blieb hier

eine Zeitlang. Auch seine Gemahlin Sidonia, Herzog Heinrichs des Frommen von Sachsen Tochter, hielt sich hier gern und lange Zeit auf. Sie labte sich, bei der öftern Abwesenheit ihres Gemahls im Auslande und bei dem fortdauernden Mangel an ehelicher Liebe zu ihr, an den reichen Tröstungen, die ihr eine gewisse Wittwe Fuchs ertheilte. Als diese starb, zog sie 1560 von hier nach Erichsburg.

Bis hierher war Hardegsen fast immer die Residenz der Landesherren; nun aber hörte sie auf, es zu seyn. Der Name Burg verlor sich nach und nach und verwandelte sich in den eines Amtes.

Von Hardegsen herab hat man nur nach Süden eine Aussicht in die Ferne. Nach den andern Weltgegenden umgeben es in einem Halbzirkel hohe Berge. Jene Aussicht geht gerade auf die Burg Plesse, die wir schon kennen gelernt haben *). Es scheint, daß man in jenen Fehdezeiten für nothwendig hielt, diese stets im Auge zu haben. Die Hauptseite der Burg war dahin gekehrt, auch ging nur dahin eine stark befestigte Landwehr, die sich, obgleich keine Spur mehr von ihr vorhanden ist, im Namen noch erhalten hat.

Von Hardegsen ist Moringen 1 Stunde entfernt. Göttingen und Nordheim liegen 3 Stunden davon.

* * *

*) Im ersten Bande, S. 205.

Diese Nachrichten sind aus dem 29sten und 30sten Stücke des neuen Hannöverschen Magazins von 1810 genommen, wozu mir ihr Verfasser, der damalige, seitdem verstorbene, Prediger Domeier im Städtchen Hardegsen noch bedeutende Nachträge mittheilte. Mit diesen und ganz so, wie dieser Aufsatz die 2te Ausgabe dieses 2ten Bandes von 1817 giebt, ist derselbe im 19ten Stück desselben Magazins von 1827 nochmals abgedruckt, ohne jedoch anzugeben, woher er genommen. Abbildungen der Burg kenne ich nicht. Auf der Ansicht vom Städtchen Hardegsen, in Zeiler's Topographie des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg, sieht man nur wenig von den Ruinen der Burg.

F. G.

33.

Altenburg
bei Bamberg
im Königreich Baiern.

Blühn und Welken, Prangen und Versinken,
Freut dich das, mein Geist? Du führst mich hin,
Wo der Vorwelt stumme Reste winken
Durch die Macht der Allzerstörerin?
Sieh die Schmetterlinge lustig flattern!
Und du schleichst zum Aufenthalt der Nattern?
Dünkt dich diese Grabesscene schön,
Wo durch Dornen Moderdüfte wehn?

Bouterweck.

33.

A l t e n b u r g.

Eine halbe Stunde über der, sonst fürstbischöflichen Residenz, jetzt zum Obermain-Kreise des Königreichs Baiern gehörenden Stadt Bamberg, liegt auf dem Gipfel eines hohen Berges eine Burg, welche bis in das 13te Jahrhundert Babenberg hieß, seitdem aber Altenburg heißt. Ihre Erbauer kennt man nicht, aber wahrscheinlich sind es die in dieser Gegend sich niedergelassenen Franken gewesen, welche sie als einen Hauptvertheidigungspunkt an der Grenze des Gaues Volkfeld gegen die Wenden errichteten. Zu Karls des Großen Zeiten stand sie schon, und da besaßen sie die Grafen von Babenberg, von denen am Ende des neunten Jahrhunderts die Brüder Adelbert und Heinrich hier lebten. Heinrich hatte Baba, die Schwester des Kaiser Heinrichs des sogenannten Vogelstellers, zur Frau. Ihr zu Ehren nannte er die Burg Baba- oder Babenburg. Als nun späterhin die Domherrenhöfe und der bischöfliche Hof in Bamberg die Burg genannt wurden, so hieß man zum Unterschiede davon diese Ritterveste die alte Burg. Am Fuße des Berges lag der Flecken Volkfeld. Diesen erwei-

terte Heinrich zu einer Stadt und nannte sie auch Babenberg, woraus hernach Bamberg geworden ist.

Heinrich war ein Mann von vielem persönlichen Muthe und großen Vorzügen, wodurch er sich das Markgrafthum Ostfranken erwarb. Er starb im Jahre 886, und hinterließ vier Söhne, Albert, Adelbert, Heinrich und Reibold, mit denen das Geschlecht der Babenberger auf eine traurige Weise erlosch. Die Geschichte ist folgende:

Albert, der älteste Bruder, war vom Kaiser Ludwig IV (dem Kinde) mit einem ansehnlichen Heere nach Lothringen geschickt worden, um Hugo, den natürlichen Sohn König Lothars II von Lothringen, zu zwingen, die Lehn dieses Herzogthums bei dem Kaiser zu suchen. Er war so glücklich, diesen Auftrag des Kaisers aufs beste auszurichten, und kehrte siegreich zurück. Während dem hatte Rudolph, Bischof von Würzburg, im Gebiete des Grafen Albert nicht freundnachbarlich gewirthschaftet. Er hatte die Einwohner auf mancherlei Art gedrückt, und seine Brüder, Grafen von Rotenburg, hatten sich den Titel, Grafen von Franken, angemaßt, wollten auch den Rang über den babenbergschen Grafen haben. Das verdroß Albert, und in Verbindung mit seinen Brüdern begann eine grausame Fehde. Die erste Schlacht, die 901 vorfiel, lief sehr blutig ab. Albert wurde geschlagen, und Heinrich blieb auf der Wahlstatt. Adelbert verwundete zwar den Bruder des Bischofs, Graf Eberhard von Rotenburg so, daß er bald darauf in Würzburg starb; aber dies kostete auch ihn das Leben. Er ward gefangen, und der Bruder

Eberhards, Graf Gebhard von Rotenburg, ließ ihn im Lager enthaupten.

Den schimpflichen Tod seines Bruders zu rächen, sammelte Albert ein neues Heer, womit er 903 vor Würzburg erschien. Es gelang ihm, Herr der Stadt zu werden, den Bischof Rudolph fortzujagen, und große Beute im ganzen Lande zu machen. Seine Feinde sammelten sich indessen wieder, worüber freilich zwei Jahre vergingen, aber er schlug sie 905 bei Fritzlar abermals, und erstach im Verfolgen den Bruder des Bischofs, Konrad, mit eigener Hand. Eine grausame Plünderung mußten die unschuldigen Bewohner des Landes drei Tage lang erleiden, und siegreich zog Albert wieder heim. So hatten denn vier Brüder gegen vier Brüder vier Jahre lang gestritten, und auf beiden Seiten waren zwei davon Opfer des Kriegs geworden.

Kaiser Ludwig, ein naher Verwandter des gebliebenen Konrad, war hierüber gewaltig entrüstet. Er forderte den Grafen Albert auf, nach Tribur — einer damals sehr bedeutenden Stadt zwischen Mainz und Oppenheim, jetzt ein Dorf, Trebur genannt, im Hessen-Darmstädtischen — zu kommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Albert aber, der leicht einsehen konnte, daß ihn der Kaiser eben nicht zum besten empfangen werde, hielt für dienlicher, die Einladung abzulehnen. Diese Widerspenstigkeit erregte Ludwigs ganze Rache. Er sammelte sogleich ein Heer, und belagerte Alberten auf der Altenburg. Die war aber gut befestigt, und da Albert auch ein besserer Kriegsheld als Ludwig war, und dieser mit Gewalt nichts ausrichten konnte,

so schlug er den Weg der Ueberlistung ein. Dazu bediente er sich des Erzbischofs Hatto von Mainz, da er wohl wußte, daß unter der geistlichen Larve der Bösewicht am leichtesten Versteckens spielen könne. Hatto kam auf die Burg. Mit menschenfreundlicher Geberde nahte er sich Alberten, sprach von der Gott wohlgefälligen Liebe gegen Feinde, von dem reinen Vergnügen der Aussöhnung mit ihnen, von den Pflichten gegen seine Unterthanen, die unter dem Drucke des Krieges seufzten, kurz, er suchte von Seiten der Moralität auf Alberts Herz zu wirken, fügte auch hinzu, daß der Kaiser gewiß gern die Hand zum Frieden biete, wenn Albert sich persönlich zu ihm in das Lager begäbe, und sich unterwürfig zeige, er wolle ihm die eidliche Versicherung geben, daß er wieder gesund auf seine Burg zurückkommen solle.

Hatto besaß eine Gewandtheit in der Sprache, welcher der gerade und aufrichtig denkende Albert nicht lange widerstand. Er willigte ein in das Lager des Kaisers sich zu begeben, und die Vorschläge desselben anzuhören.

Kaum graute der andere Morgen, so setzten sich beide zu Pferde, um hinabzureiten. Aber nur erst eine kurze Strecke waren sie vom Schlosse entfernt, so äußerte Hatto, daß er noch nichts gegessen habe, und sich ein Frühstück ausbitten müsse. Der unbefangene Albert, nichts ahnend, kehrte gleich wieder mit dem Gaste um, und sie verzehrten guten Muths ein Frühstück. Darauf setzten sie sich wieder zu Pferde und ritten hinab in das Lager. Als sie ankamen, sprang Albert muthig vom Roß, nahete sich mit offe-

nem Herzen und Wohlwollen dem Kaiser, machte ihm eine tiefe Verbeugung, aber — plötzlich umgaben ihn Trabanten und führten den grausam Betrogenen ins Gefängniß. Empört über eine solche niederträchtige Ueberlistung, erinnerte er den Erzbischof Hatto an sein gegebenes eidliches Versprechen. Doch, dieser Bösewicht legte jetzt die Larve des Menschenfreundes ab, und entgegnete mit höhnischem Lächeln: er habe sein Versprechen erfüllt, denn als er von ihm ein Frühstück begehrt, wäre er ja frisch und gesund in seine Burg zurückgekehrt; daß er einfältig genug gewesen, zum zweitenmal diese zu verlassen, sey seine eigne Schuld. Albert wüthete ob dieser teuflischen Falschheit und seiner gutherzigen Leichtgläubigkeit, aber umsonst. Er wurde nach Tribur geführt, zum Tode verurtheilt, und am 9ten September 908 auch wirklich enthauptet.

Hatto's schlechtes Benehmen wollen zwar Chronisten des 12ten Jahrhunderts in Zweifel ziehen, meinend, es hätten seine Feinde diese Fabel ersonnen, indem es nicht denkbar sei, daß er bei der hohen Würde eines Reichsverwesers und Erzbischofs zu solchen Schändlichkeiten sich habe gebrauchen lassen; man braucht indessen nur flüchtig die Geschichte früher Jahrhunderte zu durchlaufen, um Beispiele in Menge aufzufinden, wo durch pfäffische Ränke und Kniffe die größten Abscheulichkeiten vollbracht wurden und das Pfaffengeschmeiß zum Befördern alles Bösen stets bereit war. Kommt doch noch dergleichen in unsern Tagen da zum Vorschein, wo das Pfaffenthum in frischer Blüthe steht, wie viel mehr nicht damals, wo es, wie jetzt noch,

an Schmeichlern und Speichelleckern nicht fehlte, die zu jeder Schandthat die stets unterthänigen, bereitwilligen Helfershelfer waren.

So endete also die Herrschaft des Geschlechts der Grafen von Babenberg in dieser Gegend, denn Ludwig nahm Alberts Besitzungen an sich, und die Altenburg ließ er ziemlich verwüsten. Alberts Sohn, Albert II, floh und wurde aus dem Reiche verwiesen, doch haben seine Nachkommen noch einige Jahrhunderte in österreichischen Provinzen gelebt. Wo Alberts dritter Bruder, Graf Reibold blieb, verschweigt die Geschichte.

Mit Unwillen und innerlicher Verachtung sahen die Großen Deutschlands ihr Oberhaupt so unkaiserlich handeln. Aber der eiserne Scepter, mit welchem Ludwig herrschte, erlaubte ihnen nur, dies zu denken. Aeußerungen wagte keiner. Doch die Nachwelt, die alles wägt, würdigt, richtet, die jeden Schleier hinwegreißt von Thaten, die das Licht scheuten, die alle Handlungen aufdeckt, verhüllte sie auch der Purpurmantel, die den Fürsten wie den Bettler vor ihren Richterstuhl zieht, ein strenges Urtheil über sie zu sprechen, sie, die allein nur das Recht hat, Herrschern einen Beinamen zu ertheilen, was sich so oft die Mitwelt angemaßt hat, sie richtete auch über Ludwigs Thaten.

An funfzig Jahre früher wird der Altenburg noch auf andere Art erwähnt. Im Jahre 964 schickte nämlich Kaiser Otto I den italischen König Berengar mit dessen Gemahlin Gisela, auf diese Burg als seine Staatsgefangenen,

wo Ersterer nach zwei Jahren starb. Und im Jahre 973 verschenkte sie Kaiser Otto II an den Herzog Heinrich von Baiern, genannt den Zänker, dessen Sohn Heinrich, nach Otto's III Tode, 1002 Kaiser ward. Dieser Kaiser Heinrich II aus sächsischem Geblüte, vermählte sich im Jahre 1002 mit Kunigunde, Gräfin zu Ardenne und Luxemburg, und gab ihr bei der Gelegenheit und als Morgengabe, die Burg Babenberg zum Eigenthum. Heinrich war ein sehr gottesfürchtiger, frommer Mann, daher ihm der Name „der Heilige" ward. Schon hundert Jahre waren seit dem unkaiserlichen Benehmen Kaiser Ludwigs gegen Albert von Babenberg verflossen. Heinrichen aber drückte das Andenken an jene That, an jene Härte seines Vorfahren immerfort, und sein Gefühl für Recht legte ihm die Verbindlichkeit auf, auf irgend eine Art jenen Makel der Krone, die er nun trug, wieder zu verwischen. Da stiftete er, der Denkungsart des Zeitalters gemäß, im Jahr 1007 ein Bisthum in Bamberg, das erst in unsern Tagen seine fast 800jährige Laufbahn beschloß. Sein Kanzler, Eberhard, wurde erster Bischof. Dieser und seine Nachfolger ließen die Altenburg wieder herstellen und im Stande erhalten, gebrauchten sie aber mehr zum Vergnügen als zur Vertheidigung, und die Geschichte würde daher ihren Namen bald vergessen haben, wenn sich nicht zweihundert Jahre später eine Begebenheit auf derselben ereignet hätte, welche sie auf immer in den Annalen der deutschen Kaisergeschichte merkwürdig macht.

Um die deutsche Kaiserkrone, die so oft der Zankapfel der Großen des Reichs war, das sie beherrschen sollte, um

deren Besitz so oft der Deutsche gegen den Deutschen kämpfen mußte, und Ströme von Blut da flossen, wo sie hätte Segen verbreiten können, um diese Krone stritten sich von 1197 bis 1208 Otto IV, ein Sohn Heinrichs des Löwen, und Philipp, ein Sohn Kaiser Friedrichs I. Beider Parthei war groß, und blutige Kämpfe gab es zwischen ihnen eilf Jahre hindurch, doch ohne entscheidenden Erfolg. Da kam Philipp in der Mitte des Jahres 1208 auf die Altenburg. Er fühlte sich nicht wohl, und gedachte hier bis zur Herstellung seiner Gesundheit zu verweilen. Vielleicht waren auch die Sorgen, die Geschäfte, die seine gegenwärtige Lage ihm aufbürdete, und von denen er sich gern einmal losreißen wollte, eine Mitursache, hierher zu gehen. Eines Tages, es war am 23sten Junius, befand er sich so übel, daß er sich mußte eine Ader öffnen lassen. Sein Kämmerer, sein Truchseß und der Bischof von Speier, waren bei ihm im Zimmer, als dies geschehen war, und er noch im Lehnstuhle saß. Da trat schnell und mit wildem Blick, Pfalzgraf Otto VII von Wittelsbach herein, und zog sein Schwert.

Der Kaiser sagte ganz gelassen zu ihm:

„Otto, stecke dein Schwert in die Scheide, hier ist nicht der Ort darnach."

Aber Otto erwiederte mit heftiger Stimme:

„Ja allerdings ists der Ort, da der Kaiser für seine Untreue büßen soll";

und zugleich versetzte er dem Kaiser einen Hieb in den Hals, daß dieser auf der Stelle todt niederfiel.

Der

Der Bischof von Speier verließ sogleich das Zimmer, entweder aus Furcht, oder um sich nun in den Strahlen der neu aufgehenden Sonne zu erwärmen. In beiden Fällen charakterisirt ihn sein Benehmen. Nicht so die beiden andern. Entsetzen und Schauder ergriff sie, und vielleicht waren sie hierdurch anfänglich betäubt und unfähig gemacht, den Todesstreich vom Kaiser abzulenken; aber bald kamen sie zu sich. Sie packten Otto ihn festzuhalten, aber ohne Waffen war es ihnen nicht möglich, seiner bewaffneten Hand zu widerstehen. Beide wurden im Ringen verwundet, und konnten es nicht hindern daß er ihnen entwischte.

Dem fliehenden Wittelsbacher folgte augenblicklich der Bannfluch, und einige Monate später büßte er seine That mit dem Leben. Der ermordete Philipp hatte nämlich einen treuen Freund an seinem Hofmeister, einem Grafen von Pappenheim. Dieser sprach einst mit dem Mörder über jenen Meuchelmord, machte ihm Vorwürfe, äußerte im Eifer für die gerechte Sache, daß es doch noch wohl Jemanden geben werde, der den Tod des guten Kaisers rächen würde, und da der Wittelsbacher sich hierdurch beleidigt stellte, so forderte er ihn voll Ingrimm sogleich zum Zweikampf auf. Otto nahm ihn an und fand hier seinen Tod. Pappenheim erstach ihn.

Kaiser Otto, genannt der Vierte, der nach Philipps Tode nun einstimmig als Kaiser anerkannt wurde, und seiner schwankenden Lage mit einem Mal ein Ende sah, war ins Geheim sehr erfreut über des Wittelsbachers Schandthat. Gern hätte er es gesehen, daß dieser ganz ungestraft

durchgeschlüpft wäre, wenn es mit Anstand hätte geschehen können. Da Pappenheim das kaiserliche Blut gerächt hatte, so glaubte er, auch mit Gerechtigkeit und Strenge verfahren zu müssen und ließ daher 1209 das Schloß Wittelsbach abbrechen, ganz vertilgen, und sämmtliche Wittelsbachsche Güter gab er dem Herzog von Baiern, einem Vetter Otto's.

Was den Wittelsbacher so heftig gegen den Kaiser Philipp erbittert hatte, und ihn zu einem Schritte verleitete, der seinen Namen in der Geschichte zwar bewahren aber immer mit Schimpf bedecken wird, war Folgendes: Otto hatte um eine der Prinzessinnen Philipps geworben, und Philipp war auch nicht abgeneigt, ihn zum Eidam anzunehmen. Allein, als er späterhin erfuhr, daß Otto einst in der Hitze einen seiner nahen Verwandten ermordet hatte, so lehnte er dessen Antrag ab. Otto bat ihn hierauf um ein Empfehlungsschreiben an den Herzog Heinrich von Schlesien, wohin er sich, wahrscheinlich in ähnlicher Absicht, begeben wollte. Philipp versprach es. In Otto's Gegenwart ließ der Kaiser das Schreiben abfassen, gab es ihm zum Durchlesen, und Otto war mit dem Inhalte ganz zufrieden. Verdächtig kam es ihm aber vor, daß er es nicht auf der Stelle eingehändigt erhielt, sondern blos die Versicherung, daß es ihm zugeschickt werden solle. Sein Verdacht wuchs, als er, nach Empfang des Schreibens, an der Außenseite bemerkte, daß inwendig viel radirt seyn müsse. Er erbrach daher den Brief, und fand, daß viele Stellen ganz abgeändert waren, daß es ein Uriasbrief geworden, und darin sogar des verübten Mordes an seinem

Verwandten ohne Hehl erwähnt war. Dies erregte seinen Zorn aufs äußerste, und jener rachgierige Entschluß entstand und wurde vollbracht. So wenig nun dieser zu entschuldigen ist, so wenig ist es freilich auch das unrechtliche, nicht kaiserliche Benehmen Philipps, das seine Ermordung zur Folge hatte.

An diesem Morde nahm der Bamberger Bischof Eckbert in so fern Antheil, als er von dem Vorhaben des Wittelsbacher Kenntniß hatte. Er verrieth dies, indem er gleich nach geschehener That nach Ungarn zu seinem königlichen Schwager floh. Ungeachtet des Verdachts, der hierdurch auf ihn lastete, vergingen doch noch zwei Jahre, bis Kaiser Otto zu Würzburg eine Reichsversammlung anordnete, zu untersuchen, ob der Bischof wirklich Theilhaber oder wenigstens Helfer des Mordes gewesen. Der Untersuch bestätigte die Theilnahme, das oberste Reichsgericht entsetzte zwar den Mitschuldigen seiner Regierung, späterhin kam er aber doch wieder zum Besitz des Bisthums.

Die Altenburg war der Aufenthaltsort der Bamberger Fürsten sehr häufig, wie noch vorhandene da ausgestellte Urkunden beweisen. Theils mogte die schöne Lage und Umsicht dies veranlassen, mehr aber wohl und hauptsächlich die Rücksicht, einen sichern Zufluchtsort zu haben, wenn die Bamberger Bürger sich nicht gefügig in die Einrichtungen des Krummstabes finden lassen wollten, — der oft mehr verlangte als ihm bewilligt war, — und daher ihren Hirten dann ernstlich zuzusetzen keinen Anstand nahmen. Die Burg gewann hierbei, da sie nicht nur erhalten sondern auch

erweitert und verschönert ward. Zu ihrer Verschönerung trug der Bischof Albert, ein Graf von Wertheim, viel bei. Den noch stehenden runden Thurm ließ er bedeutend verbessern, weshalb wohl das Wertheimsche Wappen an einer Zinne des untern Geschosses, wo es noch zu finden ist, angebracht ward. Dieser Bischof ernannte auch seinen Bruder und seine Vettern zu Burgmännern auf der Altenburg mit einem Jahrgehalte von 30 Fl. Späterhin, im Jahre 1423, wurden erbliche Burgmänner daselbst die Grafen von Henneberg mit einem Jahrgehalt von 50 Fl. Sie hatten diesen Posten dadurch erlangt, daß sie gewisse Lehngüter zu Trimberg an das Stift abgetreten hatten.

Im Jahre 1430 belagerten und eroberten die Hussiten die Altenburg, fügten ihr aber eben keinen Schaden zu, preßten nur dem Lande große Summen ab. Dies gab dem Bischof Anton (v. Rotenhan) Veranlassung, die Altenburg mehr noch zu befestigen. Sein Wappen sieht man am Wartthurm der Brustwehrmauer gegen Mitternacht, so wie das seiner Nachfolger, Bischof Georgs (v. Schaumberg) und Bischof Philipps (Grafen zu Henneberg). Heinrich III (Groß v. Trockau), dessen Wappen mit der Jahreszahl 1494 an der äußern Mauer gegen Mittag sich findet, that auch viel für die Altenburg; vorzüglich aber Fürstbischof Georg (Schenck von Limburg.) Er war ein großer Verehrer der Künste und Wissenschaften. Alle Künstler damaliger Zeit, worunter sich auch der Altvater deutscher Malerei, Albrecht Dürer, befand, arbeiteten für ihn. Bildhauer, Glasmaler, besonders Baumeister beschäftigte er.

Die Altenburg sollte ihm nicht allein Schloß, es sollte Residenz seyn. Vieles ließ er daher abbrechen, Vieles neu erbauen. So, eine Kapelle, welche der geschickte Künstler Paul Lautensack ausmalte und dafür 41 Fl. erhielt. Die ganze Ringmauer wurde in den besten Zustand gesetzt und an derselben das Limburgsche Wappen mit der Jahreszahl 1514 angebracht, das noch jetzt zu sehen ist. Auch ein neues Zeughaus ließ er bauen und zuletzt seine Wohnung ganz neu einrichten. Damit hierzu die Arbeiter den besten und neuesten Geschmack kennen lernten, sandte er sie zuvor nach Würzburg und Ansbach, die Schlösser daselbst zu besehen. Zum Täfeln der Zimmer und Fußböden ließ er einen Schreiner aus Augsburg kommen. Die Glasmalereien besorgte Veit Hirschvogel aus Nürnberg, der für 8 Scheiben 14 Fl. erhielt. Auch einen großen Saal wollte dieser baulustige Fürst errichten lassen, aber der Tod vereitelte dies Project. Tief trauerten Künstler und Handwerker über seinen Verlust, denn viel gab er ihnen zu verdienen, und wenn er, wie das oft geschah, bei den Arbeitern herumging, so reichte er ihnen, besonders den Maurern, zwei Pfennig Biergeld. Sein Nachfolger Weigand (von Redwitz) stellte alle Baue ein und machte sich durch Bedrückungen so verhaßt, daß das ganze Land in Aufruhr gerieth, auch die Altenburg belagert aber nicht genommen wurde. Der schwäbische Bund machte diesen Unruhen ein Ende, und nun ließ Weigand die Altenburg mehr noch als sie es schon war, befestigen, um in ähnlichen Fällen sich noch sicherer darauf zu besitzen.

Fast ohne alle Ursache fiel der Markgraf Albrecht von Baireuth im Jahre 1552 in das Bamberger Land ein und zwang den Bischof, die Hälfte seines Landes förmlich und durch Vertrag bekräftigt ihm abzutreten. Die Stadt Bamberg, erbittert hierüber, klagte deshalb beim Reichskammergerichte. Das verdroß den Markgrafen so, daß er nun Alles aufbot, durch Gewalt der Waffen im Besitz des widerrechtlich erhaltenen abgepreßten Landes zu bleiben, wogegen sich Bamberg nebst Würzburg und Nürnberg gleichfalls rüsteten. Der Krieg begann. Albrecht war Anfangs glücklich. Er nahm das ganz wehrlose Bamberg, wo er, der Unbesonnene, Bösartige, nur mit zu vielseitigen Feldherrntalenten Begabte, seinen Leidenschaften freien Zügel ließ. Alles was dem Fürsten oder der Regierung gehörte, wurde weggeführt oder vernichtet, selbst Dokumente und Urkunden. Die Soldaten durften nach Belieben wirthschaften und verübten daher die größten Abscheulichkeiten und das in einem solchen hohen Grade, daß damalige Schriftsteller sagen: der Türke habe es nicht ärger machen können. Vom 16ten April bis 22sten Jun. dauerte dieser Zustand, den Albrecht mit dem Befehle zum Zerstören und Ausbrennen der Altenburg beschloß. Nach besten Kräften wurde dieser ausgeführt, und nach wenigen Tagen waren die fürstlichen Gemächer und Prunksäle mit all ihrem Kunstschmuck, das Zeughaus, die Stallungen und alle übrige Wohnungen, ein Schutthaufen. Siebenhundert Jahre lang hatte die schöne Altenburg allen Gefahren, allen Belagerungen widerstanden, war immer schöner und schöner hervorgetreten, und nun mit einem Male

war sie vernichtet, und nur ihre gewaltigen Thürme ragten riesig und trotzend der Flammen Wuth, hoch heraus aus den Trümmerhaufen. Freilich theilten dies Schicksal viele Burgen und Städte der Umgegend im Bambergschen wie in Feindes Land, und besonders an Culmbach mit der Plassenburg wurde streng das Vergeltungsrecht wegen der Altenburg geübt.

Zwar dachte man sehr bald auf Wiederherstellung derselben, aber es ging langsam damit, woran wohl der in diese Zeit fallende schnelle Wechsel der Regenten vorzüglich schuld war. 1558 begann der Wiederaufbau durch Grundlegung der Kirche und des Pulverthurms, aber erst nach dreißig Jahren konnte man die Wiederherstellung als geschehen betrachten. Was sie gewesen, ward die Altenburg aber nicht wieder. Sie zeichnete sich nicht mehr vor andern Burgen gewöhnlicher Art aus, diente auch nicht mehr zum Aufenthaltsort des Regenten, war mehr zu einem festen Platze, zu einem Sicherheits- und Zufluchtspunkte im Kriege bestimmt und eingerichtet.

Unter der Regierung des Bischofs Johann Philipp (von Gebsattel) ward Altenburg der Verwahrungsort für Staatsgefangene, und sein Nachfolger Johann Georg (Fuchs v. Dornheim) ließ die Personen dahin bringen, die der Hexerei und Zauberei beschuldigt waren, von welchen Viele vor der Burg verbrannt worden sind.

Im dreißigjährigen Kriege war Altenburg bald von der einen bald von der andern Partei besetzt. Im Jahre 1632 hatten sie die Schweden inne und bald darauf die Kaiser-

lichen. Neun Jahre später war sie in den Händen der sogenannten Weimarschen Armee. Daß die Gebäude hierbei litten, konnte nicht fehlen, und an Wiederherstellen war wegen der Kriegsunruhen und wegen Geldmangel nicht zu denken. Erst als im Jahre 1729 Friedrich Karl (v. Schönborn) zur Regierung kam, der das Alterthümliche schätzte, wurde die Altenburg dem schon entgegengehenden Untergange durch Reparaturen entrissen. Er war es, der auch den runden Wartthurm im Jahre 1738 wieder herstellen und mit einer Haube versehen ließ, bis wohin 15[illegible] Stufen führten. Noch jetzt sieht man am obersten Kranze des Thurmes das Schönbornsche Wappen. Unter den späteren Regenten geschah für die Altenburg gar nichts. Sie blieb ganz unbeachtet und verfiel. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts veranlaßte das Niedersinken eines Theils der Erde an der Morgenseite des Berges das Einstürzen der Umfassungsmauer und der da stehenden Gebäude, und am 4. Mai 1790 brannte durch Blitzstrahl das Innere des Wartthurms aus. So würde das Schicksal aller verlassenen Burgen, zu verfallen in sich selbst, auch Altenburg mit vielen andern getheilt haben, wenn sich nicht ein Freund des Alterthums und einer herrlichen Natur gefunden, der sich ihrer mit Liebe angenommen, sie gepflegt, für uns und unsere Enkel noch erhalten hätte. Dies war Markus in Bamberg, ein Mann, edel und trefflich als Mensch, achtungswerth und selten als Arzt, dem viele Thränen folgten, als er im Sommer 1816 zu einer bessern Welt überging. In seinem Besitze war seit mehr als zwanzig Jahren die

Ruine der Altenburg, und während dem wandelte er sie in einen freundlichen Aufenthaltsort um, der jedermann offen stand. Damit er dies auch nach Markus Tode bleiben konnte, bildete sich ein Verein in Bamberg, er kaufte von den Erben die Altenburg, und diese blieb nun was sie durch Markus ward, ein lieber Zufluchtsort für Freunde der schönen Natur und geselliger Freuden. Rings um die Ruinen treiben am Hange des Berges Obstbäume und Weinreben empor, durch die sich Gänge winden und den Berg hinan leiten. Gleiche Wege durchschneiden ein kleines Gehölz vor dem Eingange, wo man Ruheplätze, angenehme Aussichtspunkte und auch dem enthaupteten vorhin erwähnten Ahnherrn dieser Veste, Grafen Albert von Babenberg, so wie dem braven Markus, der hier ruht, ein Denkmal gewidmet findet. Auf einer festen Brücke, wo sonst die Zugbrücke war, gelangt man in den innern Hofraum, wo der hohe runde Thurm, die Zierde und das schönste Stück der Ruine, steht. Andere wieder hergestellte Gebäude dienen theils zum Aufenthalt für Besuchende, theils zum Haushalt einer Familie, die hier oben wohnt, und Fremde bewirthet. Die ehemalige Burgkapelle, an der man noch das Familienwappen eines Fürstbischofs Anton von Rotenhan findet, der hier manche wichtige Beleihung ertheilte, ist ihre Wohnung.

Unter den vielen zur Umsicht benutzten Stellen ist die trefflichste, jener hohe Thurm. Auf 153 steinernen und zuletzt hölzernen Stufen gelangt man bis auf seine oberste Fläche. Hier bietet sich eine Aussicht dar, die hinreißend schön

und bezaubernd ist. Bamberg, mit seinen schönen zahlreichen Thürmen und stattlichen Gebäuden, — worunter besonders die ehemalige Benediktinerabtei, das jetzige Spital, Michelsberg, prangend hervortritt, — überblickt man ganz. In einer weiten schönen, vom Main und der Rednitz durchflossenen Ebene liegt es mit Bergen umgeben, hinter welchen in weiter Ferne Gebirge des Rhöngebirges, des Thüringer Waldes und die Festung Ehrenburg bei Koburg hervorragen. Das Schloß Seehof, Giech, das Kloster Banz, der sattelförmig gestaltete Staffelberg, der Breitenauer See, und eine Menge Oerter schmücken die Nähe und schimmern aus der Ferne her, unter denen sich selbst Nürnbergs Burg darstellt. Von mannigfachen Empfindungen ergriffen, welche durch ein harmonienreiches Glockgengeläute von den Thürmen des uralten Bischofssitzes erhöht und veredelt wurden, saß ich lange auf des Thurmes Zinne in freier betrachtender Hingebung, und mein trunkener Blick vermogte nicht, das reiche ideenvolle, herrliche Naturgemälde sattsam durchzuschauen. Immer neue Punkte entdeckte ich, die mich festhielten, immer neue Schönheiten, und nur der sinkende Tag und die Kühle der Abendluft mahnten mich, den Standpunkt zu verlassen, der einzig ist, den niemand ohne die höchste Befriedigung verlassen wird.

Daß dieser hohe Thurm ein Werk früherer Zeiten ist, verkündet schon seine Bauart. Das Seitenthürmchen, worin sich die erste Wendeltreppe von 55 Stufen befindet, wurde 1578 angefügt. Unten hat der Thurm 109 Fuß im Umfange und ist auch eben so hoch. Oben hat er 51 Fuß im

Durchmesser und seine Mauern sind 5 Fuß stark. Am ersten Thurmkranze, den man bequem umgehen kann und von dem die Aussicht schon groß und schön ist, findet man das Wertheimsche Wappen. Von hier an steigt man auf einer hölzernen Treppe weiter, die auf dem Deckgewölbe des Burgverließes ruht. Der bekannte Mathematiker Schiegg stellte hier einst auf dem Gipfel des Thurmes astronomische Bemerkungen an und nahm auch eine trigonometrische Ausmessung der Gegend Bambergs vor.

Die Erhaltung des Thurms verdankt man, wie vorhin erwähnt, dem Fürstischof Friedrich Karl, einem Grafen von Schönborn. Er ließ ihn im Jahre 1738 ausbessern, mit Kalk bewerfen — was ihm freilich das alterthümliche Ansehen raubte — und mit einer Schieferkuppel versehen, auch sein Wappen im obersten Rande der Mauer anbringen. Ein Blitzstrahl verzehrte 1790 diese Bedachung, und seitdem steht er ohne eine solche Schutzwehr gegen den Andrang zerstörender Naturkraft, gewinnt aber dadurch an Eigenthümlichkeit.

Der Wartthurm gegen Mitternacht ist in so fern merkwürdig, als ihn der geniale Humorist Hoffmann, der uns mit den Phantasiestücken in Callot's Manier beschenkte, eigenhändig mit Frescogemälden verzierte, die freilich, ohne restaurirt zu werden, allmählig verschwinden mögten.

So findet der aufmerksame Freund des Alterthums bei einer Wanderung durch die Altenburg überall Gegenstände, die ihn ansprechen, ihn fesseln, ihn zurück versetzen werden in jene Zeit ihres Entstehens. Bald sind es Wappen oder

Jahreszahlen oder Glasmalereien, bald Rüstungen, Waffen, alte Bildstücke oder auch Gemälde, bei denen er verweilen, ihrer Erhaltung sich erfreuen oder ihre Aufstellung hier billigen muß. Da wird er auch zum alten, 70 Fuß tiefen Brunnen kommen, in welchem noch immer reichliches Wasser den Bewohnern der Burg quillt, und die großen schönen Keller werden ihn ergötzen, wie sich, unverletzt, ihre hohen Gewölbe über ihn ausspannen und lange noch dem Untergange widerstreben werden, so wie Alles auf dieser gar freundlichen, lieben und genußreichen Höhe, da hoffentlich auch künftig, wie jetzt, ein guter Genius über Altenburgs Ruinen wachen werde, wie Markus der erste war. Doch, wer mögte daran zweifeln, daß dieser nicht stets seine Fittige ausbreitete, eine Höhe zu schützen, wo Markus im Leben so wirksam war, wo seine Gebeine in kühler Erde ruhen, worauf sein Geist noch freundlich niederblicken und dankbar den segnen wird, der sein erhaltenes Werk auch noch erhalten will. Ja, so setze man dem edlen Manne ein Denkmal, indem man das erhält, was er sich selbst errichtete; und an den Urnamen der alten Veste reihe sich noch der an: „Markusburg", der nie untergehen, der schwesterlich mit ihr in der Geschichte fortleben möge, zur Erinnerung an einen *seltenen, trefflichen Mann*.

* * *

An Abbildungen der Ruinen der Altenburg fehlt es nicht. Mir bekannte finden sich im ersten Hefte der Sammlung der Ruinen und Ritterburgen in Franken, Fürth (ohne Jahrzahl), Quer-Folio; in den Bemerkungen auf einer

Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 bis 1806 von C. Bertuch 1. Heft. Weimar, 1808. 8.; in dem dramatischen Gedichte: Adalbert von Babenberg, von F. M. Birnbaum. 2ter Bd. Bamberg, 1816. 8.; in Jäck's Beschreibung der Altenburg 1832. 8. und in Heller's Geschichte und Beschreibung der Altenburg 1828, welche deren drei enthält. Dieses Werkchen theilt auch eine Ansicht der Altenburg aus dem 15. Jahrhunderte mit, und oben erwähntes Gedicht von Birnbaum eine gleiche von der Altenburg, wie sie vor 600 Jahren nach dem Erlöschen des Babenbergschen Geschlechts in Franken, zu einer Zeit aussah, wo sie längst Eigenthum des Bisthums Bamberg war. Von einem alten Oelgemälde auf dem Rathhause in Bamberg, das gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich von Michael Wohlgemuth, gemalt ist, und die Theilung der Apostel und im Hintergrunde Bamberg mit seinen nächsten Umgebungen mit der Altenburg darstellt, ist es treu kopirt. Eine frühere Kopie dieses ganzen Gemäldes findet sich in Schedel's Chronik von Bamberg. Auch vor den Beiträgen zur Geschichte Bambergs von Pfeufer ist eine Ansicht der Altenburg aus dem Jahre 1605.

Die so eben angeführten Schriften, so wie Oesterreichers Beschreibung und Geschichte der Altenburg 1821. 8.; Melissantes eröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichten, 1ster Band 1715, und eigene Bemerkungen, an Ort und Stelle im Jahre 1814 gemacht, erzeugten vorstehenden Aufsatz.

34.

Habichtstein
in Böhmen.

Aus des schroffen Felsens düstern Ritzen
Blicken raubgewöhnte Marder vor;
Brausend knickt der Wind die Tannenspitzen,
Eingeäschert liegt das Flügelthor.

34.

Habichtstein.

Im Leutmeritzer Kreise, der unter Böhmens Kreisen den größten Reichthum an schönen Gegenden hat, findet man gerade in einer seiner schönsten die Ueberbleibsel der seltsam gelegenen Felsenburg Habichtstein.

Wenn man auf der Straße von Böhmisch-Leipa her der Kaunitzischen Besitzung Neuschloß sich nähert, öffnet sich ein beträchtliches Thal, allenthalben von einem Kranze der mannigfaltigsten, theils bebuschten, theils kahlen, theils majestätisch, theils gefällig geformten Berge eingeschlossen. Im Vordergrunde erstreckt sich ein fast meilenlanger, ansehnlich breiter seeähnlicher Teich, früher ein kleiner Landsee, und endet mit Schleusen zwischen hohen Felsenwänden, deren Sprengung unsägliche Mühe und Zeit gekostet haben muß, und einem Römerwerke keine Schande machen würde. Rund umher hat menschlicher Anbau und Fleiß eine schöne Natur auch zur benutzten gemacht. Fast der ganze Halbsee ist von beträchtlichen Dörfern und einzeln zerstreuten Gebäuden umringt. Zu

seiner Rechten steht das prächtige Neuschloß, und zu seiner Linken, schon etwas im Hintergrunde, der romantische Habichtstein.

Auf den ersten Anblick und schon eine Meile in der Ferne, vergleicht sich die Form vom Habichtstein ungemein viel mit dem Wrack eines großen Schiffes, das masten- und segellos auf einer Klippe zu schweben scheint. Oder, man mögte auch ausrufen: Noah's Arche auf Ararat! so ganz gleicht es von fern der Abbildung, die man in Bilderbibeln von diesem Schiffe zu finden gewohnt ist. Diese Aehnlichkeit schwindet freilich, je näher man dem Felsen kommt und je deutlicher man die gewaltige Masse desselben mit allen ihren vielfachen Vorsprüngen, Rissen und Ungleichheiten zu betrachten vermag. Aber gewiß wächst auch dann die Verwunderung noch, statt sich zu mindern; und die großen, weit in die Luft hinaus strebenden Steinmassen machen den seltsamsten Abstand gegen den kleinen Marktflecken, der ganz sorglos unter diesem drohenden Obdach liegt, und den Fuß des Berges, im buchstäblichen Sinne des Worts, umkränzt. Denn ein ungeheurer, aus einem einzigen Stück bestehender Sandblock liegt hier, in Gestalt eines auf seiner Schärfe ruhenden Prisma, auf einem länglich runden, mit Gras bewachsenen Berge. Der Block selbst ist ebenfalls länglich rund, und nur an seiner gegen Nordwest stehenden Vorderseite — was von weitem die schon erwähnte Schiffsfigur vervollkommnet, und gleichsam den Spiegel des Orlogschiffs bildet — ist er ein wenig abgestumpft. Sein Umfang beträgt da,

wo er gegen unten am Erdhügel aufsitzt, 227 Schritte. Weit beträchtlicher aber muß der obere Umkreis seyn, denn nirgends beträgt sein Ueberhang unter 10 bis 12 Fuß, an mehrern Orten aber 28 bis 30. Ein schauderhaft umgekehrter Kegel, wenn man dicht unter ihm aufblickt!

Bei dieser Form würde es auch dem geübtesten Kletterer unmöglich seyn, blos durch Hülfe seiner Füße irgendwo den Felsen zu erklimmen, und der einzige Weg zur alten Veste hinauf geht jetzt, mittelst einer großen Leiter, durch einen Theil des ehemaligen Brunnens. Die Wand, durch welche er vordem hinab bis auf die Wassertiefe sich erstreckte, ist wahrscheinlich bei gewaltsamer Zerstörung des Schlosses abgesprengt, und seine größere untere Hälfte, zur Vermeidung alles Unglücks, verschüttet worden. Durch diesen Eingang, der wohl mit Recht für originell gelten, und eines abenteuerlichen Schlosses abenteuerliches Thor genannt werden kann, steigt man 24 Stufen hoch bis zur Mündung, die ehemals nicht fern von der Aufziehebrücke seyn mogte. Durch steile, in Stein ausgehauene, nun aber größtentheils verwitterte Stufen einer vordem viereckigen Wendeltreppe klimmt man, beschwerlich genug, 32 Fuß weiter, bis zum ersten Absatz der Festung, oder dem vordern Burghofe. Hier ist eine ziemlich beträchtliche, mit fruchtbarem Boden bedeckte Fläche, auf welcher noch jetzt zwei Einwohner des Fleckens ihre, gleichsam schwebenden, Gärten haben. Etwas weiter gegen Nordwest erhebt sich der Fels wieder 24 Fuß hoch, nur etwas schmäler, so daß auf drei Seiten zwischen ihm und des untern Burghofs äußerer

Ringmauer ein zwölf Fuß breiter Gang oder Waffenplatz bleibt, der ehemals die Stelle eines Außenwerks bei der Festung vertreten haben mag. Der obere, südlich liegende Burghof ist mit einer eben nicht hohen Mauer umzingelt.

Hier findet man mehrere in bloßen Felsen ausgehauene Behältnisse, wovon das größte gewöhnlich für den sonstigen Pferdestall ausgegeben wird. Freilich klingt es sonderbar, ein Pferdestall in dieser Höhe; indessen konnten doch wohl die Besitzer im Fall einer Belagerung ihre besten Rosse hier hinaufschleppen; oder der Herr und seine vornehmsten Spießgesellen hatten Pferde, um Vorüberreisende bei der löblichen Straßenlagerung desto schneller zu verfolgen. Vielleicht hatten sie auch in diesem Stalle Rindvieh, das ihnen bei einer Belagerung noch mehr nutzte, und für das sie sogar einiges Futter oben hatten.

Das Burgverließ ist von merkwürdiger Form. In den Felsen eingehauen, hat es die Gestallt eines Kruges, der oben schmal, unten breit ist, bei der Oeffnung kaum 2½, auf dem Boden aber 12 Fuß im Durchschnitt hat, und jetzt noch, wiewohl schon stark verschüttet, über 26 Fuß tief ist. In einem andern Gewölbe entdeckte man vor etwa dreißig Jahren ein eingemauertes Menschengerippe. Noch manche unterirdische Keller und Gänge mag es hier geben, aber ihr Nachsuchen ist gefährlich. Schatzgräber haben zwar viel darin herumgewühlt, aber nie etwas finden können.

Unsere Begleiter, wovon der Eine Besitzer des halben Berges war, zeigten uns ein Gewölbe, das erst vor eini-

gen Jahren eingerollt war, weil man — Schätze darin suchte. Die Art, wie er dieses erzählte, klang in seinem Munde drollicht genug.

„Hier, lieber Herr, sagte er, hätte ich und mein „Nachbar vielleicht sehr glücklich, vielleicht auch zu Tode „kommen können.“

„Wie so, mein Freund?“

„Ja, sehen Sie nur! da traf sich's vor sieben oder „acht Jahren, daß ein Schuhknecht aus unserm Orte, „da draußen im Reiche, im Würtembergschen, mit einem „alten Manne zusammenkam, der ihm erzählte: auf den „böhmischen Bergen läge noch gewaltig viel Geld ver„graben. Unter andern gäbe es da ein altes Schloß,— „und nun beschrieb er ihm Stück für Stück unsern Berg, „als stände er davor: — da wäre auf dem obern Platz „auf der Abendseite ein Gewölbe, und darin läge eine „große Menge alter Geldstücke. Unser Landsmann horchte „aufmerksam zu, sagte kein Wörtchen, daß er da zu Hause „sey, erzählte uns aber Alles, als er heim kam, und „beschrieb uns den Ort genau. Es traf auf ein Haar „zu. Ich und der Nachbar wurden eins, nachzugraben. „Sieh da, das Gewölbe fand sich richtig! Als wir schon „drinnen waren, wurde es Nacht. Mit Schuttausräu„men konnten wir durchaus nicht fertig werden. Wir „mußten nach Hause. Des andern Tages, als wir wieder „kamen, war Alles eingestürzt. Es wäre uns ergangen, „wären wir drinnen gewesen.“

„Allerdings! ihr hättet wahrscheinlich das Leben ein„gebüßt!"

„Je nun, vielleicht auch nicht! Vielleicht hätten wir's „doch noch besser gehabt als die Leute in jenem Dorfe", (wobei er auf einen Ort wies, der ungefähr eine Meile weit liegen mogte).

„Wie meint ihr das, Alter? Wie hatten es denn „die?"

„Sehn Sie, lieber Herr, da gruben, auch erst vor „drei Jahren, ein paar Nachbarn zusammen und fanden „ein sehr großes Gerippe, aber ohne Kopf. Gevatter, „sprach der eine zum andern, den Kerl hätte ich sehen „mögen, wie ihm noch der Kopf zwischen den Achseln saß. „Was geschieht? Des Nachts klopft's an beider Fenster. „Jeder steht auf, zu sehen wer es sey. Und wer ist's?!! „Ein ungeheurer Riese mit Feueraugen steht da und „brüllt: — Ihr habt mich mit dem Kopfe zwischen den „Achseln sehen wollen, schaut mich nun an! — Beide „erschraken, man denke wie. Einer starb vor Schrecken „am dritten Tage. Dem andern schlug's in die Glieder, „er ward krank und elend und nach ein paar Monaten „scharrte man ihn ein."

„Könnt ihr mir denn vom Habichtstein nicht ähnliche „Geschichten erzählen, denn in alten Zeiten mag hier auch „mancher Kopf abgeschlagen worden seyn?"

„Nein, mein Herr, das kann ich nicht, und wenn ich „dergleichen auch wüßte, thäte ich es nicht."

„Nicht! warum denn?"

„Ja, sehen Sie, von dergleichen nahen Dingen zu „sprechen, das bekommt einem schlecht. Der Böse hat da „sein Spiel oft."

Und ich erfuhr nichts, als hierdurch eine Charakteristik des Volksgeistes.

Zur obersten Burg oder zum letzten Zufluchtsort und zur höchsten Warte der Veste, gelangt man durch enge, steile, in Stein gehauene Stufen. Es ist dies ein Platz, der ringsum mit Mauer umgeben, ungefähr 24 Schritte breit und 36 Schritte lang ist. Nur wenige Spuren eines vormaligen Wohngebäudes trifft man darauf an.

Noch verdient eine besondere Eigenthümlichkeit im Baue bei Habichtstein bemerkt zu werden. Wo nämlich der unebene Felsenrand an Aufführung der Mauer hinderlich war, da findet sich keine Gußmauer oder Bogenwerk, sondern hölzerne Balken, von einer vorspringenden Spitze zur andern gelegt, auf welche keck die Mauer gesetzt ist. Noch jetzt und nach so vielen Jahrhunderten tragen diese Balken die drei auch vier Fuß starken Mauern, ohne sich sichtlich gebogen zu haben.

Man wird nach dieser Beschreibung eingestehen müssen, daß es eine wahrhaft originelle Idee war, einen Felsen, den irgend eine ungewöhnliche Naturkraft so seltsam dahin gestellt hat, oder den Fluthen frei spühlten, mit einer Burg zu bebauen, wobei doch wirklich mit Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen gewesen seyn mag, die auf jedem andern Berge von gewöhnlicher Form nicht im Wege gestanden. Freilich leistete dafür auch diese Ei-

genthümlichkeit des Felsens eine größere Sicherheit gegen feindliche Angriffe.

Daß Habichtstein seiner Bestimmung nach ein Raubschloß gewesen, zeigt fast unwidersprechlich seine Bauart, seine Lage, seine ganze innere Einrichtung; und wahrscheinlich mögen auf der unweit vorbeilaufenden Straße von Schlesien und der Lausitz oft genug Reisende und die Nachbarn ringsumher von da aus überfallen und beraubt worden seyn. Doch, wann es erbaut wurde, wer hier vorzüglich sein Unwesen trieb, und wie und durch wen das Loos der Zerstörung über Habichtstein erging, das Alles ist unbekannt, und wird es wohl ewig bleiben; denn sein jetziger Name *) scheint nicht sein Urname gewesen, sondern erst vom Volke der Ruine, in der Raubvögel nisteten, beigelegt zu seyn. Will man eine Muthmaßung gelten lassen, so gehörte diese Burg vielleicht zu der großen Anzahl von Raubschlössern, die unter der schwachen Regierung Wenzels III, Heinrichs von Kärnthen, auch wohl noch während der öftern Abwesenheit Königs Johannes entstanden, unter Karl IV aber größtentheils wieder zerstört wurden, wobei nicht selten ihre Besitzer sich mit dem Strange beschenkt sahen. Die gänzliche Zerstörung aller Burggebäude, die Absprengung der Thore, Zugbrücke u. s. w. zeigt, daß man hier sehr ernstlich zu

*) In der Landessprache Gestrzaby oder Gestrabj. In der gemeinen Sprache wird Burg und Flecken gewöhnlich Habstein genannt.

Werke gegangen seyn müsse, und den Felsen zu seiner gleichen Benutzung für künftige Zeiten unbrauchbar machen wollte.

Merkwürdig ist noch die ungeheure Menge von Vögeln aller Art, die auf diesem Felsen und in den Ritzen seiner Außenseite nisten. Einer Wolke gleich steigen sie auf, wenn man seine Ersteigung beginnt, und flattern mit ängstlichem Geschrei umher.

Der Flecken am Fuße des Felsens hat unstreitig seinen Namen von der Burg entlehnt. Ihre dichte Nachbarschaft ist ihm aber gewiß auch noch in anderer Rücksicht, als blos wegen der Gefahr, einmal vom Felsen zermalmt zu werden, nachtheilig. Schon bei ein paar entstandenen Feuersbrünsten vermehrte der nahe Berg durch das Zurückschlagen der Hitze die Gluth, und war mitwirkende Ursache von dem fast gänzlichen Untergange des Orts. Um so sonderbarer, jedoch dem Geiste des gemeinen Mannes angemessen, ist es, daß die Verunglückten sich genau wieder auf der alten Stelle anbauten.

* * *

Genommen, jedoch verkürzt, aus den historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner, Prag 1798, worin sich auch zwei Abbildungen des Habichtsteins von F. K. Wolf befinden. Unverkürzt sind diese Nachrichten von da auch übergegangen in den

4ten Band der Burgvesten und Ritterschlösser der österreichischen Monarchie, Brünn 1819. 8. S. 114—123. und in den 3ten Band der Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des östreichischen Kaiserthums von F. Sartori, Wien 1809. 8. S. 56—69.

35.

Falkenstein

am Harz,

im preuß. Regierungsbezirk Merseburg.

Traurig hallet der Schritt in der verödeten Burg,
Spinnegewebe umhüllet die schlank aufstrebende Säule,
Und am zierlichen Knauf bauet die Schwalbe sich an.

A. Schreiber.

35.

Falkenstein
am Harz.

Nicht fern von dem Ausflusse der Selke aus dem schönen romantischen Thale, das sie vom Bernburgschen Städtchen Güntersberge bis zum preußischen, der Asseburgschen Familie gehörenden Dorfe Meißdorf in tausend kleinen Krümmungen durchfließt, erhebt sich auf einem ihrer letzten und höchsten Berge, bald am Ausgange des Thales, das alte ehrwürdige Schloß Falkenstein, seit Jahrhunderten trotzend der Zeit und ihrer alles wandelnden Macht, ein ernstes Bild seiner Urbewohner und ihres eisernen Sinnes. So fest und unerschüttert wie seine Basis — ein hoher waldbewachsener, gegen Norden schroffer Berg — seit Jahrhunderten in das Thal der Selke hinabblickt, so stolz und fest schauen der alten Veste Erker und Thürme aus der deutschen kräftigen Vorzeit, die sie entstehen sah, in unser, der großen herrlichen Vorfahren würdiges Zeitalter herüber.

Schon im Jahre 1118 wird der Burg Falkenstein als eines kaiserlichen Schlosses gedacht, das Herzog Lothar von Sachsen, in einer Fehde mit Kaiser Heinrich V, nebst der Burg Wallhausen zerstörte. Man kann mithin ihre Erbauung in die Mitte des 11ten, oder an das Ende des 10ten Jahrhunderts setzen. Von wem aber diese ausgeführt, ist ungewiß. Gewöhnlich hält man die Besitzer der nicht weit davon gelegenen Veste Konradsburg dafür, welche, um diese in ein Benediktinerkloster zu verwandeln, sie verließen, eine andere Veste sich hier erbauten, sie Falkenstein und nach ihr auch sich so nannten. Mit dem Grafenamte bekleidet findet man sie erst nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts in Urkunden aufgeführt. Es waren zu ihrer Zeit mächtige und angesehene Herren diese Falkensteins, und ihre Besitzungen, die sich in der umliegenden Gegend weit ausbreiteten, und wozu unter andern das nahe gelegene Städtchen Ermsleben, und nach einigen Angaben sogar die Stadt Hettstädt gehörte, bildeten die bedeutende Grafschaft Falkenstein. Auch nahmen sie nach damaliger Sitte an den Fehden ihrer Nachbarn thätigen und kräftigen Antheil, und in der Geschichte Halberstadts, Blankenburgs und Quedlinburgs wird ihres Geschlechts oft gedacht. Ueber das Stift Quedlinburg hatten sie längere Zeit hindurch die Erbschutzgerechtigkeit, welche sie hernach kaufweise an die Grafen von Blankenburg abtraten. Auch waren einige Gräfinnen von Falkenstein Aebtissinnen von Quedlinburg. Im Wappen führten sie drei Falken, und schrieben sich mit dem V (Valkenstein), wodurch sie sich

von andern Grafen von Falkenstein unterschieden, deren Geschlechter im Mittelalter in der Schweiz, in Baiern, in der Pfalz und in der Wetterau blühten, und mit dem F sich schrieben.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß die Grafen von Falkenstein mit unter die ältesten adeligen Familien in dieser Gegend gehörten; wie weit zurück in die Vorzeit sich indessen ihr Ursprung setzen läßt, und ob sie unter die eingebornen oder eingewanderten Familien gehörten, das mögte zu weit in die Untiefen der Genealogie führen, und am Ende würden doch nur schwankende Hypothesen das Resultat schwieriger Nachforschungen seyn. Einigen Nachrichten zu Folge sollen sich die Grafen von Falkenstein unter den zwölf Familien befunden haben, aus denen Karl der Große die Oberhäupter der Sachsen wählte, indeß ist diese Angabe nur Hypothese, wenigstens kommt der Name Falkenstein nicht früher als im 12ten Jahrhundert vor, und die Ungewißheit und Veränderlichkeit der Namen in jenen Zeiten, wo die Ritter so häufig nach ihren neu erbauten oder neu erbeuteten Vesten sich zu benennen anfingen, macht auch hier, wie in so vielen andern Fällen, eine genaue historische Untersuchung über den Grund oder Ungrund dieser Hypothese unendlich schwierig.

Wahrscheinlich besaßen die Grafen die Burg Falkenstein frei von aller Lehnsverbindung; denn die Gegend, wo sie ihre Veste gründeten, war wohl ein wüster waldiger Platz, dessen Besitz ihnen niemand streitig machte: und so waren sie in Hinsicht Falkensteins freie, unmittelbar unter

dem Kaiser stehende Dynasten. In Rücksicht ihrer übrigen Besitzungen fanden indeß wohl Lehnsverhältnisse Statt; denn so manche derselben waren mit der Advokatie der Oberschutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg, die, wie schon angeführt, mehrere aus dem Falkensteinschen Grafengeschlechte führten, verbunden, und daher unstreitig Quedlinburgisches Lehn; mit andern hatten die Grafen von Askanien sie beliehen, und selbst über Ermsleben behaupteten in späteren Zeiten die Fürsten von Anhalt, die Lehnshoheit ehedem besessen zu haben. Was man auch gegen diese Ansprüche der Fürsten von Anhalt anführen mag, so spricht doch immer der Umstand für sie, daß Ermsleben in ihren Gränzen lag, und sich nicht nachweisen läßt, auf welche Art die Grafen von Falkenstein zu dessen Besitze gelangt sind.

Lampert von Falkenstein, der um das Jahr 1144 gelebt, scheint der erste Graf von Falkenstein gewesen zu seyn; da man indessen seinen Namen in Urkunden nicht findet, so kann man wohl erst Burchard I, der von 1152 bis 1179 erwähnt wird, mit Zuverlässigkeit als das älteste Glied der Falkensteinschen Familie annehmen. Er wird in mehrern Urkunden als Zeuge genannt, ohne jedoch schon den Grafentitel zu führen; vielmehr steht er immer unter den nobilibus oder magnatibus terrae, scheint aber doch in bedeutendem Ansehen unter seinen Zeitgenossen gestanden zu haben, da er sich auf mehrern Versammlungen der Fürsten und Herren in Sachsen befand.

Sein

Sein Sohn, der ebenfalls Burchard hieß und bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts lebte, ist der erste, den man mit dem Grafentitel aufgeführt findet.

Otto von Falkenstein, der vom Jahr 1174 bis 1206 mehrmals erwähnt wird, war der erste, der mit der Abtei Quedlinburg in näherer Verbindung stand, und die Stelle eines Schirmvogts bekleidete; wie er indessen dieselbe erhielt, ob der Kaiser ihn damit belieh, oder ob die Aebtissin sie ihm übertrug, darüber mangeln Urkunden.

Der berühmteste seines Hauses, der durch seine Verdienste um die deutsche Gesetzkunde sich und seiner Familie eine gewisse Celebrität erworben hat, war Graf Hoyer von Falkenstein, der vom Anfange bis über die Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte, und in dieser Zeit häufig in Urkunden genannt wird. Wahrscheinlich besaß er, nach seiner nicht unbedeutenden Macht zu urtheilen, die sämmtlichen Falkensteinschen Güter, und außer diesen Familiengütern noch mehrere Lehnsgüter theils von dem Grafen Heinrich I von Askanien, erstem Fürsten zu Anhalt, wie das Dorf Lozeck und mehrere Häuser aus der Stadt Coswig, theils von der Abtei Quedlinburg. Seine Verhältnisse zu der damaligen Aebtissin Sophie, der Tochter Friedrichs I von Brena, dem jüngsten Sohne Markgraf Konrads des Großen von Meißen, deren unruhigen Geist ihre ganze Regierungsgeschichte hinlänglich dokumentirt, waren nicht die friedlichsten, und in diesen, so wie in den mancherlei Verdrießlichkeiten, die ihm die nachfolgenden

Aebtissinnen verursachten, muß man wohl den Grund suchen, daß Graf Hoyer in die Pläne der Aebtissinnen einging, und der Schirmgerechtigkeit über die Abtei gegen Bezahlung einer für damalige Zeit sehr bedeutenden Summe entsagte. Den größten Theil der Schirmgerechtigkeit über die Abteigüter außerhalb der Stadt erhielt nun Graf Siegfried von Blankenburg im Jahr 1237 von der Aebtissin Gertrud zur Lehn, nachdem er sie dem Grafen Hoyer abgekauft hatte.

Um diese Zeit war es, wo die Grundsätze des römischen Rechts auf den italienischen Rechtsschulen, und besonders zu Bologna, gelehrt, von den dort studirenden deutschen Jünglingen gehört, und bei ihrer Rückkehr nach Deutschland in die Gerichtshöfe nach und nach eingeführt, die deutschen Gesetze, Rechte und Gewohnheiten zu verdrängen anfingen. Indeß fehlte noch viel, daß sie allgemeinen Beifall in Deutschland gefunden hätten; die deutsche Verfassung verstattete einmal nicht immer die Anwendung dieser fremden, so viele vaterländische Rechtsinstitute nicht kennenden Gesetze, und dann war es in jenen Zeiten, wo die deutsche Nation ein großes freies, selbstständiges, mit fremden Anmaßungen unbekanntes Volk war, keine leichte Sache, ausländische, dem vaterländischen Boden fremde Gesetze und Gewohnheiten an die Stelle alter in die Verfassung und die Nationalität verwebter Rechte zu setzen.

Besonders mußte dem Adel, der bisher, so zu sagen, das Recht der Autonomie hatte, die Einführung fremder,

seine Vorrechte schmälernden Gesetze höchst anmaßend dünken, und er die Nothwendigkeit, die deutschen Rechte und Gewohnheiten einzelner Länder, als Schutzwehr gegen das Einschleichen des fremden Rechts, schriftlich zu sammeln, sehr bestimmt fühlen. So entstand die erste Sammlung der Art, unter der Leitung des Grafen Hoyer von Falkenstein, der Sachsenspiegel, eine Sammlung der sächsischen Rechte und Gewohnheiten, veranstaltet von Epko von Repko, damals Besitzer von Alt-Jeßnitz an der Mulde. Was frühere Schriftsteller von dem Verhältnisse des Grafen Hoyer zu dem Verfasser des Sachsenspiegels erzählt, und spätere ihnen nacherzählt haben, als sey Letzterer Geheimerrath oder Vasall des Erstern gewesen — beruht lediglich auf Hypothesen, denen es an haltbarem historischen Fundamente fehlt. Die Verhältnisse zwischen diesen beiden Männern mögen indeß gewesen seyn welche sie wollen, mag bloße gegenseitige Freundschaft, oder gleiches Interesse für die altdeutsche Gesetzkunde, oder beides zugleich sie zusammengeführt haben, so bleibt es immer unbezweifelt, daß Graf Hoyer großen Antheil an der deutschen Abfassung des Sachsenspiegels gehabt habe. Dies bezeugen zu deutlich die, einigen Ausgaben desselben vorgedruckten Verse:

Nun danket allgemein,
Dem Herrn von Falkenstein,
Der Graf Hoyer ist genannt,
Daß in deutscher Sprache ist gewandt,
Dieses Buch durch seine Beth (Bitte)
Ecko von Rebkau es thät.

Diese Verse sagen mit zu großer Bestimmtheit, daß der Anfangs von Epko von Repko in lateinischer Sprache verfaßte Sachsenspiegel auf Veranlassung und auf die Bitte des Grafen Hoyer von Falkenstein ins Deutsche übersetzt sey, als daß man auch bei dem Mangel bestimmter historischer Daten über das Verhältniß des Grafen Hoyer zu Epko von Repko, und über seinen Antheil an dem von Letzterm verfaßten Sachsenspiegel, an dieser Thatsache zweifeln könnte. Wir wollen ihn also als Deutsche gern als den Mann ehren, der um die Sammlung unserer vaterländischen Gesetze und um die deutsche Sprache sich ein großes, bleibendes Verdienst erwarb, und sind gleich erstere jetzt nur Antiquitäten, so ist ja leider! in unsern Zeiten so Vieles Antiquität geworden, daß dies sein Verdienst nicht schmälern kann.

Man sagt, das Original des Sachsenspiegels habe bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts auf dem Falkenstein gelegen, wo es in die königliche Bibliothek zu Berlin abgefordert worden sey. Quedlinburg behauptet indessen auch, es besitze das Original in seiner Rathhaus-Bibliothek.

Im 14ten Jahrhunderte war Graf Burchard oder Bosse, wahrscheinlich ein Enkel des Grafen Hoyer, der Einzige seines Geschlechts. Alt und ohne Aussicht auf Leibeserben, handelte er im Geiste seines Zeitalters, und vermachte zum Heile seiner Seele die Grafschaft Falkenstein an das Domstift in Halberstadt im Jahre 1332. Einige Jahre später erlosch mit ihm das Geschlecht der Grafen von Falkenstein am Unterharz.

Die geistlichen Herren in Halberstadt machten nun ein Tafelgut aus dieser so wohlfeil acquirirten Besitzung; allein ihre schweren geistlichen Arbeiten mogten bei ihnen einen so starken weltlichen Appetit erregen, daß ihre zu reichlich besetzte Tafel die theilweise Verpfändung der Grafschaft nach sich zog. So geschah es, daß eine Familie von Burgesdorf einen Theil davon bekam, und die Brüder Bernhard und Busso von der Asseburg das Amt Falkenstein mit fünf Dörfern für 630 Mark Silber im Jahre 1386 wiederkäuflich erhielten, 1449 aber mit Consens des Kapitels förmlich damit beliehen wurden. Seit dieser Zeit ist diese Familie, — deren Stammburg die Asse bei Wolfenbüttel war, von der sie von den braunschweigischen Fürsten vertrieben wurde, — in ununterbrochenem Besitze desselben geblieben, und bewohnte bis 1761 das Schloß.

Im 30jährigen Kriege war dieses noch so fest, daß sowohl das kaiserliche als schwedische Heer es besetzen wollten. Von den Feldherren beider Heere wurden deshalb Unterhandlungen gepflogen, und Tilly sandte sogar einen Officier, Namens Lucately, an Busso von der Asseburg, mit einem Beglaubigungsschreiben versehen, das noch jetzt auf dem Schlosse im Familienarchiv verwahrt wird. Busso ließ sich indeß in keine Unterhandlungen ein, behauptete vielmehr mit Hülfe seiner, aus einem Lieutenant und 30 Mann bestehenden und von ihm besoldeten Garnison, mit gutem Erfolge eine Neutralität, wovon wir uns jetzt freilich keinen Begriff machen können. Vielleicht

rühren die noch sichtbaren, an ganz verschiedenen Orten eingemauerten steinernen Kugeln von dieser Zeit her.

Im siebenjährigen Kriege, und zwar zu der Zeit, wo die alliirte Armee unter Herzog Ferdinand von Braunschweig in Blankenburg stand, hatte man den Plan, den Falkenstein zu besetzen und zu befestigen. Da die Veste aber damals schon ziemlich baufällig war, und ihre Befestigung einen zu bedeutenden Aufwand erfordert haben würde, so wurde das Projekt aufgegeben.

Nicht lange nachher, im Jahre 1761, starb der Letzte von der Asseburg, Falkensteinscher Linie. Ihr succedirte die Meißdorfsche Linie in der Person des 1797 verstorbenen russischen Geheimenraths und Ministers von der Asseburg, welche bis dahin die in der Nähe gelegenen Dörfer Meißdorf und Wieserode besessen hatte. Der Successor blieb in Meißdorf wohnen, und das Schloß Falkenstein ward verlassen.

Mit diesem von der Asseburg starb die Meißdorfsche Linie auch aus, und ihr folgte die Neindorfer in der Person des Domherrn von der Asseburg in Neindorf bei Halberstadt. Als dieser ohne Leibeserben 1816 starb, kam bei der Theilung unter den nächsten Lehnsrittern, Falkenstein nebst fünf Dörfern an den preußischen Rittmeister Ludwig Freiherrn von der Asseburg, welcher im Jahre 1834 dieser Besitzung die Eigenschaft eines Majorats beilegen ließ.

Die Burg Falkenstein, zu welcher aus dem Selkethal herauf ein Fahrweg und Fußpfad führen, überrascht

um so mehr in der Nähe durch ihren imposanten Anblick, da man während des Steigens den ganzen Weg, vom Fuße des Berges an bis zu seiner Spitze, wegen der vorliegenden waldigen Anhöhen ihren Anblick nur ein Mal bei einem für den Wanderer angebrachten Ruhepunkt und dann nicht wieder hat.

Der Felsen, auf dem die Veste ruht, macht gegen Nordost einen Vorsprung, von dem man die entzückendste Aussicht in das herrliche Selkethal und auf die gegenüber liegenden Selkenberge genießt, unter denen die sogenannte Selkensicht, — ein kleines Häuschen, der Ansicht des Falkensteins gewidmet — einer besondern Erwähnung verdient. Auf der Süd- und Westseite zieht sich ein tiefes wildes Seitenthal um die Burg, und hohe vorliegende Bergmassen verhindern jede weitere Aussicht. Hier an diesem einsamen Abhange, aus dessen tiefem Thale nur der Wiederhall der fällenden Axt, oder das Geläute der weidenden Heerden zu unserm Ohr heraufdringt, wo nichts das im Anschauen und in Erinnerung versenkte Gemüth zu den kleinlichen Alltagssorgen und Empfindungen herniederzieht, hinter uns die alten festen Mauern der grauen Burg, die ehrwürdigen Ruinen einer großen energischen Vorzeit — welche Masse von Gefühlen und Erinnerungen muß da nicht den sinnigen Wanderer ergreifen? Wo kann sich der deutsche Muth mehr erheben, mehr aufrichten, als an diesen hohen, selbst in ihrem Dahinsinken noch stolzen und kräftigen Vesten seiner Ahnherren? Sind es gleich nur öde Ruinen, die schon hier

und da Gras oder Gesträuch bedeckt, so ist dies alte Gemäuer doch voll von Scenen einer großen Vorzeit, und ich kenne nichts, was eine solche Fülle von Empfindungen, ein solches Gemisch von wehmüthig süßen Gefühlen zu erzeugen vermögte, als dies einsame Herumirren auf dem Grabe der Zeit, auf dem Gebiete der Erinnerung, das einzige empfindende Wesen unter lauter Schatten der Vorwelt.

Eine hohe Mauer, die hier und da Spuren der Verwitterung an sich trägt, jedoch übrigens noch mehrentheils gut erhalten ist, bildet die äußerste Umgebung der Burg. Nur auf der einen Seite nach Norden zu, nicht weit vom Eingange, ist ein Stück derselben eingefallen, und auch auf der andern Seite, südlich vom Eingange, findet man nur noch Reste einer Mauer, oder darauf gestandener Gebäude, namentlich des Gewächshauses oder der Schmiede, die jedoch wahrscheinlich erst aus neueren Zeiten herrühren. In dieser äußern Mauer befindet sich der Eingang *), dem zur rechten Seite der Burgwächter wohnt, welcher auf Verlangen das Innere der hier auf Felsengrunde vor dem Wanderer emporsteigenden Burg zeigt. Von hier führt ein Thor auf einen Vorhof, von welchem man auf einer im Freien befindlichen Treppe von ungefähr vierzig gemauerten Stufen durch eine sehr kleine, kaum Einem Menschen Platz bietende Thür in die Küche, und durch diese hindurch in den innern Burghof gelangt. Wahr-

*) Siehe das Titelkupfer.

scheinlich war dieser Eingang, dessen sich die Fußgänger bedienten, deshalb so eng angelegt, um bei feindlichen Ueberfällen ihn desto leichter vertheidigen zu können. Die Einfahrt zur Burg geht links neben jener steinernen Treppe durch einen engen schmalen Vorhof oder Zwinger, zwischen der äußern hohen Mauer und dem auf einem Felsen liegenden Gebäude, das aus zwei unregelmäßigen Fensterreihen und zwei Giebeln besteht, und das seit den achtziger Jahren durch Abbrechung einiger Erker große Veränderung erlitten hat. Unter diesem Thore sieht man noch jetzt links des Eingangs ein ehemaliges Gefängniß, und gleich neben demselben erhob sich sonst ein herrschaftliches Gebäude, das jetzt in Trümmern liegt. An dieses Thor schließt sich ein freier Platz zwischen der äußern und innern Burgmauer an, auf welchem die Pferdeställe und das Brauhaus standen, und der jetzt mit Gras und Fliedersträuchen bedeckt ist. Von diesem Hofe führt ein kleines Thor (das für Wagen zu klein ist, daher wahrscheinlich nicht weiter als bis hierher gefahren werden konnte) auf einen andern Hof, auf dem man noch die verfallenen Mauern des alten Amthauses zeigt. Von hier gelangt man durch ein fünftes Thor auf einen kleinen freien Platz, der ehedem der Viehhof gewesen seyn mag, und von welchem ein sechstes Thor links in die Kirche führt. Aus dieser kommt man endlich durch ein siebentes Thor in den innern Burghof, in welchen, wie vorhin erwähnt, für Fußgänger der Weg durch die Küche führt. Diese weitläufigen innern Umgebungen der Burg lassen uns auf ihren Umfang und ihre ehemalige

bedeutende Wichtigkeit schließen, so wie man von der andern Seite sich auch durch den Augenschein überzeugt, daß manches von den bereits wieder in Ruinen liegenden Gebäuden ein Werk späterer Zeit war, und nicht aus dem Zeitalter der ersten Entstehungsperiode der Burg herrühre — eine Vermuthung, die besonders durch die angebliche Bestimmung mancher Gebäude unterstützt wird.

Der innere Burghof bildet ein kleines ungleichseitiges, ringsum geschlossenes Viereck, auf dem sich ein Brunnen befindet, der noch jetzt die Burg mit Wasser versorgt. Ueber den Fenstern der Küche sieht man einen alten eingemauerten Stein mit dem Asseburgschen Familienwappen, dem liegenden Wolfe, und der Ueberschrift: Bernhard von der Aſseburg 1491. Gegen Mittag, Abend und Mitternacht umgeben den Hof mit Schiefer gedeckte und nicht ganz massive Gebäude, von denen zwei durch einen Treppenthurm, der im Jahre 1601 von August von der Asseburg erbauet wurde, verbunden sind. Gegen Nordost steht der, hoch über alle Gebäude hinwegragende, an zweihundert Fuß hohe Thurm, gedeckt von spitzer Haube. Eine Inschrift an seiner Mitte erzählt: daß „August von der Asseburg im Jahre 1592 ihn habe renoviren und zwölf Ellen höher mauern lassen.“ Die Folge von dieser Erhöhung und der dem Thurme dadurch aufgelegten Last, mag wohl die Ausbauchung seyn, welche in seiner Mitte zu bemerken ist, deren Fortschreiten in den neuesten Zeiten dadurch entgegen gearbeitet wurde, daß man den Thurm mit einem breiten eisernen Bande umgürtete, zu seiner

Haltbarkeit auch im Innern allerlei Vorrichtungen traf, Der Eingang ist, wie bei allen Burgenthürmen, nicht unten am Boden, sondern oben in seiner Mitte. Um dahin zu gelangen, steigt man in einem Treppenthurm bis auf den Boden des daran stoßenden Gebäudes, vor welchem ein, im Freien schwebender, Gang hinüberführt. Gleich beim Eintritt in den Thurm zeigt sich die Oeffnung, welche in den dunkeln Abgrund des untern Theils des Thurmes, in das Burgverließ führt. Ein Blick darauf genügt, um von Dank gegen die Vorsehung erfüllt zu seyn, daß wir auf einer Stufe der Civilisation stehen, welche das, in jenen Zeiten fast erlaubte, barbarische Behandeln des Nebenmenschen, jetzt als schweres Verbrechen bestraft. Auf sehr steilen Treppen geht es nun in die Spitze des Thurms, wo die letzten Bewohner des Falkensteins einen Aufenthalt zum Genusse der Umsicht sich eingerichtet hatten, wovon Fragmente von Malereien an den Wänden noch zeugen. Jetzt genießt man der Aussicht frei und unbeschränkt auf einem rings um den Thurm laufenden Gang, der vom jetzigen Besitzer erst mit sichernder Brustlehne versehen wurde. Hier breitet sich die ganze Herrlichkeit der Umgebungen des Falkensteins vor dem Auge des erfreuten Pilgers aus. Nach Norden hin schweift sein Blick über das Selkethal und dessen malerisch in einander geschobene Berge, mit ihren waldbekränzten Spitzen, die letzten Hügel des Harzes, hinaus in eine weite ungemessene Ferne, in die reizendste, fruchtbarste, mit Dörfern und Getreidefeldern bunt durchschos-

sene Ebene, und das Auge und das Gefühl schwelgt in dem Anschauen des großen schönen Gemäldes, über das der sanfte Charakter der friedlichen Ruhe so unwiderstehlich ausgegossen ist. Die Thürme von Aschersleben, Bernburg und eine Menge dazwischen liegender kleiner Städte und Dörfer zeigen sich deutlich, und bei heitern Tagen erblickt das Auge am fernen Horizont das sechs Meilen weit entfernte Magdeburg mit seinen vielen Thürmen.

Nach Nordwest zeigt sich der geschlängelte Lauf der Selke, und die schroff an ihrem Ufer aufsteigenden Selkenberge, von denen ein breiter Bergrücken fast quer durch das Thal sich vorschiebt. Ueber dieselben hinaus erscheinen im Nebel des Horizonts die Spitzen des Doms von Halberstadt, und in weiter Ferne erhebt sein stolzes Haupt Norddeutschlands höchster Berggipfel, der ehrwürdige Brocken. Weiter im Selkethale hinauf ragen über niedrige Hügel und Berge auch der Berg, welcher die Burg Anhalt trug, und die ihm nahe liegenden Bergkuppen hervor, und jenseits derselben scheint der Ramberg mit der Viktorshöhe sich an den Brocken anzuschließen. Gegen Süden begränzen die nahe liegenden Waldgebirge, welche die Burg auf dieser Seite umgeben, die Aussicht. Anziehender und zauberischer wird noch das große schöne Gemälde, zu mannigfaltig, um es in einen Blick zu fassen, in der matten Beleuchtung der sinkenden Sonne; denn gerade diese schwankenden matten Umrisse, diese dunkeln und immer mehr verdunkelnden Bergmassen sind es, die das Gefühl so unbeschreiblich anziehen und fesseln.

Die Wohngebäude des Schlosses sind in noch völlig bewohnbarem wenn auch nicht mehr in ihrem Ur-Zustande. Schon der im Jahre 1816 gestorbene Besitzer, der Domherr von der Asseburg, erwarb sich dadurch ein großes Verdienst um Falkenstein, daß er jährlich eine gewisse Summe zu seiner Erhaltung verwandte, und nicht nur die Besichtigung, auch die Benutzung der meisten Zimmer gestattete. Der sogenannte Rittersaal, der mit Bildnissen von Ahnherren der Familie geziert ist, diente daher gar oft schon zum Sammelplatz fröhlicher Zirkel aus der umliegenden Gegend, die sich hier zum Genuß der schönen Natur vereinigten; und da, wo vor Jahrhunderten mannhafte Ritter und ihre sittsamen Hausfrauen fest und ehrbar einherschritten, da berührten im leichten geflügelten Tanze junge Elegants und tanzlustige Schönen kaum den Boden.

Aber größer noch ist das Verdienst um die Erhaltung und innere Verschönerung des Falkensteins, das sich der jetzige Besitzer schon erwarb und immerfort noch erwirbt. An die Stelle leerer, dunkler Bodenräume mit kleinen Dachlugen, an die Stelle öder von jedem Schmucke entblößter Säle und Zimmer, von deren Alterthum nur der mürbe, bald ohne Gefahr nicht mehr zu betretende Fußboden zeugte, sind schöne, bewohnbare, im alterthümlichen Geschmack verzierte, mit werthvollen Kunstwerken aller Art geschmückte, wohnlich eingerichtete Gemächer getreten. Ihre Besichtigung gestattet der Eigenthümer sehr gern, und aus den Fenstern derselben hat man die herrlichsten

Blicke auf die romantische Umgebung, welche im phantastischen Zauberlichte erscheint, sieht man sie durch die hier und da angebrachten bunten Glasscheiben.

Die Burg hat auch noch ihre eigene Kapelle, die, zwar klein, für die Bewohnerzahl der Burg doch hinreichenden Raum darbot. Sie wurde immer erhalten, in neuester Zeit auch mit einer Orgel wieder versehen. Als Falkenstein noch bewohnt war, war der Prediger im Asseburgschen Amtsdorfe Pansfelde zugleich Kaplan auf Falkenstein. Auf einem der Gemälde an der Brüstung des Chors sieht man einen Hund, an dessen Halsbande die Jahreszahl 1598 steht. Viele halten dies für das Jahr der Erbauung der Kirche, richtiger mag wohl dadurch das Alter der Malerei angedeutet seyn.

Auch das Archiv der Asseburgschen Familie befindet sich, und gewiß sehr sicher, hier auf Falkenstein. Man verwahrt darin einen der Familie sehr werthvollen alten Becher von grün-gelbem Glase, der hier seinen Platz angewiesen erhielt, vor unberufenen Händen gesichert zu seyn; denn, einem Mährchen zufolge, ist seine Erhaltung für die Asseburgs von hoher Wichtigkeit. Man höre, warum.

Am Schlusse des 15ten Jahrhunderts lebte auf Falkenstein Asche von der Asseburg, und seine Hausfrau Anna, eine aus dem alten, längst erloschenen Geschlechte derer von Arnstein. Acht Söhne und zwei Töchter umgaben das glückliche Ehepaar, das, von damaliger Sitte ganz abweichend, sich eifrig der Bildung seiner Kinder annahm und sie selbst unterrichtete. Da geschah es nun

oft, daß, wenn in langen Winterabenden, beim Scheine der Lampe, am runden Tische Alle beisammen saßen, den aufmerkenden Kleinen Mährchen erzählt wurden zu ihrer großen Kurzweil. Als solches traf auch die Reihe jene seltsame Begebenheit, die sich in früheſter Zeit schon, als noch Grafen von Falkenstein Herren der Burg waren, auf derselben zugetragen, wo in der Nacht der Herrin kleine Männchen und Frauen erschienen waren und Letztere ihre Hülfe beim Eintritt der bevorstehenden Niederkunft ihr angeboten hatten, welche diese abgelehnt, aber reichlich mit kostbaren schimmernden Steinchen die Kleinen beschenkt, sie auch gebeten hatte, in den Tiefen des Felsens, auf welchem die Burg ruhe, stets ihren Wohnsitz zu behalten.

So oft nun dieser alten Sage gedacht ward, an deren Wahrheit der Burgherr mit vollem Glauben hing, so konnte Anna nicht umhin, mit lindem Scherz den Glaubigen zu necken, und wenn dessen Versuch sie zu bekehren nicht gelingen wollte, zu erklären, daß nur eine neue von ihr selbst erlebte Erscheinung jener kleinen Wesen ihr den Glauben an deren Daseyn geben könne.

Nur zu bald wurde Anna's Wunsch erfüllt, doch so, daß sie ihn gethan zu haben oft bereuete.

In tiefem Schlummer versenkt lag sie einst an der Seite ihres Mannes. Draußen tobte der Sturm, um die Zinnen der Burg peitschte der Regen prasselnd an die Fenster und pfiff heulend durch Fugen und Ritzen. Aber fest und ruhig schlief sie, hörte nichts von dem Unwetter, vom Krachen des Donners wie er wiederhallte im Ge-

birge, noch störte die brave Hausfrau das unablässige Leuchten der Blitze. Da schlug die Thurmuhr zwölf. Anna erwachte; ihr war als habe sie Jemand beim Namen gerufen. Sie horchte eine Weile hoch auf, aber um sie her war Alles ruhig, und ihr Mann schlief fest. Glaubend, ein Traumgebilde täusche sie, wollte Anna schon wieder die Augen zur Ruhe schließen, als in einer Ecke des Schlafzimmers unten am Boden eine Hellung entstand, die mehr und mehr zunahm und zuletzt das Zimmer mit blendendem Lichte erfüllte. Unverwandt starrte Anna verwundernd dahin: sie wußte nicht, ob sie wache, ob sie träume. Nicht Furcht war es, von der sie sich ergriffen fühlte, nur ein dumpfes Staunen über das, was ihr Auge erblickte, und dies ließ sie gar nicht daran denken, ihren Gatten zu wecken. Da trat aus der lichten Ecke ein kleines Männlein von der Höhe eines Fußes hervor, ihm folgte ein Zweites, ein Drittes, ein Viertes, ein Fünftes, und so fort bis es zwanzig waren. In einem Kreise zogen diese dreimal im Zimmer herum, dann trat das zuerst Eingetretene an das Lager der höchst erstaunten Frau, mit den Worten:

„Anna, komm, hilf meinem kreisenden Weibe; hilf „ihr, sonst stirbt sie."

Alle riefen: „Hilf, hilf!"

Annen klopfte hoch das Herz. Sie wußte nicht was sie thun solle. Da fragte das Männchen ängstlich und flehend und rang die kleinen Hände:

„Anna, willst Du kommen?"

Und

Und Anna antwortete zitternd: „Ja, ich komme."

Da drehte sich der ganze Kreis der Männleins, die kleinen Hüte schwenkend, freudig herum und schlüpften zur Oeffnung, durch die sie gekommen waren, zurück. Nur das erste derselben blieb und sprach:

„So folge mir, Anna."

Anna erhob sich, warf den Nachtmantel über und folgte dem Männchen durch die helle Oeffnung, welche sich im Augenblick groß genug für sie weitete. Durch einen langen, gerade laufenden, zuweilen durch Stufen tiefer führenden, hell erleuchteten Gang geleitete sie ihr Führer. Da kamen sie in ein großes Zimmer, wo rings um die andern Männchen standen und sich tief bückten als Anna durchging in ein zweites, gleich großes Zimmer, wo eben so viel Weibchen, alle weiß angethan, in einer Reihe standen und sich ehrerbietig verneigten. Nun ging es in ein drittes kleines Zimmer, hier lag die Kreisende, von klagenden Weibchens umgeben, die alle vor Anna niederfielen und die Händchen flehend erhoben. Die kluge, erfahrene Anna half, und noch war keine halbe Stunde verflossen, so hielt sie ein kleines fein gebildetes Knäbchen, einem Wachsbilde gleich, der glücklichen Mutter hin. Da tanzten alle Weibchen, man hörte eine leise, liebliche Musik, die Männchen kamen tanzend und springend mit den kleinen Frauen, wirbelten einige Male im Kreise herum und wieder zurück. Ganz allein blieb Anna mit der Wöchnerin, welche zu ihr sprach:

„Anna, Du hast mir geholfen, das Leben mir ge„rettet, dafür sey gedankt. Zum Andenken an mich, die „Du nie wiedersiehst, reiche ich Dir hier drei Becher. „Bewahre sie sorgfältig, denn wisse: von ihrer Dauer „hängt die Dauer des Stammes der Asseburge ab; zer„brechen sie, so bricht auch er und verdorrt. Sorge für „sie, wie für Dein Auge. Leb wohl!"

Sie reichte ihr die kleine Hand, und Anna ging mit den drei Bechern durch jene hell erleuchteten Zimmer, wo Niemand war, Niemand sie begleitete, zurück in ihr Schlafgemach. Hier weckte sie ihren Gatten, erzählte ihm das Geschehene, und nicht erfreut waren beide über das erhaltene Andenken, an dessen Daseyn so Wichtiges für ihr Haus geknüpft und womit ihnen eine Verpflichtung aufgebürdet war, die mit steter Angst und Verantwortlichkeit verknüpft blieb. Sie mußten sich jedoch fügen in den Willen der unbekannten Macht, und thaten es auch, aber Anna's Frohsinn und Heiterkeit waren dahin. Für ihren Unglauben an die uralte Sage fühlte sie sich durch die ihr auferlegte Bürde bestraft, und es nagte ihr im Innern, daß sie es verschuldet, die Fortdauer ihres Hauses an solch zerbrechliche Gefäße geknüpft zu sehen, worüber vielleicht Enkel und Urenkel mit Unwillen ihrer gedenken würden. So sehr nun auch der bekümmerte Gatte sie aufzurichten und, gegen seine Ueberzeugung, der unerklärlichen Erscheinung allen Werth und Wichtigkeit zu nehmen suchte, so war doch alle sein Mühen umsonst. Anna

verzehrte der Gram, und nach Jahresfrist trug man sie zur Gruft ihrer Ahnen.

Die drei Becher wurden sorgfältig verwahrt. Sie erbten fort und fort im Geschlechte der Asseburge durch zwei Jahrhunderte hindurch, denn fest hielt man den Glauben an ihre hohe Wichtigkeit und wachte mit ängstlicher Sorgfalt über ihre Erhaltung. Dennoch zertrümmerte einer davon. Es lebte nämlich in Wallhausen in Thüringens goldner Aue eine Wittwe Asseburg, bei welcher die Becher eben verwahrt wurden. Da traf es sich, daß zwei ihrer Söhne mit einem jungen Werther vom nahgelegenen Schlosse Beichlingen sie besuchten. Alle drei, muntere, lockere Gesellen, trieben sie manch lustige Kurzweil bei der Mutter. Eines Tages saßen sie beim fröhlichen Mahle und zechten mit vielen Freunden aus der Umgegend. Das Gespräch kam auch auf die drei Becher, und Burkhard von der Asseburg erzählte seinen Gästen die Geschichte derselben. Kaum hatte er geendigt, so rief Hans von Heringen aus Uftrungen aus:

„Possen! wer will an solche Mährlein glauben? das „ist ja Ammengespräch!"

„Ja wohl", fiel Heinrich von Rüxleben aus Auleben ein, „nichts als Ammenmährchen, die hübsch klingen und „nichts bedeuten."

„Wo werden die Becher jetzt verwahrt?" sagte der junge Eberstein aus Gehofen.

„Hier im Hause der Mutter", erwiederte einer der Brüder Asseburg.

„Wie, hier im Hause!" riefen Viele zugleich. „O laß „sie uns sehen, Asseburg!"

„Das wird schwerlich geschehen können, die Mutter „zeigt sie Niemand, selbst uns nicht", erwiederte dieser.

„Die Mutter muß sie zeigen, wir bitten sie so lange „bis sie es thut", schrieen Alle, und stürmten hinab ins Zimmer, wo die Mutter beim Spinnrocken saß und neben ihr aufgeschlagen ein Gebetbuch lag. Wild bittend und drohend und schmeichelnd, bestürmten sie die alte Dame, zu öffnen den Schrein und ihnen die Becher des Hauses zu zeigen. Aber rund ab schlug sie es den vom Weine nur so belebten Jünglingen, in deren Händen sie das Geräth gefährdet sah. Doch nicht ab ließ die brausende Jugend mit Bitten und Quälen. Nur sehen, nur aus der Ferne sehen wollten sie die Becher, nicht sie berühren, noch betasten. Dabei liebkos'ten sie das Mütterchen so eindringlich und unablässig, daß diese, wollte sie dem lästigen Bitten ein Ende sehen, nachgab und in das Oeffnen des Schreins willigte, doch unter der Bedingung, wenn sie Alle zwei Schritte davon entfernt ruhig stehen blieben. Versprochen war dies leicht, gehalten aber nicht. Denn kaum war der Schrein geöffnet, so stürzten die Jünglinge hinzu, und im Hui waren die kostbaren Gläser in Aller Händen. Die Mutter schrie laut auf, bat und flehte, rief nach Hülfe; aber wer konnte den Ruf hören bei dem tobenden Jauchzen und Getümmel, das sich noch steigerte, als einer der lustigen Gesellen rief: „Trinken „müssen wir aus den Bechern aufs Wohl der Asse-

„burge!" und Alle nachschrieen: „Ja, ja das müssen wir!" und nun fort und hinauf stürmten zu den Flaschen. Gefüllt wurden die Becher und kreis'ten unter Sang und Klang. Hoch ließ man zuerst leben die Asseburge, dann traf das Hoch der Reihe nach die Familien der Anwesenden, die Rüxleben, die Eberstein, die Heringen, die Stolberge, die Werther u. s. f., und immer lebendiger und lärmender wurde das vom Geist des Weins begeisterte Corps, während unten des Mütterchens Angst und Bangigkeit mit dem Lärm stiegen.

Längst war es Nacht und des Mondes Sichel neigte sich schon hinterm Kyffhäuser zu schwinden, da trat Hans von Arnstadt auf und sprach:

„Freunde! mein Weg ist der weiteste, ich muß fort. „Zum Beschluß laßt uns nochmals auf der Asseburge „Wohl trinken!"

„Ja, das wollen wir!" riefen Alle.

Die Becher wurden gefüllt. Man stellte sich in die Runde, und Hans von Arnstadt rief: „Auf das Wohl „des Stammes der Asseburge, der Zweige treiben möge „bis der Brocken sinkt, Hoch!"

„Hoch!" jauchzten Alle mit brausendem Jubel; die Becher erklangen, gingen von Hand zu Hand, und erklangen immer wieder; die Freude kannte keine Grenzen mehr, keine Rücksicht. Immer feuriger erklangen die Hochs! und der Becher Klang. Da taumelten zwei der Jünglinge her und schrieen: „Nun noch einmal auf der „Asseburge Wohl, und dann genug!"

Hans von Heringen, Heinrich von Rüxleben und Gottfried von Eberstein erfaßten die wohlgefüllten Becher, schwenkten sie hoch mit den Worten: „Fort lebe das Haus „Asseburg!" stießen kräftig zusammen, und — ach! einer der Becher lag zertrümmert zu ihren Füßen. — Stille große Pause. — Erblaßt, verlegen standen Alle; keiner wagte zu reden. Endlich sprach Heringen: „Es ist mir „zwar ärgerlich, daß durch meine Hand der Schaden „geschehen ist, von Bedeutung ist er aber nicht, denn „das Mährchen werdet ihr doch nicht glauben, was die „Kindermuhmen von den Bechern erzählen! Das sind „Possen!"

Keiner antwortete. Endlich sagte einer der Asseburge ernsten Tons: „Auch für mich hatten diese Becher den „Werth nicht, den ihnen die Sage beilegt, aber in Hin„sicht meiner guten Mutter ist mir der Verlust sehr schmerz„lich. Mit festem Glauben hängt sie an der ihnen bei„gelegten Wirkung, tief erschüttern wird sie daher der Ver„lust, und, warlich, mir bangt vor ihrem Leben."

Er verließ mit dem Bruder das Zimmer, und die Andern schlichen leise hinab in den Hof und eilten davon.

Nicht grundlos war die Besorgniß, daß der Verlust des Bechers die Mutter heftig erschüttern werde. Sie erkrankte augenblicklich, und erst nach acht Tagen konnten sie die Söhne mit der Ueberzeugung der Wiederherstellung verlassen. Eine Jammerscene war die Trennung. Der Mutter war es, als sähe sie die Söhne nie wieder, als werde an ihnen das Schicksal den Leichtsinn der Jugend

rächen. Und so geschah es; kaum eine Stunde von Wallhausen entfernt, wurden ihre Rosse durch einen auffliegenden Storch scheu, ergriffen die Flucht, rennten, trotz Zügel und Zaum, Berg auf, Berg ab, und stürzten endlich sammt dem Wagen in einen Abgrund, der das Grab der Brüder Asseburg war.

So weit die Sage von den Schicksalsbechern der Asseburgschen Familie, welche seit vielen Jahren schon — wohl scherzweise nur — zwei Becher verwahrt und als die von den kleinen Menschen erhaltenen vorzeigt, um sie Zweiflern an der Wahrheit des Mährchens, als schlagende Beweise dafür, entgegen zu halten. Der eine befindet sich auf Hindenburg in Westphalen, der andere hier auf Falkenstein, dessen Besitzer ihn vor einigen Jahren erst erwarb, um auch ein Andenken an ein weit bekanntes Mährchen zu besitzen.

An diese Sage von den Bechern reihe sich hier passend eine zweite von der in der Nähe der Burg liegenden wunderbaren Tidianshöhle an.

Steigt der Wanderer vom Falkenstein hinab in das Thal der Selke, so gähnt ihn am Fuße eines hohen Berges die Oeffnung einer Höhle an, die wohl einen, im tiefen Hintergrunde der Zeit liegenden Versuch auf Erzförderung bekundet, wovon jedoch die Sage nichts wissen will. Sie erzählt: diese Höhle, die früher tief in das Innere des Berges eindringen ließ, sey eine Goldgrube gewesen; eine kolossale Statue von gediegenem, unlegirtem Golde habe darin gestanden, die nach und nach durch

Abschlagen großer Stücken weggetragen worden. Umher habe Goldsand in Haufen gelegen und Jeder nach Belieben davon nehmen können; daß aber plötzlich die Höhle im Innern sich verschlossen, nur der Vorhof derselben offen geblieben sey, den späterhin sogenannte schatzgrabende Venetianer um und um gewühlt, den alten Goldsand wieder zu finden, ihn aber nicht gefunden. Daß die Höhle sich geschlossen, sey die Folge einer grausamen That, die einer der Falkensteiner Grafen begangen.

Es lebte nämlich zu Anfang des 13ten Jahrhunderts Graf Hermann. Der hatte einen Hirten in seinem Dienst, Mathias genannt, einen ehrlichen treuen Mann, von klein auf ein Mitbewohner der Burg und dadurch zum Haus-Inventarium gehörig. Dieser weidete einst die Kühe unten im Thale auf einer Wiese nahe an der Tidianshöhle. Hingestreckt lag er im Schatten einer Eiche und rund um ihn das schöne Harzvieh, denn es war Mittag und die Sonne schien drückend. Da tönte oben auf Falkenstein das Kirchenglöcklein zur Feier des Tags des heiligen Johannis. Mathias erhob sich bei diesem Rufe zur Andacht, sank auf die Knie und betete zu Gott ein andachtvolles Vater unser. Als er geendigt, das Haupt wieder bedeckt hatte, schlug eben die Uhr auf der Burg zwölf, und vor sich in kurzer Entfernung gewahrt er auf der Wiese eine Blume von solcher glänzenden Farbenpracht, als er noch nie eine gesehen, und die er wenige Minuten zuvor hier nicht gewahrt hatte. Er pflückte und befestigte sie auf seinen Hut, nicht ahnend, daß es die wunderwir-

kende Blume sey, die jährlich nur ein Mal, am Tage des heiligen Johannis, Mittags um zwölf Uhr, sich entfaltet und den guten Menschen, der sie in diesem Moment an sich bringt, beglückt. Mathias wollte zu seiner Ruhestelle unterm Laubdach zurückkehren, da sah er vor sich an der Felsenwand des Thales die Oeffnung einer Höhle. Er stutzte, sah sich überall um, ob er sich noch auf der vorigen Stelle im Thale befinde, fand rings die alten bekannten Bäume, Felsen, Sträucher, Höhen und Plätze. Bis auf diese Höhlenöffnung war Alles wie immer. „Sonderbar!" murmelte er vor sich hin, und schauete immer hin nach der Höhle, meinend, es sey eine Täuschung seiner Augen. Die war es aber nicht. Die Höhlenöffnung blieb wie sie sich gezeigt hatte, unverändert. Langsam näherte er sich ihr nun, doch nicht ohne einige Bangigkeit, was er in der Höhle erblicken werde. Jetzt stand er davor und fühlte das sanfte Ausströmen einer erquickenden Frische, sah weit hinein, vom Tageslicht erhellt, die Bildung der Höhle und wie ihr Fußboden mit flimmerndem Sande bedeckt war. Aber hinein zu treten wagte er nicht, denn des Gedankens konnte er sich nicht erwehren, daß, wie die Höhle so wunderbar sich geöffnet, so könne sie sich auch eben so wunderbar verschließen. Die Neugierde überwand jedoch die Furcht, als ein Sonnenstrahl auf den flimmernden Sand fiel und diesen wie flüssiges Gold erscheinen ließ. „Ach! wie viel Gold liegt da!" rief Mathias aus, und schritt hurtig vorwärts, ergriff eine Hand voll Sand, sprang aber gleich wieder ins Freie.

Von der Sonne beschienen glänzte der Sand wunderschön in seiner Rechten. Prüfend wog er ihn, von allen Seiten betrachtend, dann rief er aus: „Ja, das ist Gold, „das muß Goldsand seyn, sonst wäre er ja nicht so schwer! „Damit fülle ich mir den Ranzen, trage ihn nach Magdeburg zu meinem Vetter dem Goldschmied, und nehme „dafür ein hübsches Stück Geld mit zurück. Davon kaufe „ich meiner Marthe, wenn sie den Jürgen freiet, ein „Haus in Meisdorf, putze es hübsch auf, kann ihr auch „noch eine Kuh mitgeben und ein Rind und eine Stiege „Leinwand; ach, wie wird sie sich da freuen, wenn sie „das Alles sieht, und wenns Jürge sieht, wie wird der „sich freuen!"

Thränen drängte dies Phantasiebild aus den Augen des schon überglücklichen Mathias. Ohne alle Furcht ging er in die Höhle, füllte den Ranzen mit dem flimmernden Sande, trieb die Heerde früher heim als gewöhnlich, und früh am andern Morgen war er vor Sonnen-Aufgang auf dem Wege nach Magdeburg.

„J Vetter", rief der Goldschmied dem eintretenden Mathias entgegen, „was führt Euch denn hierher zu „mir, das muß doch ganz was Absonderliches seyn?"

„Ja, das ists auch, Vetter. Seht, ich bringe Euch „da Goldsand, den sollt Ihr mir abkaufen, ein gutes „Stück Geld dafür geben, was er werth ist."

„Goldsand?" fragte Jener, „ei laßt doch schauen."

Mathias leerte den Ranzen in eine Mulde, und des Goldschmieds Augen wurden immer größer und funkelnder,

je mehr des Sandes dahinein floß. Er hielt jedoch seine Freude noch zurück, betrachtete mit anscheinend gleichgültiger Miene den Sand, ließ ihn nachlässig durch die Hand laufen, während Mathias, freudig und gespannt auf das Urtheil des Vetters, diesem ins Gesicht blickte.

„Es ist möglich", sprach endlich und nach langem Besinnen der Vetter, „es ist möglich, daß es Goldsand „ist; es scheint fast so."

„Nein", fiel Mathias etwas ärgerlich ein, „es scheint „nicht, es ist Goldsand. Seyd Ihr aber ungewiß dar„über, so gehe ich und frage einen andern Goldschmied."

„Das braucht Ihr nicht", entgegnete schnell Jener, „was ein andrer versteht, verstehe ich auch. Ich will „ihn wiegen, und in der Voraussetznng, daß es Goldsand „sey, gut bezahlen. Ihr müßt mir aber versprechen, mehr „davon zu bringen, damit das Schmelzen desselben der „Mühe lohnt."

Mathias versprachs, strich das erhaltene Geld ein, kehrte freudig nach Falkenstein zurück. Doch nicht mißbrauchte er sein Glück, denn nur dann erst ging er wieder zur Goldgrube, den Ranzen zu füllen und nach Magdeburg zu tragen, wenn das erhaltene Geld verzehrt oder gut angelegt war. Und so setzte er ein ganzes Jahr lang, in den sichern Schleier des Geheimnisses gehüllt, seine einträglichen Gänge fort, und sammelte immer mehr zur Ausführung der Plane für Versorgung seiner Marthe.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, nach Magdeburg ritt, zu seiner bevorstehen-

den Vermählung mit seiner schönen Braut bei demselben Goldschmied, den sein Hirte so reichlich mit Golde versorgte, Ringe und anderes kostbares Geschmeide zu bestellen. Wie erstaunte dieser, als ihn der Goldschmied fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches haben wolle; denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Distrikt seit langer Zeit den Namen des Tidians führe. Auf seine Frage, was das für Gold sey, und woher er es erhalte, belehrte ihn der Goldschmied, daß das Tidianische Gold vom Harze komme, das schönste und reinste sey, was man bis jetzt kenne, und daß sein Vetter ihm von Zeit zu Zeit dergleichen bringe. Der Graf, durch diese Antwort noch neugieriger gemacht, sagte dem Goldschmied, daß er sich einige Tage in Magdeburg aufhalte, und daß, wenn in der Zeit der Goldlieferant kommen sollte, er es ihm sagen lassen mögte.

Nicht zwei Tage vergingen, so erschien Mathias wieder mit Goldsand. Der Graf wurde davon benachrichtigt und erschien sogleich. Wie erstaunte er beim Eintritt in die Werkstatt, in der Person des Goldmännchens seinen alten Hirten zu finden, und Mathias war nicht minder verwundert und eben nicht erfreut darüber, hier mit seinem Herrn zusammenzutreffen und sein so lange bewahrtes Geheimniß nun entdeckt zu sehen. Arglos erzählte er jedoch auf das Geheiß seines Herrn diesem sein glückliches Abenteuer, und erbot sich, ihn zu der wunderbaren Höhle des Tidians zu geleiten, sobald er zurückgekehrt seyn werde.

Nach zwei Tagen waren beide wieder auf Falkenstein, und der Graf hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich vom Mathias nach der Höhle führen zu lassen. Dieser trug noch immer die Wunderblume, deren geheime Kräfte er jedoch nicht kannte, auf seinem Hute. Durch diese geschah es daher, daß die Höhle sogleich für Beide geöffnet erschien. Sie traten ein. Der Graf erstaunte beim Anblick des unermeßlichen Reichthums an Goldsand, hob als Zeichen der höchsten Verwunderung stumm beide Arme empor, drückte den Hirten mit Inbrunst an sich und sprach: „O Mathias, wie glücklich machst du mich!" Und nun wurden die mitgebrachten Beutel gefüllt und auf die Burg geschafft. Täglich setzten sie diese Gänge nach der unversiegbaren Goldgrube fort, und so trieb es der Graf ein ganzes Jahr hindurch und immer in Begleitung des Mathias, der jedes Mal die kräftigsten Versicherungen ewigen Dankes und der Liebe seines Herrn erhielt. Doch je mehr sein Reichthum wuchs, desto mehr umgarnten ihn der schnöden Habsucht Netze. Unersättlich war seine Goldgier, peinigend für ihn Tag und Nacht der Gedanke, seine Schätze mit Jemandem theilen zu müssen, und der quälende Argwohn, daß sein Hirt das Geheimniß der Höhle ausplaudern und ihn so um diese unerschöpfliche Goldquelle bringen könne, verdrängte alles menschliche Gefühl aus seiner Brust und erzeugte den entsetzlichen Entschluß in ihm, seinen Wohlthäter blenden zu lassen. Alles ward zur Vollführung der schändlichen Operation vorbereitet. Der herbeigerufene arglos eintretende Hirte wurde gebunden,

niedergeworfen und — des Augenlichts beraubt. Da schrie der Unglückliche im höchsten Schmerz und Zorn:

„Verflucht seyst Du, verdammt, Du schändlicher Pei„niger, Du undankbares Scheusal, Du Ungeheuer! ver„flucht und vermaledeit Deine Seele, daß sie nie zu Gott „komme! Schließen wird sich die Höhle, die Dir Reich„thümer gab, schließen auf immer für Dich, und dann „nur wird sie für den Herrn dieser Burg sich wieder öff„nen, wenn drei derselben gebrechlich auf Falkenstein ge„lebt haben, ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder. „Fern, fern wird diese Zeit liegen, Jahrhunderte werden „verstreichen, ehe meine Worte in Erfüllung gehen; bis „dahin aber wird man Dich und Dein Andenken verflu„chen, der Du jenen nie versiegenden Schatz Deinen Nach„kommen verschlossest durch Deine teuflische Habgier, Du „undankbares Scheusal!"

In heftigster Gemüthsbewegung und von Körperschmerz gequält, stieß Mathias diese Worte aus, erhob sich dann vom Boden, richtete faltend die Hände gen Himmel, bat Gott, seinen Geist aufzunehmen, und sank leblos zurück.

Alle standen stumm und betäubt, verließen still das Gemach und erzählten den Burgbewohnern die grausame Begebenheit. Nur der Graf lachte höhnisch ob der thörichten Prophezeihung des vor ihm liegenden Todten, und eilte sogleich den Burgberg hinab zur Höhle. Doch, wie ward ihm, als er den tiefern Eingang in dieselbe mit Felsen fest verwachsen und vom Goldsand keine Spur mehr fand. Betäubt kehrte er zur Burg zurück, saß Tag und

Nacht in tiefem stumpfen Sinnen dahinbrütend. Nebel umdüsterten seinen Geist, bis er verstandlos zum Thier herabsank und so, nach wenigen Jahren, starb.

Noch zur Stunde ist die Oeffnung der Tidianshöhle sichtbar, tiefer aber einzudringen unmöglich; denn, obgleich ein lahmer und ein stummer Burgbesitzer gelebt haben, so fehlt es noch immer am dritten Gebrechlichen, dem Blinden, bis zu dessen Daseyn mithin an eine Wiedereröffnung der Goldhöhle nicht zu denken ist.

* * *

Außer der eigenen Ansicht und der von Mitgliedern der Asseburgschen Familie mitgetheilten Notizen, sind bei Bearbeitung dieses Aufsatzes benutzt worden: Versuch einer Geschichte des Grafen Hoyer von Falkenstein, von Richter, in Woltmann's Zeitschrift: Geschichte und Politik, befindlich; fünftes Stück, 1803. — v. Rohr's geographische und historische Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes. 1748. — Mittheilungen über die alte Burg Falkenstein, von Münchhof. 1835. 8.

Es giebt mehrere Abbildungen von der Burg Falkenstein, wovon hier die von Bläuler und die, 1815 erschienene von Burckhardt, als die vorzüglichern genannt werden. Vor den erwähnten Münchhofschen Mittheilungen befindet sich eine lithographirte. Die, welche den Titel dieses Bandes ziert, ist die Kopie eines größern Blattes von Klusemann.

und in diesen [illegible]
[illegible]
[illegible]
noch zur Einsicht in die Ordnung der [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

36.

Kyffhausen

im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, zwischen Nordhausen und Sangerhausen.

Seht ihr dort die Felsenspitze schimmern?
Seht! das war ein deutsches Ritterschloß.
Deutsche Kraft, erkoren zum Zermalmen,
Schlug, wie Wetterstrahl auf dürre Halmen,
Auf die abgelebte Römerschaar,
Die — nicht mehr der Stolz der Erde war.

Bouterweck.

36.

Kyffhausen.

In Thüringen giebt es ein schönes, weites und langes Thal, das die goldene Aue heißt. Die Fruchtbarkeit des Bodens gab ihm den Namen; denn hier prangen immer die Saaten mit dem reichsten Erntesegen, die eine milde Luft umweht, und aus den Betten der Helme und Unstrut, welche sie durchfließen, tritt jährlich die Fluth, befruchtend wie die des Nils, aus ihren Ufern, und düngt die Felder mit ihrem trüben Wasser. Bei der Stadt Nordhausen fängt diese Aue an und zieht sich hinab bis nach Sangerhausen, Artern und Sachsenburg. Mit kleinen Städten und Dörfern reichlich bebaut, mit üppigen, unabsehbaren Wiesen geschmückt, schützt sie auf der einen Seite die hohe Bergwand des Harzes gegen den kalten Nordwind, und auf der andern lagern sich minder hohe, mit Wald oder Fruchtäckern bedeckte Bergzüge um sie her.

Auf einem derselben, an der schönsten Stelle dieses gesegneten Landstrichs, welche das Kyffhäuser Gebirge gewöhnlich genannt wird, erblickt man, eine kleine Stunde

aus einander, die Ruinen der beiden Burgen Kyffhausen und Rotenburg. Beide bestieg ich einige Male, zuletzt im Sommer 1825, will daher auch beide, als nachbarliche Schwestern, die während ihrer Blüthezeit in nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen standen, hier neben einander auftreten lassen. Zuerst wollen wir Kyffhausen kennen lernen, dem wohl, als einer kaiserlichen Burg, der Rang vor der kleinen nur ritterlichen Rotenburg gebührt, die wir dann späterhin besuchen.

Ich bestieg den Berg, auf dem die Ruinen stehen, und der schon von einer bedeutenden Höhe ist *), von dem Dörfchen Tilleda aus. Auf der Hälfte des Weges sind vortreffliche Mühlensteinbrüche. Große Weitungen hat man in den Berg hineingearbeitet, und fördert jährlich eine bedeutende Anzahl Mühlensteine, die wegen ihrer besondern Brauchbarkeit weit verfahren werden. Vor etwa vierzig Jahren besuchte der Kurfürst Friedrich August, nachher erster König von Sachsen, die umliegende, ihm damals noch gehörige, Gegend. Da er geäußert, auch den Kyffhäuser zu sehen, so ward schnell der Weg hinauf in Stand gesetzt, den man jetzt freilich zu Wagen nicht mehr passiren kann, aber von ihm doch sanft ansteigend bis dicht an die Mauern der Veste geleitet wird. Von hier sind noch wenige Schritte bis zum höchsten Punkte des Berges, auf welchem ein viereckiger, gegen achtzig Fuß hoher

*) Charpentier giebt seine Höhe über Wittenberg zu 1307 Pariser Fuß an.

Thurm steht. In den Ecken sind seine Wände bis zur Hälfte herab geborsten und stehen überhängend, wie eine entfaltete Tulpe, auseinander. Ihm zu nahen scheut man sich, denn mit dem Erblicken der sich auswärts gebogenen Steinmassen verbindet sich unwillkührlich der Gedanke, daß eben jetzt sie niederstürzen mögten, da kaum zu begreifen ist, wie sie noch zusammenhalten. Wenn aber der Führer erzählt: daß des Thurmes Form seit hundert Jahren schon dieselbe war, naht man ihm voll Zuversicht und gewahrt, daß, — wahrscheinlich durch Schatzgräber, die im Innern zu finden glaubten, was sie nicht gefunden haben werden, Gold und Edles, — an seinem Fuße eine große Oeffnung durchgebrochen ist, welche beiläufig zeigt, daß die Stärke der Mauer dreizehn Fuß beträgt.

Schon innerhalb der Ringmauern lag dieser Thurm, war aber zu noch größerer Sicherheit mit einem zum Theil in Felsen gehauenen Graben und mit einer starken Mauer umgeben, wovon man noch Reste sieht. Sein Standpunkt war klüglich ausgedacht. Er beschützte und vertheidigte nicht nur den Aufgang, und also die schwächste Seite der Burg, er bestrich auch alle übrige weitläufige Gebäude, und auf seiner Höhe beherrschte man die ganze umliegende Gegend. Er war der festeste Punkt, und daher lag hier auch immer Besatzung. Man nannte ihn und seine Umgebung die Oberburg.

Hier hat man eine Umsicht, so schön, so lachend und entzückend, wie man beim Ersteigen der Höhe sie nicht erwartet. Unwiderstehlich reißt ihr Zauber dahin,

und erregt durch die Fülle von Schönheiten einen Andrang der Empfindungen, die unwillkührlich ausrufen lassen: „Ach! wie schön, wie schön!" — Trunknen Blickes schweift das Auge umher, weilt bald auf der Masse von Feldern, die in bunten Streifen um friedliche Dörfer sich herumwinden, bald in dem tiefen, mit dichten Waldungen bedeckten Thale am Fuße des Berges, bald auf den Wellenlinien des Harzgebirges, über welchen der Brocken sich erhebt, oder schwebt über große Flächen Landes hin, wo Dorf an Dorf in der gesegneten goldnen Aue sich ausbreiten und hohe Thürme die Lage vieler kleinen Städte bezeichnen. Doch, wessen Feder vermag mit Worten das Bild einer reizenden Landschaft dem Leser, der es nie sah, so vorzumalen, als stände er vor ihm!

Die bemerkenswerthesten Punkte, die man in diesem köstlichen Panorama erblickt, sind: in Osten, Sangerhausen und Artern; die goldne Aue breitet sich hier und nach Süden hin am weitesten aus. In Süden blickt der hohe Thurm der Sachsenburg herüber, und hinter ihm, in weiter nebeliger Ferne, schimmert der Ettersberg (bei Weimar, und das Thüringer Waldgebirge mit dem Inselsberge. In Westen ragt der Possenthurm bei Sondershausen über den Wald herüber; der Ohmberg auf dem Eichsfelde zeigt sich, so wie etwas näher, die Stadt Nordhausen mit ihrem hohen Thurme, und ganz nahe die Ruine der Rotenburg. In Norden hemmt der Harz den Blick; der Brocken, der Auerberg im Stolbergschen mit seinem Thurme in der Form eines ungeheuern eisernen

Kreuzes, und der Ramberg im Bernburgischen mit der Viktorshöhe, heben sich vorzüglich aus der langen Kette dieses Gebirges empor, zu dessen Füßen eine Menge von Dörfern und Oertern, wie auf einer großen Landkarte ausgebreitet, vor dem Blicke des Beschauers liegen. Hier übersieht man auch am besten die Masse der Ruinen von Kyffhausen; sieht, wie sie auf dem ganzen Berge umher zerstreut liegen, welch einen Umfang, welche Ausdehnung Kyffhausen hatte, und der Begriff von einer Herrschaft und Größe, die eines kaiserlichen Besitzers würdig ist, wird lebhaft rege.

Der einzige Eingang in die Burg war das noch stehende sogenannte Erfurter Thor. Dieser gewölbte Gang, der jetzt der einzige Zufluchtsort auf dieser Höhe wäre, wenn man vom Regen überrascht würde, hat daher seinen Namen, weil man auf seiner Wölbung die Domthürme in Erfurt erkennen kann. Diesem Thore gegenüber ist der Brunnen gewesen, der jetzt aber kaum noch dreißig bis vierzig Fuß Tiefe hat.

Weiterhin steht der Rest eines zweiten Thurms, bei welchem sonst ein Steinbruch war. Die Trümmer, welche hier herum liegen, sind die der eigentlichen Wohngebäude. Sie heißen die Unterburg. Die Ruine der Kirche ist etwas entfernt von der Burg, zwar immer noch auf demselben Bergrücken, aber einige hundert Fuß tiefer auf einem Absatz des Berges. Groß war dieses Gotteshaus nicht, aber desto fester verwahrt. Eine starke Mauer umgab es sammt dem Kirchhofe, und den Eingang dazu

deckte ein dicker runder Thurm. Die Menge von Spenden, welche dieser Kirche zuflossen, machten es freilich den Pfaffen nöthig, sie hinter solchen Bollwerken zu sichern, damit der Unglaube nicht wieder stehlen konnte, was der Aberglaube gebracht hatte. Ihre vier Wände stehen fast noch ganz. Der Fuß jenes runden Thurms ist auch noch sichtbar, so wie die alles umgebende Mauer und ein Thorgewölbe, das auf den mit vielen eingesunkenen Gräbern bezeichneten Kirchhof führt. Das Ganze ist eine wahrhaft schöne Ruine und ein romantisches ideenreiches Bild. Wen nun noch eine etwas rege schwärmende Phantasie zu begeistern, und vier Jahrhunderte zurückzusetzen vermag, wer im Geiste vor sich herum wandeln sieht die Tausende von Ablaß Holenden, wie sie gebeugt und gedrückt dem Tempel zuschleichen, ihre Sündenlast hier niederzulegen am Altar der Mutter Gottes, wie sie heraustreten, heitern Sinnes, neu gestärkt und rein von aller Schuld, wie dort auf dem Kirchhofe Leichenzüge, von dumpfem Glockengetön begleitet, hinwandeln, Traurige hinterher schwanken, Särge in die Grüfte gesenkt werden, und — plötzlich aus diesem Traume erwacht: den wird ein kalter Schauder überlaufen, wenn alles so still, öde und todt um ihn her ist, wenn er aus den Mauern des hohen Chors Ulmen hervortreiben, aus den eingesunkenen Gräbern wildes Gesträuch aufsprießen, und nichts sieht, dem nicht der Stempel der Vergänglichkeit und des Hinsterbens aufgedrückt wäre. Doch nur einen Blick bedarf es hinab in das fruchtbare Land, in die belebte lebendige Aue, und aufgerichtet

wird sein Geist sich emporschwingen in jene Zukunft, wo der Gedanke an Hinsterben und Untergehen uns nicht mehr ergreift.

In der frühern Geschichte Thüringens spielte die Burg Kyffhausen keine unbedeutende Rolle. Ursprünglich bestimmt zur Beschirmung des kaiserlichen Pallasts im nahe gelegenen Dorfe Tilleda, und zur Abwehrung der in der dortigen Gegend hausenden Sorber-Wenden, wurde sie in der Folge bald ein sicherer Aufenthalt lockerer Raubgesellen, bald ein Wohnplatz der Herrschaft und der Tyrannei über Thüringens Freiheitsvertheidiger, bald wieder für Thüringens Helden selbst eine starke Brustwehr gegen das Beginnen der Kaiser, ihr freies Vaterland zu unterjochen, und endlich eine reiche Fundgrube mönchischer Ablaßkrämerei. Bis in das vierzehnte Jahrhundert hatten die deutschen Könige und Kaiser keine eigentlichen Residenzen. Sie zogen in ihrem Reiche herum, und wohnten bald hier bald da, wo es ihnen entweder gefiel, oder wo es ihre Geschäfte erheischten. Sie saßen auch selbst zu Gericht, und schlichteten, ohne große Weitläufigkeiten die verwickeltsten Händel: eine Einrichtung, welche für den damaligen Zustand der Civilisation hinreichte.

Ein solcher Ort des Aufenthalts deutscher Kaiser war auch, besonders unter denen aus dem sächsischen Hause, das jetzt unbedeutende Dörfchen Tilleda am Fuße des Kyffhäuser Berges. Hier stand ein kaiserlicher Pallast, in welchem Heinrich I besonders oft und gern Hof hielt, und welchen seine Nachfolger in der Kaiserwürde, bis gegen

das Ende des zwölften Jahrhunderts noch häufig besuchten, daher man auch eine große Menge von Urkunden von Tilleda ausgestellt findet. Von diesem Pallast, — in welchem auch die Unterwerfung Heinrichs des Löwen, und seine Versöhnung mit Kaiser Heinrich VI im Jahre 1191 vorfiel, — kann man jetzt nicht einmal den Standort angeben, vielweniger Spuren von ihm auffinden. Er gab aber wahrscheinlich die Veranlassung zur Erbauung von Kyffhausen. Heinrich I, dieser Besieger der Slaven und Ungarn, dieser für sein Zeitalter vortreffliche Regent, pflegte sich in Tagen des Friedens, in seinen wohlbefestigten thüringischen Pfalzen oder Schlössern zu Merseburg, Wallhausen und Alstedt, jedoch öfter noch in Tilleda aufzuhalten. Tilleda war aber so wenig als die kaiserliche Wohnung befestigt, folglich allen Anfällen bloßgestellt. Natürlich, daß eine feste Burg auf dem Gipfel des gleich darüber befindlichen hohen Berges das diensamste Mittel zur Beschützung des Pallastes seyn konnte: und so entstand Kyffhausen *). Wie stark und fest diese Burg gewesen seyn mag, kann man aus den Ruinen noch sehen, besonders von der Abendseite, wo ihre Ersteigung am leichtesten möglich und ihre Befestigung daher am nöthigsten war.

*) Kyffhaus bedeutet ohne Zweifel Streitburg, von dem veralteten Kyff maken, streiten, zanken, das sich noch in keifen erhalten hat. Kyffhausen, ein Haus, eine Burg, die zum Vertheidigen oder zum Streit gegen die Feinde errichtet ist.

So lange Deutschland von Fürsten aus dem sächsischen Hause beherrscht wurde, war Kyffhausen, seiner Bestimmung gemäß, für die Thüringer eine starke Schutzwehr gegen ihre Feinde. Auch nachher behielt diese Burg noch lange in ihren Augen großen Werth, wenn sie gleich die nachfolgenden Kaiser nicht mehr so achteten, und sie, so wie den Pallast in Tilleda, selten besuchten. Unter Heinrich IV aber begann Kyffhausens unglückliche Periode.

Wir haben Heinrichen schon bei der Geschichte der Burg Spatenberg *) näher kennen gelernt, und wissen daher, warum er die Thüringer drückte und drängte, und wozu er sie durch Krieg und Gewalt zwingen wollte. Mit Hinweisung auf das, was dort bereits erzählt ist, reihe sich hier Folgendes an.

Im Laufe dieser kriegerischen unglücklichen Epoche für Thüringen, kam Heinrich — es war im Jahre 1069 — mit einer starken Heeresmacht nach Thüringen. Die Burgen Beichlingen und Burgscheidungen, welche die Thüringer inne hatten, nahm er ein, und nach ihnen traf die Reihe Kyffhausen, das wahrscheinlich durch Verrätherei auch in seine Hände gerieth. Doch nur einige Jahre blieb er im Besitze. Die verbündeten Sachsen und Thüringer nahmen es ihm 1073 wieder ab. Sie zerstörten es jedoch nicht, welches Schicksal andere Schlösser Heinrichs hatten, sondern befestigten es vielmehr so ansehnlich als möglich.

*) Im ersten Bande.

Drei Jahre lang mogten auch sie es besessen haben: da wendete sich das Kriegsglück. Es gelang Heinrichen, die zu besiegen, welche acht Jahre lang gegen ihn zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit gekämpft hatten, und Kyffhausen kam hierbei wieder in seine Hände. Schon das erstemal, als er es eingenommen, besetzte er es mit vielen Burgknechten, welche aber die ihnen gegebene Gewalt mißbrauchten und die Gegend umher brandschatzten. Das war jetzt wieder der Fall. Die Besatzung machte Kyffhausen zu einem furchtbaren Raubneste, und verheerte mit Feuer und Schwert das ohnehin schon so ausgezehrte, gedrückte Thüringen, so lange Heinrich IV noch lebte.

Im Jahre 1112 erlosch das Geschlecht der Grafen von Orlamünde und Weimar. Dieses Ereigniß bewirkte eine neue Vereinigung der sächsischen und thüringischen Edeln gegen Kaiser Heinrich V, welcher die Orlamünde-Weimarschen Besitzungen, als dem Reiche anheim gefallene Lehen, einziehen und sie sich durch die ihm ergebenen Fürsten in aller Form Rechtens zusprechen ließ. Siegfried, ein rheinischer Pfalzgraf, erklärte aber diesen Ausspruch für ungültig, da er der nächste Blutsverwandte jenes erloschenen Geschlechts und also der rechtmäßige Erbe der Güter sey. Heinrich suchte daher sein angemaßtes Recht mit dem Schwerte in der Faust geltend zu machen, und überzog den Pfalzgrafen mit Krieg. Siegfried würde gar bald haben unterliegen müssen, wenn er nicht die sächsischen und thüringischen Edeln für sich gewonnen gehabt. Diese, welche gern die Gelegenheit ergriffen, gegen Hein-

richen zu fechten, schlossen mit Siegfried ein enges Schutz- und Trutzbündniß, und nun begann ein Kampf, blutiger und schrecklicher als der vorhergehende. Ihre Hauptabsicht war auf eine dem Kaiser zu liefernde Hauptschlacht gerichtet, die sie auch erreichten. Bei dem Welfsholze, in der Grafschaft Mansfeld, zogen sie ein ansehnliches Heer zusammen, und hier kam es zu einer der schrecklichsten Schlachten jener Jahrhunderte. Die Kaiserlichen wurden gänzlich in die Flucht geschlagen und zerstreut. Heinrich selbst hielt sich nicht eher für sicher, bis er den Rhein erreicht hatte. Was sich von den Geflohenen in Städte und Schlösser geflüchtet hatte, wurde verfolgt. Die Sieger eroberten eine Stadt, eine Burg nach der andern, und vernichteten so die Macht des Kaisers in ganz Sachsen und Thüringen. Dies Schicksal hatte auch Kyffhausen, doch nicht so schnell als man wünschte. Ein seltener Zufall dabei war, daß Graf Ludwig von Thüringen, ein Sohn Ludwigs des Springers, die Belagerer, und sein Halbbruder, Pfalzgraf Friedrich, die Belagerten kommandirte. Beide wehrten sich tapfer, und erst nach drei Jahren gelang es Ludwigen, die Veste zu erstürmen. Ob er seines Bruders dabei schonte, weiß man nicht; aber daß er die Besatzung niederhauen, die Burg anzünden, alles verheeren und zerstören ließ, das sagen alle Chroniken Thüringens. Auf den dampfenden Ruinen der großen Kaiserburg feierten die Sieger die Wiedergeburt ihrer Freiheit im Jahre 1118.

Dennoch konnten sie es nicht hindern, daß sich die alte Reichsburg Kyffhausen aus ihren Ruinen wieder er-

hob. Bestimmt läßt sich nicht sagen, wann und durch wen dies geschah; unter der Regierung Kaiser Rudolphs von Habsburg aber muß es geschehen seyn. Rudolph brachte sie wenigstens, während seiner Abwesenheit in Thüringen, wieder an das Reich, und bestellte Friedrich IV, Grafen von Beichlingen-Rotenburg, zum Burggrafen darauf. Es scheint zwar, als ob diese Grafen in der Folge ein Eigenthumsrecht auf Kyffhausen erlangt hätten, ehe es nach ihrem Erlöschen an das Haus Schwarzburg kam; aber es muß doch lange noch eine Reichsbesitzung gewesen seyn, denn 1320 und 1348 wurde Fürst Bernhard von Anhalt damit beliehen, ob er gleich nie zum Besitz desselben gelangte, und da wird Kyffhausen in dem Beleihungsbriefe ausdrücklich ein castrum imperiale genannt. Endlich brachten es die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg im Jahre 1378 käuflich an sich, und seit der Zeit ist es bei diesem Hause geblieben. Gegenwärtig besitzt es die Schwarzburg-Rudolstädtsche Linie. Als es an Schwarzburg kam, standen noch viele Gebäude, auch war es noch ziemlich fest. Auch 1407 muß es noch im Stande gewesen seyn, wie man aus einem Lehnbriefe dieses Jahrs ersieht. Nachher scheint es verlassen zu seyn, und verfiel.

Kyffhausen hatte während eines Zeitraums von vierhundert Jahren höchst verschiedenartige Veränderungen erlitten. Es war als die Schutzwehr des Kaiserpallasts in Tilleda berühmt, als ein furchtbares Raubnest berüchtigt worden. Aber die seltsamste Veränderung erlitt die alte

Veste im funfzehnten Jahrhundert, wo sich ein Heiligenschein um sie verbreitete. Heinrich der 23ste, Graf von Schwarzburg, baute, um von seiner religiösen Denkart ein öffentliches Bekenntniß abzulegen und sich eine Stufe im Himmel zu erringen, die oben schon erwähnte Kapelle unterhalb des Schlosses. Nach damaliger Art war sie köstlich ausgeschmückt, und als im Jahr 1433 ihr Bau vollendet und nebst dem dabei befindlichen Kirchhofe mit einer Mauer umgeben war, ersuchte er den Erzbischof von Mainz, sie einzuweihen. Dieser beauftragte seinen Vikar, den Bischof Niklas von Wiltberg in Erfurt, mit diesem Geschäfte, und erhob den Einweihungstag zu einem allgemeinen Festtage für ganz Thüringen. Die Einweihung geschah in Gegenwart einer großen Volksmasse. Die Kirche wurde zum heiligen Kreuze getauft, und die zwei darin befindlichen Altäre, der Mutter Maria und den Aposteln Peter und Paul gewidmet. Zugleich ertheilte der Erzbischof allen, welche diese Kapelle besuchen, dahin wallfahrten, und dabei die geistlichen Herren nicht vergessen würden, einen vierzigtägigen Ablaß. Diese geistliche Spende lockte eine Menge Menschen hinauf in das Gotteshaus, und bald blühte hier der lebhafteste Ablaßhandel auf. Die Begüterten kauften sich für schweres Geld eine Grabstätte bei der Kirche: denn wer hier ruhte, erhielt auch besondern Ablaß; und so konnte es nicht fehlen, daß sich die geistlichen Herren dabei vortrefflich standen.

Aber auch dieser einst so fruchtbare Zweig eines blinden Glaubens verdorrte schon in den Morgenstunden des

sechzehnten Jahrhunderts, als die wohlthätige Sonne der Aufklärung sich in Wittenberg erhob. Von da an wallfahrtete man nicht mehr nach der Kapelle auf Kyffhausen, und so verödete nach und nach auch sie.

Still und schauerlich einsam ist es nun bei den Ruinen und auf der Höhe des Kyffhäuserberges, wo einst die Oberhäupter unsers Vaterlandes kaiserlich prunkten. Schatzgräber durchwühlen jetzt beim Scheine der Abenddämmerung die Reste der Burg, die Gräber frommer Pilger; und in der Einbildung der Bewohner umliegender Dörfer wanken und wirken hier oben noch Gestalten und Geister aus entflohenen Jahrhunderten.

Nicht leicht mögte es wohl eine zweite verwüstete Burg geben, von der so mancherlei gefabelt worden ist, als von Kyffhausen. Tief im Hintergrunde der Vorzeit liegt die Entstehung dieser Sagen zur Bewahrung historischer Begebnisse, aber fortgepflanzt haben sie sich bis auf unsere Tage. Mit heimlichem Grauen und mit Ernst erzählt noch jetzt sie das alte Mütterchen dem aufmerkenden Kinde, und läßt es sich nicht nehmen, daß Schätze ohne Zahl in und auf dem Kyffhäuserberge verborgen liegen, daß verzauberte Kaiser und Prinzessinnen hier spuken, daß diese reichlich beschenken, wer sich ihnen freundlich naht, und züchtigen, wer ihrer spottet.

Die Hauptrolle bei diesen Zauberspielen hat Kaiser Friedrich der Rothbart übernehmen müssen. Ihm hat man seine Residenz im Innern des Berges angewiesen. Dahin ist er verflucht und verbannt mit seinem ganzen ver-

wünsch-

wünschten Hofstaate. Da sitzt er an einem goldenen Tische, umgeben von unsäglichen Schätzen; der Bart ist ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen; er schläft etwas, aber nicht ganz; nickt zuweilen mit dem Kopf und blinzelt mit den Augen, wie einer, der eben erwachen will. Vor Eintritt des jüngsten Tages wird er aber erlöst werden und hervorkommen, um sein voriges Kaiserthum wieder zu regieren.

Wie der gute Friedrich dazu gekommen ist, hier noch spuken zu müssen, ist nicht ganz zu enträthseln. Möglich ist es, daß sein in Italien erfolgter Tod, den man in Deutschland nicht sogleich und nicht genau erfuhr, Veranlassung zu der Sage gab, er sey nicht eigentlich todt, und wandele unsichtbar noch umher, denn einem so großartigen Mann und Kaiser konnte und mogte man nicht wie einen gewöhnlichen Menschen sterben lassen. Dies benutzend, fanden sich auch nach seinem Tode wirklich mehrere Gauner ein, welche sich für ihn ausgaben, aber wenig Glück machten. Der letzte von ihnen trat im Jahre 1546 auf. Er war seines Standes ein Schneider aus Langensalza. Dieser gerieth auf seinem Wanderleben auf den Kyffhäuser, und da er überall zu Hause war, so schlug er seine Wohnung in der Kapelle auf, machte Feuer an, und lebte hier drei Tage. Durch den aufsteigenden Rauch wurde sein Aufenthalt kund. Man stieg hinauf, zu sehen woher er komme, und siehe, da saß das Schneiderlein am Feuer und schwatzte dem erstaunten Volke von seinen Königreichen und Kaiserthümern vor. Das Volk glaubte

die Mähr, und schrie: „Kaiser Friedrich ist wieder da!“ Ein Graf Günther von Schwarzburg ließ aber den kaiserlichen Schneider beim Kopf nehmen, beistecken und bedeuten, daß es zwar jedermann, selbst einem Schneider, frei stehe, sich bis zum Kaiser aufzuschwingen, daß aber auch der gehörige Nachdruck mit Armeen und Kanonen, nicht fehlen dürfe, um sich auf diesem Posten zu erhalten. Ob nun seitdem, oder schon früher, die, mitunter höchst romantischen Volkssagen von dieser Burg da sind, wollen wir ununtersucht lassen: kurz, Kaiser Friedrich sammt seiner Prinzessin Tochter spuken hier, und einige ihrer Spukereien mögen zur Kurzweil hier folgen.

Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertag auf den Kyffhäuser spazieren, da fand er oben an der hohen Warte einen Mönch sitzen, mit einem langen weißen Bart bis auf die Kniee herab. Als dieser den Bergmann sah, machte er ein großes Buch, worin er las, zu, und sagte freundlich zu ihm: Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.

Dem Bergmann eis'te es über den ganzen Körper; doch der Mönch sprach ihm tröstlich zu, und der Bergmann bekam wieder Muth, so daß er ganz freudig mitging, auch versprach, keinen Laut von sich zu geben, es möge auch kommen was da wolle. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit

seinem Krummstabe, und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde, und rief: Thue dich auf! Thue dich auf! Thue dich auf!

Da entstand unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter; es zitterte die Erde. Der Boden, auf dem sie standen, löste sich, so weit er umkreist war, ab, und senkte sich mit Beiden ganz sanft in die Tiefe hinab. Sie traten davon ab, und der Boden stieg langsam wieder hinauf. Sie waren in einem großen Gewölbe.

Der Mönch ging mit festem Schritt voran, der Bergmann folgte mit zitternden Knieen. So gingen sie einige Gänge hindurch, bis es ganz dunkel ward. Bald aber fanden sie die ewige Lampe, und sahen sich in einem geräumigen Kreuzgange. Der Mönch zündete hier zwei Fackeln an, für sich und seinen Begleiter. Sie gingen fort, und mit Einem Male standen sie vor einem großen eisernen Kirchenthor.

Der Mönch betete, hielt die Springwurzel, vor der alle bezauberte Riegel aufspringen, an das Schloß, und rief: Oeffne dich! und mit Donnerkrachen sprangen alle eiserne Riegel und Schlösser von selbst auf, und sie sahen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt wie Eis, und wer nicht keusch und züchtig gelebt hatte (so sagte nochmals der Mönch zum Bergmann), brach hier beide Beine, und kam nie zurück. Die Decke und die

Seitenwände des Gewölbes flimmerten und flammten beim Scheine der Fackeln. Große Zacken von Krystall und von Diamanten hingen da herab, und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuße. Die Fackel, die er trug, gab hier der Mönch dem Bergmann, hieß ihn in der Mitte stehen bleiben und beide Fackeln hoch empor halten. Er selbst nahte sich mit Kniebeugen dem Altare, und warf sich vor ihm andächtig betend nieder. Als er sich wieder erhoben, trat er vor den Bergmann, schlug ein Kreuz und sprach: „Stehe ruhig und fest, weiche nicht von der „Stelle, sonst bist Du verloren." Nun wandte er sich zu einer großen Thür hin, die ganz von Silber war. Zweimal klopfte er mit seinem Krummstabe dran. Als dies zum dritten Male geschah, sprangen ihre beiden Flügel mit Gedonner auf. Durch sie blickte man in einen großen, prächtig geschmückten, von tausend Kerzen erleuchteten Saal, von dessen Wänden herab es flimmerte und blitzte wie Sternegefunkel. In der Mitte des Saales saß erhöht auf einem goldnen Throne Kaiser Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen, nein! wie er leibte und lebte, von einem Purpurmantel umgeben und mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beständig nickte, indem er die großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer, rother Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, gewachsen, und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und

Sehen. Er starrte in den Prachtsaal hinein und wußte nicht, ob er wache oder träume. Der Mönch trat durch die Thür, ging einige Schritte auf den Kaiser zu, fiel auf ein Knie nieder und sprach einige Worte zur Majestät, die der Bergmann nicht verstand. Drauf machte der Kaiser eine Bewegung mit seiner Rechten. Der Mönch erhob sich, ging, wohin der Kaiser gezeigt hatte, nahm zwei Stangen, jede einer Elle lang, vom Boden auf, ließ sich wieder vor der Majestät auf ein Knie nieder, verließ den Saal und zog den Bergmann schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich von selbst wieder, das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Geprassel hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, senkte sich langsam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf, und wurden sanft in die Höhe gezogen.

Oben gab der Mönch dem Bergmann, der am ganzen Leibe zitterte, die mitgenommenen beiden Stangen und sprach: „Hier, empfange den Lohn für Deinen frommen, Gott wohlgefälligen Wandel! Verharre dabei, benutze, was ich Dir reiche mit Weisheit, und Du wirst mit den Deinen glücklich werden."

Der Bergmann, froher darüber, wieder unter Gottes freiem Himmel zu seyn, als über das erhaltene Geschenk, dessen Werth er nicht gleich erkannte, dankte vielmals und ging. Wie erstaunte er aber, als er zu Haus sein Geschenk prüfte und als Bergmann bald inne ward, daß die Stangen gediegenes Gold waren. Mit Vorsicht und

Genügsamkeit benutzte er den großen Schatz, schlug jährlich ein Stück davon ab und lebte mit seiner zahlreichen Familie lange Jahre glücklich und in Wohlhabenheit.

Einst stieg ein Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, Nüsse zu pflücken. Sie gingen auch in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf, und fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von den letzteren nahm jeder der Knaben aus Schäkerei einen Hutkopf voll, sich damit zu werfen, und so liefen sie lustig hin und her, warfen sich, und streueten dabei die Flachsknoten auf dem ganzen Wege aus. Als sie nach Kelbra zurückkamen, war es schon Abendbrodszeit. Der ärmste unter ihnen fand gerade seine Eltern beim Tischgebet. Er nahm seinen Hut ab, und da fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, und bald noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter nahm das Hingefallene auf, und — siehe! es waren goldene Flachsknoten, womit die Prinzessin, die kaiserliche Tochter, dem armen Manne ein Geschenk machte, der seinem Sohne nun dafür ein Handwerk lernen ließ. Das wunderbare Ereigniß wurde noch selbigen Abend in ganz Kelbra kund. Die Nachbarinnen liefen herzu, die seltsamen Flachsknoten zu sehen, und den folgenden Tag zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fensterscheiben, keiner die Spinnstube der Prin-

zessirt, noch die angehäuften Flachsknoten, und alle schlichen verdrießlich wieder heim.

Nur arme und zwar gute Meuschen beschenken die kaiserlichen Herrschaften in dem Kyffhäuserberge. Wer schon reich war, hat nie was gesehen noch erhalten.

So weidete auch einmal ein Schäfer aus dem nahen Dörfchen Sittendorf seine Heerde am Fuße des Berges. Er war ein hübscher Bursche, schlank und wohl gewachsen, hatte auch schon eine Braut, ein gutes aber armes Mädchen. Doch weder er noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld, ihre Wirthschaft einzurichten. Nachdenkend, wie das noch werden könne, stieg er den Berg hinan, aber je höher er kam, desto mehr verlor sich seine Traurigkeit. Als er die Höhe des Berges erreicht hatte, fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut zu geben. Oben bei der Burg sah er ein Gewölbe, dessen Eingang nur wenig verschüttet und offen war. Noch nie hatte er dies gesehen, so oft er auch schon hier gewesen, und neugierig ging er daher hinein. Nur kleine glänzende Steine lagen am Boden herum, sonst nichts, wovon er so viele beisteckte, als seine Taschen fassen konnten. Jetzt wollte er wieder ins Freie; da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!" Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug eine Thür, die er zuvor nicht ge

sehen, dicht hinter ihm zu. Er faßte nach seinem Hute — und die wunderschöne Blume war fort; sie war beim Bücken herabgefallen. Verdrießlich wandte er sich um, da stand vor ihm ein Zwerg.

„Wo hast du die Wunderblume, die du fandest?"

„Verloren!" sagte traurig der Schäfer.

„Dir war sie bestimmt, und sie ist mehr werth als die ganze Rotenburg!" sprachs und verschwand.

Traurig ging der Schäfer am Abend zu seiner Braut, und erzählte ihr die Geschichte von der verlornen Wunderblume. Beide weinten, denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden. Endlich dachte der Schäfer wieder an die beigesteckten Steine, und warf sie scherzend seiner Braut, als etwas vom Kyffhäuser Mitgebrachtes, auf den Schooß. Und — siehe, es waren lauter Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und in einem Monat waren sie Mann und Frau.

„Und die Wunderblume?" — die ist verschwunden. Bergleute suchen sie noch bis auf den heutigen Tag überall. Bis jetzt soll aber der Glückliche, dem sie bestimmt ist, noch kommen.

Die Schäfer und Hirten der Gegend sind besonders oft die Beglückten gewesen, und die Pagen und Hofjunker des Kaisers, Zwerge und ähnliche verkrüppelte Gestalten, gaben sich immer gern mit ihnen ab. Einem Hirten, der, an altes Gemäuer gelehnt, ein lustiges Liedchen sich pfiff, erschien auf einmal solch eine kaiserliche Hofkreatur und fragte ihn:

„Willst du Kaiser Friedrichen sehen?"

„O ja!" erwiederte der dreiste Hirt.

Der Zwerg führte ihn nun in den Berg, der sich immer vor ihnen her öffnete, bis sie endlich an eine große weite Grotte kamen. Hier saß die Majestät leibhaftig, angethan in glänzendem, hell funkelndem Schmuck. Die Wände der Grotte waren mit flimmernden Sternchen übersäet, und vor dem Kaiser auf einem steinernen Tische brannte ein großes dickes Licht. Der Schäfer machte eine Verbeugung so gut er konnte, war aber gar nicht furchtsam, schaute vielmehr umher, und besah alle die Kostbarkeiten, die hier standen.

Nach einer Weile fragte ihn der Kaiser, ob die Raben noch um den Berg herumflögen?

„O ja!" erwiederte der Hirt.

Da blickte der Kaiser gen Himmel, hob langsam seine dürren braunen Mumienhände auf, und sprach mit weinerlicher Stimme:

„Ach! so muß ich noch hundert Jahre an diesem Orte schlafen!"

Der Zwerg winkte hierauf dem Schäfer. Sie gingen zurück, er erhielt aber nichts. Unwillig wollte er schon den Zwerg darüber zur Rede setzen, aber fort war er.

In ihrem verzauberten Zustande liebt die Kyffhäuser Majestät Musik sehr. Mancher Hirt, der hier auf seiner Schalmei blies, wurde schon zu ihm eingeladen, um ihm etwas vorzublasen, und dann beschenkt. Das war bekannt in der Gegend. Eine Gesellschaft Musikanten beschloß

daher, dem Rothbart eine vollständige Nachtmusik zu bringen. In einer finstern Nacht machen sie sich auf, steigen den Berg hinan mit Geigen, Schalmeien, Zimbeln und Hörnern, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf schlug, blasen sie los.

Beim zweiten Murki kommt die Prinzessin mit Lichtern in der Hand auf sie zu getanzt, und ladet mit Mienen sie ein, ihr zu folgen. Der Berg öffnet sich, die ganze Gesellschaft zieht spielend ein. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt, und die Kapellisten lassen sich's gut schmecken. Das war nun zwar recht gut, aber sie wollen gern auch etwas von den Brillanten haben, die nur so herumlagen. Allein niemand bietet ihnen etwas an. Nicht ganz zufrieden, brechen sie endlich auf, als schon der Morgen graut, meinend, beim Abschiede werde es doch ein Trinkgeld geben. Allein, der Kaiser nickt ihnen, ganz nach großer Herren Art, freundlich zu, und seine erlauchte Tochter giebt jedem Musikanten einen grünen Busch.

Ehren halber nimmt ihn jeder an, als sie aber wieder im Freien sind, werfen sie die Büsche weg, und räsonniren und lachen über ein solch kaiserliches Geschenk. Nur Einer behält den Busch, um ihn zum Andenken aufzuheben. Als dieser nach Hause kommt, und seinem Weibe den Busch aus Scherz überreicht, siehe! da hatten sich alle Blätter in goldene Zehnthalerstücke verwandelt, worüber er nicht wenig erfreut erschrak, flugs es den Kameraden sagte, ihre weggeworfenen Büsche wieder zu holen, aber — keiner fand einen solchen mehr.

Mißtrauen oder Unzufriedenheit bestraften die hohen Herrschaften immer so, Zutrauen und Genügsamkeit aber lohnten sie reichlich. Dies beweiset noch folgendes Geschichtchen.

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von einem eben so dürftigen und redlichen Handwerker. Morgen sollte die Hochzeit seyn. Die Gäste waren geladen, aber Niemand hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren. „Was machen wir?" hieß es, und keiner wußte Rath. Endlich sagte der Vater, halb im Scherz, halb im Ernst:

„Ei, geht auf den Kyffhäuser, vielleicht leihet euch die Prinzessin Alles."

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor einer Oeffnung des Berges steht die Prinzessin. Sie nahen sich ihr mit Knicksen und Bücklingen, und bringen ihr Anliegen schüchtern vor. Die kaiserliche Hoheit lächelt, und befiehlt zu folgen, worüber Hans und Grete außer sich vor Freude sind. Die Prinzessin giebt ihnen nun erst zu essen, und dann packt sie ihnen mit ihren höchsteigenen unverwelklichen Händen einen großen Tischkorb voll Teller, Schüsseln, Löffel u. s. w. auf. Hans und Grete bedanken sich schönstens, versprechen, morgen alles unversehrt zurückzuliefern, und auch etwas Reißbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen.

Wie eilten sie, nach Tilleda zu kommen, so schwer auch der zugedeckte Tischkorb war. Aber wie wurde ihnen,

als sie ein ganz neues Tilleda vor sich sahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stehen mußte, fanden sie einen großen Ackerhof. Kein Nachbarshaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie sonst dergleichen gesehen. Lauter fremde Menschen, die sich um das Brautpaar sammelten, und es mit eben der Verwunderung und Neugierde ansahen, als dieses die Gaffenden betrachtete.

Sie setzten ihren Korb an die Erde, und sahen sich verdutzt und verlegen an. Da kam der Prediger von Tilleda. Grete ging auf ihn zu, klagte, daß sie beide wie verrathen und verkauft unter den Leuten wären, erzählt ihm, daß sie gestern auf dem Kyffhäuser gegangen, und was ihr und ihrem Bräutigam seitdem begegnet sey. Der Herr Pastor nahm darauf das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach, und fand darin angemerkt, daß Hans und Grete vor länger als zweihundert Jahren auf den Kyffhäuserberg gegangen und nicht zurückgekehrt waren.

Einst fuhr ein Bauer in Gehofen mit einem Wagen voll Getreide nach Nordhausen, es da zu verkaufen. Die Tage waren schon kurz, die Wege schlecht, die armen Pferde keuchten unter der drückenden Last nur langsam fort, und oft und immer öfter mußten sie ruhen. „Wenn das so fortgeht," murmelte Christoph der Bauer für sich, „so komme ich heute nicht nach Nordhausen; i nun, dann bleibe ich Nachts in Kelbra und fahre morgen vollends

hin." Der Weg war schlecht, blieb schlecht und wurde immer schlechter. In der Gegend des Kyffhäusers war er grundlos und der Tag zu Ende. Da sank plötzlich der schwerbeladene Wagen mit den Vorderrädern in eine Vertiefung, aus der die matten Thiere ihn nicht zu ziehen vermogten, trotz Fluchens und Peitschens und Tobens des, Teufel und Hölle herbeiwünschenden, Christophs. Nachdem so eine halbe Stunde mit Antreiben, Schlagen und Quälen der schon niedersinkenden Thiere vergangen war, und Christoph sah, daß, ohne Hülfe, er nicht von dieser Stelle kommen könne, und ruhig die Nacht hier werde zubringen müssen, da fiel er nieder auf seine Knie, weinte, jammerte und betete ein Vater-Unser. Kaum war er wieder aufgestanden, so sah er vom Kyffhäuserberge herab ein Licht kommen, das sich gerade auf ihn zu wendete. „Ach!" — rief er aus, „da schickt mir Gott durch Kaiser Friedrich Hülfe!" Und so war es. Bald war das Lichtlein dicht bei ihm, aber, wer trug es? — es kleines knurzeliges Männchen, hinten und vorn mit Höcker begabt, alt und faltig.

„Kann ich Dir helfen?" sprach es.

„Ja, Du liebes Kind", erwiederte Christoph, „Hülfe habe ich nöthig, aber Du wirst wohl nicht helfen können", und sah dabei das Männchen mitleidig an.

„Das kann man nicht wissen, entgegnete dies, will's wenigstens versuchen." Dabei sprang es wie ein Windspiel auf den Wagen, nahm Zügel und Peitsche, hieb die Pferde an, rief „Fort!" und dorthin rollte zum Er-

staunen Christophs der schwere Wagen, als sey er auf dem ebensten Wege.

Schon nahten sie sich dem Oertchen Kelbra, da fragte das Männchen den Christoph:

„Willst Du nicht mir Dein Getreide verkaufen?"

„Warum das nicht", erwiederte dieser.

„Nun, so fahren wir links auf den Kyffhäuser." Und das Männchen lenkte hin nach dem Berge zu, dessen Höhe sie bald auf dem ebensten Wege erreichten.

„Br br br!" rief es vor einer in den Berg führenden Oeffnung, und hieß Christoph abladen und die Säcke da hineintragen. Christoph that's. Drinn, wo er die Säcke niedersetzte, standen viel Kisten und Kasten, alle mit Gold und Silbergelde gefüllt. Er starrte ob des Reichthums und Ueberflusses, und jedes Mal, wo er einen Sack niedergesetzt, blieb er eine Weile, die Schätze anstaunend, stehen. Jetzt trug er den letzten hinein. Da sprach das Männchen: „Nun kannst Du Dir aus den „Kasten so viel Geld nehmen als Du für Dein Getreide „in Nordhausen gelöst hättest. Nimm aber nicht mehr, „hörst Du, nicht mehr." — Christoph ließ sich das nicht zweimal sagen. Flugs ging er zu einem der Kasten, der nur Goldstücke enthielt, griff mit vollen Händen hinein und steckte bei, so viel nur die Taschen fassen wollten, denkend: was weiß das kleine Unthier, wie hoch heute der Getreidepreis in Nordhausen steht, und wer im Rohre sitzt, der schneidet sich Pfeifen. Nun kehrte er

zurück zu seinen Pferden, bei denen das Männlein noch stand, reichte ihm die Hand und sprach:

„Danke schön, Vetter; wenn ihr's erlaubt komme „ich bald wieder."

„Du hast doch nicht mehr genommen", erwiederte das Männchen, „als ich Dir gesagt?"

„Nein, Vetter, nicht mehr!"

„Gewiß nicht mehr?" fragte es nochmals mit b tonender Stimme.

„Nein, Vetter! Aber nun gute Nacht, Vetter, will „machen, daß ich meine müden Pferde in den Stall „bringe."

„Gute Nacht!" entgegnete das Männchen,

„Doch hast Du mich belogen,
„So hast Du Dich betrogen!"

„Ja, schwatz Du nur", murmelte Christoph in seinen Bart, „ich weiß was ich habe, und komme Dir so „bald nicht wieder."

Kaum konnte er es erwarten, bis er im nächsten Dorfe sich einquartiert und die Pferde in den Stall gebracht hatte. Dann ging er auf das Kämmerlein, das ihm zur Ruhe angewiesen war, setzte sich an den Tisch, zu zählen, wie viel er beigesteckt und seine Taschen, die ihn immer schwerer zu werden dünkten, zu leeren. Aber — wie ward ihm, als er statt der Goldstücke nichts als bleiernes Geld vor sich sah.

„Donner Wetter!" schrie er, und schlug auf den Tisch, daß die bleiernen Thaler umhertanzten, „da bin

„ich ordentlich geprellt! Hat das kleine Unthier doch Recht, „wenn es mir nachrief:

„Hast Du mich belogen,
„Hast Du Dich betrogen."

„Doch halt, mir fällt was ein. Morgen früh gehe ich „nochmals auf den Berg, sage zu dem kleinen Ungethüm, „daß ich mich vergriffen, Blei für Silber gehalten hätte, „und es so gut seyn mögte, die bleiernen Thaler gegen „silberne mir umzutauschen, dann habe ich doch immer „noch mehr als das Doppelte für mein Getreide." Beruhigt hierdurch legte er sich nieder und schlief bis die Sonne schon den Kyffhäuser Burgthurm röthete. Da sprang er vom Lager auf und eilte den Berg hinan. Schon unten am Fuße des Berges begann es zu regnen, und je höher er stieg, desto mehr trübte sich der Himmel, immer dichter und dichter regnete es nieder und als Christoph oben war, umgab ihn dichter Nebel. Er sah nichts, er hörte nichts. Sein Rufen nach dem lieben Männchen war umsonst, er mogte noch so viel hin und her laufen. Da kehrte er im höchsten Ingrimm um, und machte seinem Aerger durch die Worte Luft: „Hol' der Teufel den „Rothbart mit seinem ganzen Hofgeschmeiß!" Kaum ausgesprochen, wankte der Boden unter seinen Füßen, es donnerte, blitzte, krachte und hagelte. Christoph lief, aber um ihn her thürmten sich Felsen auf, umschlossen ihn, stürzten mit Geprassel über ihn zusammen und zerschmetterten den Ungenügsamen, den Lügner.

Doch genug des Spuks und der Zauberei. Wollte ich alle Mährchen des Kyffhäusers hier mittheilen, die man in jedem Dorfe um ihn her erzählen hört, so müßte ich zu ermüden fürchten. Wem ich schon mit diesem zu viel gab, der betrachte sie von der ernsthaften Seite. Sie werden ihm dann Bruchstücke aus der Sittengeschichte des Mittelalters seyn, und er wird aus ihnen die dunkle Zeitgeschichte und die früheren Kulturperioden des Volks, in einzelnen Charakterzügen, so wie die herrschenden Zeitideen, kennen lernen.

* * *

In den malerischen Skizzen von Deutschland, von Günther und Schlenkert, 1s Heft, 1794, Fol., ist eine Ansicht von den Ruinen von Kyffhausen, die aber nur einen kleinen Theil derselben darstellt. Zwei, von Darnstedt, sind in den Horstig'schen Tageblättern unserer Reise in und um den Harz, Dresden, 1803, 8.; und im Thüringischen Magazin zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Frankenhausen, 4., befinden sich auch zwei, jedoch sehr mittelmäßige Ansichten. Alle geben sie aber nur einzelne Theile der Ruinen und vom Ganzen kein deutliches Bild. Freilich mögte es auch eine schwer zu lösende Aufgabe seyn, auf einem Blatte dies leisten zu können, da der Umfang der Ruinen zu groß ist.

Bei der Bearbeitung habe ich genutzt: Schlenkert's vorhin genannte Skizzen, Müldener's Nach-

richten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen, 1752, 4.; von Rohr's Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes, 1748, 8.; Melissantes erneuertes Alterthum, 1721, 8.; Volkssagen von Ottmar, Bremen, 1800, 8.; und die Winterabende, Halberstadt, 12.

37.

Rotenburg

im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt,

zwischen

Nordhausen und Sangerhausen.

Sieh! die hoch erhabnen, schönen Zinnen
Hat die fluthengleiche Zeit zernagt;
An den Wänden weben Unglücksspinnen,
Und der Geist aus edler Vorzeit klagt.

37.

Rotenburg.

Von den Ruinen des Kyffhäusers senkt sich ein schöner breiter Weg auf dem Rücken des Gebirges hinab auf die Rotenburg. Unvermerkt schwindet er unter des Wanderers Tritten, den ein dichtes Laubdach gegen Sonnenhitze schirmt, und höchst überrascht wird er plötzlich auf einer Stelle, wo der Weg sich krümmt, und man die Ruine der Rotenburg mit Einemmale vor sich erblickt. Die lebendigste Phantasie vermag keine reizendere Landschaft zu erfinden, als sie hier die Natur dem entzückten Auge hingebildet hat. Im Vordergrunde den steilen Bergkegel, mit den hohen, von Fensteröffnungen durchbrochenen Mauern, und dem geborstenen Thurm, alles von Bäumen malerisch durchwachsen, daneben auf beiden Seiten das tiefe Thal der Aue, worin Ort an Ort sich reiht, und im Hintergrunde den Harz, worüber sich der Brocken hoch erhebt: — das sind mit wenigen Worten die Grundzüge dieses Gemäldes, welchem einige weidende Kühe und ein Knabe, der dabei sein Spiel mit einer Ziege trieb, zur passendsten

Staffage dienten. Ich konnte mich nicht losreißen von diesem Bilde, das des Grabstichels eines großen Künstlers wohl würdiger wäre, als manche zehnmal wiederholte Parthie Italiens.

Wenn man unmittelbar vom Kyffhäuser auf die Rotenburg kommt, nach jener großen weitläufigen Ruine, diese sieht, welche nur die Oberfläche eines kleinen Berges deckt, so dringt sich, auch ohne beider Geschichte zu kennen, von selbst die Bemerkung auf, daß jene Burg der Sitz eines Mächtigen gewesen seyn müsse, diese hingegen nur einem Vasallen gehört haben könne. Höchstens vierhundert Schritte beträgt der ganze Umfang der Rotenburg. Dafür geben aber ihre Ruinen ein schöneres Bild. Das lange Hauptgebäude steht in seinen Mauern ganz und mit noch gut erhaltenen verzierten Fensterbogen da, und in einem von Säulen getragenen Gewölbe, das vielleicht die Kapelle gewesen ist, vom Volke die Küche genannt wird, könnte man allenfalls übernachten, kann sich wenigstens gegen Regen bergen. Eine etwas unleserliche Inschrift darin erzählt, daß im 17ten Jahrhundert ein Schäfer mehrere Wochen darin übernachtet habe, weil die Aue überschwemmt gewesen, weshalb man die Schaafe auf den Berg geflüchtet. Nicht unwahrscheiulich ist ein solches Ueberfluthen der Helme, das auch im Januar 1829 wieder in einem solchen Grade stattfand, daß alle Verbindung gehemmt war. Ein runder Thurm von ungefähr achtzig Fuß Höhe ist fast bis herunter geborsten, und man fürchtet jeden Augenblick seinen Einsturz; aber seine Masse

ist zu fest, er wird gewiß noch lange so stehen. Recht genau kann man an ihm die Art zu mauern beobachten, deren sich die Alten bedienten. Inwendig und auswendig ist er mit Quadern bekleidet, und der Raum zwischen diesen mit kleinen Bruchsteinen und einem Kalkgusse ausgefüllt. Diese Masse ist durch die Länge der Zeit, oder durch die bindende Kraft des Kalks, so fest geworden, daß da, wo die äußern Quadern auch nicht mehr vorhanden sind, nichts davon nachgefallen und sie immer noch ein Ganzes ist. Des Thurmes Umfang ist ungewöhnlich. Ich umging ihn nur mit einundsechzig Schritten, und die Stärke seiner Mauern ist gegen zehn Fuß. So kolossal mußte freilich ein Thurm seyn, der den schwächsten Theil der Burg decken sollte. Von einem Brunnen ist keine Spur zu finden. Wahrscheinlich wurden die Burgbewohner durch die am Fuße des Berges noch sprudelnde Quelle im Trinkthale versorgt, dessen Wasser von Eseln hinaufgetragen ward, denn noch jetzt heißt ein von der Quelle aufwärts führender Fußpfad der Eselsstieg. Von der äußern Ringmauer der Burg ist wenig mehr übrig.

Da die Rotenburg viel tiefer als der Kyffhäuser liegt, so ist auch die Aussicht von hier nicht so ausgebreitet, als von dort. Sie ist aber immer sehr anziehend und schön. Man blickt ebenfalls in die lachende Aue, übersieht sie nach Nordhausen zu ganz, und weiter hinauf erreicht das Auge Gebirge des Eichsfeldes. Vor sich erblickt der Wanderer die lange Reihe der Berghöhen des Harzes, ab-

wärts tritt der Kyffhäuserberg in den Weg, und im Rücken sind hohe waldige Berge.

Auch diese alte Veste theilt mit so mancher andern das Schicksal, daß ihr Geburtsjahr durch die Länge der Zeit verdunkelt wurde. So kennt man auch das Geschlecht nicht, das sie hervorsteigen ließ. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß Grafen von Rotenburg sie im elften Jahrhunderte wider die Wenden und Slaven, welche in diesen Gegenden noch hauseten, erbauten; aber die Gewißheit fehlt. Erst vom Jahre 1103 an kann man mit Sicherheit von ihrem Daseyn reden, denn damals besaßen sie die eben genannten Grafen. Ihnen fiel durch Erbschaft nach dem Tode ihres Vetters, des Grafen Heinrich von Nordheim des Fetten, ein großer Theil von Thüringen, und namentlich diese Gegend zu. Ob diese Grafen aber damals schon von Rotenburg hießen, ist sehr zu bezweifeln. Vielmehr scheinen es Grafen von Beichlingen gewesen zu seyn, die ihren Namen aber veränderten, als sie das Schloß gebauet hatten, das sie vielleicht, wegen des rothen Sandsteins, woraus es gebauet ist, rothe Burg nannten. Solche Namensveränderungen waren in den Familien jener Zeiten etwas Gewöhnliches, und oft findet man, daß z. B. vier Söhne eines Vaters vier verschiedene Namen führten, ohne den ihres Vaters zur Bezeichnung ihres Ursprungs mit beizufügen, wie wir es jetzt gewohnt sind. Der Genealogist wird dadurch freilich sehr oft in Labyrinthe geführt, aus denen keine Erlösung ist, und dem Ahnenfreunde ist eine solche Lauheit seiner Vor-

eltern gegen einen klaren Rückblick auf die Ahnenreihe und gegen die Erhaltung des Urnamens unbegreiflich und ärgerlich. Daß die Rotenburger von den Beichlingern abstammten, scheint auch der Umstand noch zu beweisen, daß nach ihrem Aussterben ihre Besitzungen an die Beichlinger fielen.

Der erste bekannte Graf von Rotenburg hieß Christian. Er lebte in den Jahren 1103 bis 1144. Sein Geschlecht erlosch gegen 1233 mit Graf Friedrich. Schloß Rotenburg nebst Zubehör fiel an den Grafen Friedrich III von Beichlingen, der mit einer Gräfin von Rotenburg vermählt war. Eine Urkunde von 1253, in Kelbra ausgestellt, läßt wenigstens keinen Zweifel übrig, daß die Beichlinger damals Herren der Rotenburg waren. Friedrichen muß die neue Besitzung wohl gefallen haben, denn er hielt sich mehr hier als in Beichlingen auf. Um so mehr schmerzte es ihn, zwei Jahre später schon erleben zu müssen, daß die Rotenburg zerstört und ausgeplündert wurde, welches Schicksal er ihr freilich durch seine Anhänglichkeit an den Landgrafen Hermann von Thüringen selbst zuzog. Hermann hatte sich nämlich, als Kaiser Otto IV während seines Aufenthalts in Italien von dem Papste Innocenz in den Bann gethan war, und dies in Deutschland, wie gewöhnlich bei solchen Fällen, Partheien verursachte, auf des Papsts Seite geneigt, und daher zu allem, was Otto's Sturz befördern konnte, auf das thätigste mitgewirkt. Ihn wie alle seine Feinde dafür zu züchtigen, zog Otto nach seiner Rückkehr aus Italien aus,

verheerte eines jeden Land oder Besitzung, und so auch die des Beichlingers.

Rotenburg wurde jedoch bald wieder von Friedrich aufgebauet, und einer seiner beiden Söhne, Friedrich IV, dem es nach seinem Tode zufiel, wohnte immer daselbst. Dieser stiftete die Linie der Grafen von Beichlingen-Rotenburg, und war zugleich kaiserlicher Burggraf auf Kyffhausen. Die zu Rotenburg gehörigen Besitzungen, welche eine Grafschaft hießen, waren nicht unbeträchtlich. Die Herrschaft Brücken, Bendeleben, die halbe Stadt Frankenhausen, Kelbra, Ichstedt, Barxleben, Odersleben und andere Oerter mehr, gehörten dazu. Die Familie gerieth aber nach und nach in Schulden, veräußerte und verpfändete daher sowohl von ihren Beichlingschen als den Rotenburgschen Besitzungen ein Stück nach dem andern. Die Rotenburg selbst war um das Jahr 1340, doch kurze Zeit nur, an den Landgrafen von Thüringen verkauft, von Friedrich VIII aber, mit vielen dazu gehörigen Oertern, an seinen Schwiegervater, Graf Heinrich von Hohenstein abgetreten, um sich drückender Schulden zu entledigen. Er lebte bis an seinen Tod in Bendeleben. Mit seinem Sohne Gerhard erlosch der Stamm der Beichling-Rotenburger gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Zuvor aber ging die Rotenburg nochmals, und zwar im Jahre 1371, in den landgräflich thüringischen Besitz über. Aber schon 1378 verpfändeten die Landgrafen sie, so wie die Burg Kyffhausen, für 970 Mark Silber an die Grafen von Schwarzburg, welche Herren gute Wirthe und

stets bei Kasse gewesen seyn müssen, da schon längst ein Stück nach dem andern der verschuldeten Nachbarn in ihren Besitz überging. Die Schwarzburger vertrauten die Rotenburg einem Burgvogt an. Der erste war Fritz von Bendeleben, der schon 1385 auf Rotenburg wohnte. Bald darauf aber erhielt sie Bethman von Tütcherode pfandweise, und dessen Nachkommen wurden 1434 völlig, jedoch mit Vorbehalt der hohen Jagd und des Oeffnungsrechts, so wie auch mit der Bedingung, die Burg immer in gutem Stande zu erhalten, damit beliehen. Nach dem Erlöschen dieser Familie, 1576, fiel Rotenburg als eröffnetes Lehn an das Haus Schwarzburg zurück und zwar an die jüngere die Rudolstädter Linie, in deren Besitz sie noch ist. Die Burg verfiel, scheint auch früher schon in nicht mehr bewohnbarem Zustande gewesen zu seyn, denn der letzte Tütcherode lebte schon nicht mehr auf ihr, sondern in Kelbra.

Die Geschichte der Rotenburg ist einfach. Keine wichtige historische Begebenheit zeichnet sie aus, knüpft sich an sie, noch erglänzt sie irgend ein Mal durch ein historisches in ihren Mauern vorgefallenes ungewöhnliches Ereigniß. Ihr Daseyn gleicht dem Leben eines Privatmannes, der still vor sich hinlebte, unbemerkt entschlummerte und wenig Stoff zum Sprechen hinterließ. Nicht einmal ein Mährchen erzählt man sich in den Spinnstuben der Umgegend von der alten rothen Burg, während der Mährchen vom nahen Kyffhäuser-Schlosse so viele darin umgehen. — So dachte ich, als das jüngste Mal im Som-

mer 1830 Rotenburgs Ruinen gegenüber, ich unter einer schattenden Linde saß und meiner Phantasie freien Lauf ließ im Hinblicke auf die Trümmer, über welche bald der graue Wolkenschleier langsam dahinzog, bald der Sonne Scheidestrahl das röthliche Gemäuer hoch röthete.

Da stieg den Berg heran ein bejahrtes Mütterchen, einen Korb auf dem Rücken, in den sie jedes Holzstückchen, jeden Span, der sich ihr auf dem Wege darbot, sorgfältig legte.

„Gott grüße Sie, Herr! ruhens aus?"

„Ja, Mütterchen. Wo willst Du hin?"

„Immer den Wald entlang, Holz aufzulesen zur „Winterfeuerung. Gott behüte Sie!" Sie wollte weiter.

„Verweilt doch einen Augenblick."

„Habe keine Zeit, muß bald wieder heim, den Kin„dern den Brei zu kochen und zuvor erst noch den Korb „hier füllen."

„Nun, weilt nur noch, ihr sollt ein gutes Trink„geld haben."

„Was verlangt ihr von mir?"

„Sieh Mütterchen, ich wollte von Dir wissen, ob „Du mir nicht ein Mährchen, ein Spukgeschichtchen von „der Rotenburg erzählen könntest. Du weißt gewiß der„gleichen, denn in euren Spinnstuben erzählt ihr in Win„terabenden euch immer solche Mährlein, wie mir oft „schon gesagt ist."

„Das könnte ich wohl, lieber Herr, aber dann müßt „ihr wenigstens einen Silbergroschen mir geben, sonst ver„diene ich heute nichts.“

„O Mütterchen, sollst ihrer drei haben, erzähle nur.“

Und die Alte setzte sich und hub an. „In unserm „Dorfe lebte einmal“ —

„Wie heißt euer Dorf?“

„Hackpfiffel heißts. Da hat ein Mann gelebt — das sind aber schon ein Paar hundert Jahre her — der Renatus hieß und Schulmeister war. Der hat viel gewußt, der hat hexen, den Gott sey bei uns beschwören, aus schwarz weiß machen können, hat immer in großen langen Büchern gelesen und Tag und Nacht beim Feuer gesessen, Erz und Kräuter zusammen gekocht und das blanke Gold daraus gemacht. Man glaubts gar nicht, was das für ein weiser Mann gewesen! Auch die Zitter hat er schlagen können, und wenns im Dorfe einen Tanz gegeben, und er aufgespielt, da haben die Leute gar nicht aufhören können mit Tanzen, da hat es sie ordentlich mit fortgerissen, so wunderbar hat er aufgespielt. Der geht nun einstmals hier vorbei bei dem alten Mauerwerk, als es schon angefangen schummerig zu werden, hat seine Zitter auf dem Rücken hängen und will noch hinüber aufs Rathsfeld, was dort jenseit des Berges liegt. Da schreit eine Riesenstimme aus dem dicken Thurme heraus: „Re„natus steh!“ Renatus fährt vor Schrecken in 'en Klump zusammen, denn wenn er auch ein sehr beherzter Mann gewesen und den Gott sey bei uns wohl zehn Mal schon

an die Wand gemalt hatte, so kam ihm doch dieser Anruf aus der verstörten Stätte, vor der er so oft schon und selbst um Mitternacht herum ungestört vorübergegangen, gar zu unerwartet. Er bleibt stehen, sieht und hört aber nichts, will schon weiter schreiten, da schreits mit noch gräßlicherer Stimme: „Renatus steh!" Er steht, zittert aber wie ein Aspenlaub. Da tritt aus jener Thür dort eine große, lange, magere, hagere Gestalt heraus, hat ein langes graues Kleid an, einen Strick um den Leib, eine hohe spitze Mütze, wie unser Kirchthurm in Hackpfiffel, auf dem Kopfe und vorn auf der Brust einen schwarzen Todtenkopf. Neben ihm steht ein großer, mächtiger, schwarzer Bullenbeißer mit feuerfunkelnden Augen, die immer hin und her sich drehen. Die Gestalt spricht: „Renatus, dich habe ich auserseh, ein wichtiges Werk „mir zu vollbringen, denn du bist ein Mann, der in den „Sternen liest, der die verborgenen Kräfte der Erde kennt „und jetzt vom guten Geiste mir zugesendet wird. Tritt „hier ein in dies Gewölbe, dort findest du ein todtes Kind, „dem grabe eine Grube in der Ecke, und übergieb es der „Mutter Erde." Renatus verbeugt sich stumm, als wolle er thun was verlangt werde, legt seine Zitter vor der Thür nieder und tritt ein. Im Hintergrunde sieht er hier bei spärlichem Lichte ein todtes Kind an der Erde liegen; nicht fern davon eine weibliche Gestalt, die Hände ringend und „wehe, wehe, er ist todt!" ein Mal über das andere Mal mit Thränen ausrufend. „Nun", spricht der hagere, häßliche Mann: „thue wie ich dir gesagt,

Renatus!" Da ergreift der zitternde Schulmeister einen Spaten und beginnt die Grabes-Oeffnung zu machen. Leicht wird ihm das in dem lockern Boden, aber dennoch ist er in Angstschweiß gebadet. Jetzt ist er fertig mit dem kleinen Grabe, da nimmt die immer noch fort wimmernde und jammernde Frau das Kind auf, wickelt es in ein fein Tüchlein und legt es in das Grab, wirft die erste Hand voll Erde auf die kleine Leiche und sinkt ohnmächtig zurück. Renatus bedeckt diese vollends mit Erde und bald ist er mit dem Grabhügel fertig.

„Gut so, Renatus! ich bin zufrieden mit Dir. Hier „ist Speise und Trank, erhole Dich. Draußen findest „Du ein Roß, das besteige, es wird Dich sicher und „ruhig dahin tragen, wohin Du wolltest."

Renatus steckt in die Taschen, was er erhalten, dankt aber für das Roß, versichert, er verstehe nicht zu reiten, gehe lieber, und will zur Thür hinaus. Da hält ihn der böse Mann beim Arm und spricht: „Du sollst und mußt „reiten, ich befehle es Dir. Das Roß ist sanft und gut, „Du leidest nicht Schaden und wirst es noch oft reiten, „denn es soll Dein eigen seyn. Das aber sage ich Dir, „berühre beim Reiten nicht die Saiten Deiner Zitter, sonst „bist Du verloren; hörst Du, sonst bist Du verloren, bis „Dir ein weißes Roß begegnet."

Renatus nickt, als wolle er thun wie ihm befohlen, geht hinaus, nimmt die Zitter und arbeitet sich mit vieler Mühe auf das ruhig stehende kohlschwarze Roß. Das geht nun sichern Schrittes fort und je länger je mehr

kehrt der Muth bei Renatus zurück, glücklich nach Rathsfeld zu gelangen. Immer mehr nimmt seine Angst ab und er wird so sorglos, daß er dem Gaul die Zügel auf den Hals legt und Speis und Trank hervorholt, sich zu stärken. Gar herrlich schmeckt es ihm, denn er ist sehr verhungert gewesen, und in der Flasche, voll des besten Weins, bleibt kein Tropfen. Leer ist sie, hoch wirft er sie in die Luft und sinkt ein Lied voll Lust und Freude. Jetzt sieht er die Lichter in Rathsfeld und nun ergreift ihn ein Jubel, bald zu seyn wo er hin will. An den langen fatalen Mann und dessen letzte Worte gedenkt er nicht mehr, greift in die Saiten der Zitter und singt eins. Ach, wie gehts dem armen Schulmeister da! Das Roß schnaubt und tobt, es bäumt sich, schlägt hinten und vorn hinaus und endlich rennt es im schnellsten Jagen vorwärts. Renatus sucht es zu halten, zu beruhigen, umsonst. Er will sich herunter werfen, aber nicht loskommen kann er, wie angefesselt ist er, und wilder und immer wilder rennt das unbändige Thier fort ins Weite, durch Thäler und über Berge ohne zu rasten, ohne zu ruhen. Renatus ringt die Hände, streckt sie gen Himmel, betet, flucht alle Teufel zusammen, jammert und wimmert, nichts hilft; das schwarze Thier rennt, er sitzt fest darauf, muß mit fort, und dabei drängt es ihn unaufhörlich, auf der Zitter zu spielen, er kann es nicht lassen, so gern er auch will. So läuft das Roß zwei Nächte und einen Tag in eins fort, und Renatus hängt zuletzt matt und todtenbleich von ihm herab. Da stehts endlich, das Roß, mit Schaum

bedeckt. Renatus schlägt die Augen auf. Er sieht sich in einer öden Gegend und sieht, daß einer auf einem weißen Rosse auf ihn zureitet. Ehe sich dieser ihm aber ganz naht, fällt er vom Gaul ohnmächtig auf den Sand nieder. Wie lang' er da gelegen, hat er nicht gewußt. Als er aber erwacht, da liegt er in einem schönen, prächtig geputzten Bette, und daneben steht ein Mann und ein bildschönes Mädchen, die sind angezogen als wie die Türken.

„Wo bin ich denn?" fragt der erstaunte Schulmeister. Da erzählt ihm die feine Dirne, daß er viele tausend Meilen von Hackpfiffel entfernt und in Asien sey, daß er auf der Rotenburg das Werkzeug einer Freventhat gewesen, dort ein böser Geist sich seiner bedient, an Kaiser Friedrich dem Rothbart sich zu rächen, und, da er der Warnung ungeachtet, die Zitter doch gespielt, der Spruch an ihm in Erfüllung gegangen sey, so lange zu reiten bis ein weißes Pferd ihm begegne. — Der Dirne Vater, der ein Fürst gewesen, fährt denn fort: daß er des armen Renatus Loos gekannt, daß seine Tochter im Zauberspiegel gesehen, wie traurig es ihm gegangen, aus Mitleiden ihn gebeten zu helfen, worauf er ihm auf seinem weißen Zelter entgegen gekommen, und so den Fluch gelöst habe, der über ihn ausgesprochen sey.

Der Schulmeister dankt seinem Wirth schönstens für die große Hülfe, und als er sich nach einigen Tagen erholt, will er sich wieder auf den Weg nach Haus begeben; allein der Fürst spricht zu ihm: „Bleibe noch bei uns!" und Renatus bleibt mehrere Monden lang. In

der Zeit da weiß er gar nicht wie ihm geschieht; er fühlt sich immer kraftvoller und jünger und wird immer schmucker. Bald sieht er sich wieder völlig als Jüngling in voller Blüthe stehen. Die schöne Dirne — es war die Prinzessin Tochter — die verliebt sich in den jung gewordenen Renatus, und als ihr Vater stirbt, da zieht sie mit ihm als seine Frau nach Hackpfiffel. Große Reichthümer nehmen sie mit, leben sehr lange glücklich, zufrieden und im Ueberfluß, und als sie endlich beide in einer Stunde sterben, da legt man sie zusammen in ein Grab. Den Stein, unter welchem Renatus und Zoraide ruhen, könnt Ihr, lieber Herr, noch heute in Hackpfiffel sehen.

Seht, das ist das Mährchen, was ich Euch erzählen konnte, nun weiß ich aber keins mehr."

„Habt Dank dafür, Mütterchen, es hat mir wohl „gefallen, und hier ist euer Lohn." Sie ging.

An dieses Mährchen knüpfe sich hier die Mittheilung einer Scene, die sich auf Rotenburg darstellte und, trotz ihres mährchenhaften Anstrichs, in der Wahrheit begründet ist.

Es mögen ungefähr drei oder vier Sommer her seyn, da kommt der Bewohner eines nicht allzu fern von der Rotenburg gelegenen Ortes, durch das Thal der herrlichen goldenen Aue. Noch nie in diesem gelobten Lande gewesen, wird er von seinen Reizen unendlich ergriffen, und

von oben herab diesen gesegneten Erdstrich zu überblicken, steigt er zur Rotenburg hinan. Der Tag ist heiß, kein kühlend Lüftchen weht. — Mächtig strahlt die Sonne und beugt Alles nieder, was nicht des Schattens Kühle birgt. Bald nach der heißesten Mittagsstunde ist es, wo Hugo — so mag der Reisende heißen — von Kelbra ausgeht, im Sonnenbrand durch wogende Saatfelder bis zum Walde schleicht, dann unter dichtem Buchenwald hinan klimmt und erschöpft und durstend oben anlangt. Ein recht behagliches Plätzchen sucht er sich hier, wo Schatten und freie Sicht auf das wunderliebliche Thal vereint sind und eine dichte Hecke von Buschwerk im Rücken gegen Luftzug ihn birgt. Da läßt er sich auf Moos und Rasen nieder, lehnt sich an einen Baum und mit verschränkten Armen ergiebt er sich ganz dem Genusse der vor ihm ausgebreiteten Landschaft. Eine halbe Stunde hat er in diesem Genusse geschwelgt, da fühlt er, wie seine Zunge lechzt nach einem Labetrank und wie dies Gefühl immer mehr zunimmt und mit jeder Minute sich steigert, und da er es nicht befriedigen kann, so macht er sich durch die Worte Luft: „Ach! wer hier eine Tasse Kaffee hätte!" Kaum ausgesprochen, so tritt hinter dem Gebüsch, das seinen Rücken deckt, eine Dame weißgekleidet, eine Tasse mit Kaffee haltend, mit den Worten hervor: „Hier ist eine Tasse Kaffee!" Die weiße Dame sehen, aufspringen und in weiten Sätzen den Berg hinabstürzen, ist eins. Unten in Kelbra wirft er sich in den Wagen, kehrt nach Haus zurück, wird hier augenblicklich von Fieberfrost geschüttelt,

und erkrankt. Die Dame, welche auf der Rotenburg Vorkehrungen zum Empfang einiger Freundinnen gemacht, Kaffee bereitet, die Worte des unbekannten Fremden gehört und deshalb so schnell seinen Wunsch nach diesem Getränk erfüllen konnte, womit sie ihn angenehm zu überraschen hoffte, war nicht wenig ob der seltsamen Wirkung ihres Erscheinens erstaunt und selbst erschrocken, und als ihre Freundinnen ankamen, war es das erste, dies seltsame Abenteuer zu erzählen, worüber freilich Alle herzlich lachten. Von Mund zu Mund geht die Kunde davon bald in der umliegenden Gegend herum, und nach acht Tagen erfährt die weiße Dame den Namen und Wohnort dessen, dem sie eine geistige Erscheinung gewesen und zugleich, daß der Unglückliche schwer darnieder liege. Da fühlt sie sich verpflichtet, das möglichst wieder gut zu machen, was sie schuldlos bewirkt. Sie eilt hin nach dem Orte, wo Hugo noch im Fieber liegt, läßt sich ans Krankenbett bringen, theilt die Veranlassung ihres Besuchs mit, sagt, daß s i e es gewesen, die ihn mit der Tasse Kaffee erquicken wollen, erzählt alle Umstände aufs genaueste um den Kranken die Ueberzeugung zu verschaffen, daß und wie Alles ganz natürlich zugegangen, und beklagt sehr, daß sie unwillkührlich und durch ihre gute Absicht zu erquicken, ihm nur geschadet habe; doch Alles umsonst. Hugo glaubt von Alle dem nichts, verbleibt dabei, ein übersinnliches Wesen sey jene Erscheinung gewesen, und die weiße Dame muß sein Krankenbett verlassen ohne die Ueberzeugung mitzunehmen, das sie den Irrenden beru-

higt. Späterhin erfährt sie jedoch zu ihrer Beruhigung, daß Hugo wieder genesen ist.

Als eines Anhangs zur Biographie der Rotenburg muß ich nun noch des alten sogenannten deutschen Götzen Püstrich erwähnen.

Es mögen nun wohl 300 Jahre her seyn, als von einem damaligen Bewohner der Rotenburg, der von Tütcherode hieß, ein kleiner metallener bausbackigiger Junge unter Schutt und Steinen in einer unterirdischen Kapelle der Burg gefunden wurde. Da man nicht wußte was man daraus machen sollte, und doch etwas von ihm erzählen wollte, so entstand nach und nach folgende Geschichte. Es sey nämlich diese Figur ein von den ältern Bewohnern Thüringens verehrter Götze gewesen, der Püstrich geheißen. In der Kapelle auf dem Schlosse Rotenburg habe er gestanden, und sey da verehrt. Im Zorne habe er Feuerflammen ausgespieen, die nicht eher nachgelassen, als bis ihm Geschenke geopfert worden wären.

Diese Erzählung pflanzte sich fort, erlangte durch die Länge der Zeit den Anstrich historischer Wahrheit, und setzte vor ungefähr hundert Jahren, wo Zufall die Aufmerksamkeit Vieler darauf lenkte, eine Menge Federn in Bewegung. Alle Chronikenschreiber dieser Gegend, und deren sind nicht wenige, haben mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit sich über den Ursprung des kleinen dicken Püstrichs weit und breit ausgelassen. Besonders thut dies Sagittarius in seinen Antiquitt. gentilismi et christianismi Thu-

ringici, worin er auch eines alten Kupferstichs vom Püstrich erwähnt, der die Beischrift führt:

„Siehstu diß Bild, und bist ein Christ,
Dank Gott, daß du errettet bist;
Durch sein Wort von der Heydenschaft
Zum christlichen Glauben gebracht."

Wenn die mehresten Stimmen immer entschieden, so wären wir freilich mit der göttlichen Eigenschaft des kleinen Jungen auf dem Reinen; allein dies Stimmen-Uebergewicht mögte dieses Mal nicht gewichtig genug seyn. Denn Alles, was sowohl ältere als neuere Schriftsteller zum Beweise der Behauptung, daß der Püstrich ein Götze der Thüringer gewesen, beigebracht haben, ist ein Gewebe von Fabeln, Unwahrscheinlichkeiten und Trugschlüssen. Ein zum Aberglauben geneigtes, mit den Kräften der Natur unbekanntes Zeitalter, konnte freilich leicht in diesem Bilde, dessen Wirkungen ihm unerklärbar waren, ein Werk der Zauberei und des Götzendienstes der Vorfahren erkennen, besonders wenn dieser Glaube durch absichtliche Täuschung erzeugt oder doch genährt wurde. Die Nachwelt aber sah heller; ihr scheint aus allen Forschungen hervorzugehen, daß, wenn der Püstrich ein Götzenbild war, er keines der Thüringer, eher eines der Slaven, einst Kolonisten in der goldenen Aue, gewesen, denen man wahrscheinlich Anfangs ihren alten Gottesdienst ließ.

Die Bestimmung des Püstrichs wird indessen wohl fortwährend ein Räthsel bleiben, da wir ihn erst mit seinem Ausgraben kennen gelernt haben, und vor diesem Zeit-

punkte nirgends seiner erwähnt finden. Er bleibe daher in der allgemeinen Meinung ein Ehrenmitglied der alten deutschen Mythologie, bis neue Aufklärungen über seine Bestimmung uns werden.

Daß übrigens ein solcher dicker metallener Knabe auf der Rotenburg wirklich gefunden wurde, von der Tütcherodeschen Familie an die Reiffensteinsche, und von dieser im Jahre 1546 an den Grafen Günther von Schwarzburg kam, ist so wenig als sein Daseyn zu leugnen, denn er wird noch bis auf den heutigen Tag auf dem Schlosse in Sondershausen verwahrt. Ich sah ihn da öfters, und gebe daher folgendes Bild von ihm aus eigener Ansicht.

Man denke sich einen sechsundsiebzig Pfund schweren Jungen, 2 Fuß ½ Zoll hoch, von ungewöhnlich starkem Gliederbau, mit aufgelasenen Backen, platter Nase, dummen Gesichtszügen, und aufgetriebenem Bauche von 2 Fuß 6 Zoll im Umfange, der mit dem rechten Beine kniet, die rechte Hand — die aber nicht vollkommen ist, da, wie es scheint, die Masse im Gusse ausgelaufen — auf dem Kopfe, die linke auf dem linken Knie liegen hat. und — man hat des Püstrichs Bild vor sich. Der linke Arm ist nicht vollständig da, er fehlt vom Ellenbogen an, Diese Verstümmelung nahm Landgraf Moritz von Hessen mit ihm vor, der den Püstrich einstens nach Cassel kommen ließ, um ihn und das Metall, aus dem er gegossen ist, näher kennen zu lernen. Sein Forschungsgeist trieb ihn so weit, daß er es sich, ohne Bewilligung des Eigenthümers, erlaubte, die Hälfte des linken Arms abzuschla-

gen und sie sogar an sich zu behalten; allein auch dies führte ihn zu keinem gewissen Resultat, und der Püstrich war verstümmelt. Ob der Arm noch jetzt in Cassel aufbewahrt wird, weiß ich nicht; in Sondershausen ist er nicht. Auf dem Kopfe, dessen Haar glatt gekämmt und im Nacken rund abgeschnitten ist, und im Munde, finden sich zwei Oeffnungen, nicht so groß, um einen Finger hineinstecken zu können, und zwischen den Sitzbacken ist ein Stück Eisen mit einem viereckigen Loche eingegossen, um ihn mittelst eines durchgesteckten Riegels festhalten zu können. Inwendig ist er durchaus hohl, und faßt ungefähr 9 Maaß. Die Füße fehlen beide, scheinen aber auch gar nicht daran gegossen zu seyn.

Der erwähnten Sage zu Folge hat er, wenn er böse war, aus jenen beiden Löchern Feuerflammen gespieen. Man solle, hieß es, dies Flammenspiel noch immer bei ihm bewirken können, wenn man ihn mit Wasser anfülle, die Oeffnungen fest zupfropfe, und auf glühende Kohlen setze. Er fange dann an zu schwitzen, mit einem donnerähnlichen Krachen führen die Pfröpfe heraus, das Wasser sprudele in Feuerflammen prasselnd hervor, wo es hinfalle, zünde es brennbare Dinge an, unbrennbare beflecke es, und ein widriger Geruch verbreite sich. An dieser Wirkung sey allein das unbekannte Metall Schuld, aus dem die Figur gegossen. Um nun zu wissen, ob dem wirklich so sey, das Metall wirklich jene ungewöhnlichen Kräfte noch jetzt besitze, nachdem das Götzenbild schon seit vielen Jahrhunderten von seinem Throne herabsteigen müssen,

hat man häufige Versuche angestellt. Heydenreich erzählt in seiner Schwarzburgischen Geschichte (1743), daß man in der Sondershäuser Schloßküche einen solchen Versuch gemacht, der aber übel abgelaufen, indem alles umher in Brand, und das Schloß selbst in Gefahr gerathen sey, in Feuer aufzugehen. Er vergißt aber dabei zu sagen, ob man das Bild mit reinem Wasser, oder mit Oel oder Weingeist, oder womit sonst angefüllt habe. Im Jahre 1814 oder 1815 wurde bei Sondershausen ein gleicher Versuch im Freien gemacht. Man ist ganz damit, wie oben erwähnt, verfahren, hat ihn aber nur mit Wasser gefüllt. Die Wirkung war, wie mich ein Augenzeuge versicherte, nur die gewöhnliche, wenn kochendes Wasser eingesperrt ist. Die Dämpfe sprengten mit einem Knalle die Pfröpfe heraus, und qualmten alsdann aus den Oeffnungen. Feuerflammen bemerkte niemand, so wenig als üble Gerüche. Bloßes Wasser ist also nicht hinreichend, jene Wirkung hervorzubringen, so wenig als der Einfluß des Metalls. Der Püstrich ist daher in dieser Hinsicht nur ein figurirter papinianischer Topf. Indessen mögte es wohl möglich seyn, Feuerflammen aus ihm heraussteigen zu lassen, wenn man ihn mit brennbaren und geistigen Materien anfüllte, z. B. mit Oel, das dann wohl, durch die durch seine Zersetzung erzeugte Menge brennbarer elastischer Flüssigkeiten, bei ihrem ungestümen Austritt einen heftig flammenden Feuerstrom darstellen würde. Und, wenn jemals seine Diener dies Spiel zum Schrecken seiner Verehrer und zum Eintreiben neuer Kontributionen

mit ihm trieben, so werden sie auch gewiß dergleichen dazu genommen haben.

Zur Untersuchung seiner Masse stellte der Prof. M. H. Klaproth Versuche an, wozu ihm ein vom Götzenbilde abgeschnittenes Stückchen mitgetheilt wurde. Das Resultat war: daß tausend Theile der Masse aus 916 Kupfer, 75 Zinn und 9 Blei bestehen *).

Der Name Püstrich ist übrigens deutsch, und kommt wahrscheinlich von pusten, blasen, her, weil seine Backen aufgeblasen sind. Die Niedersachsen nennen jetzt noch einen Blasebalg einen Püster.

Von den vielen zur Erklärung der ursprünglichen Bestimmung des Püstrichs aufgestellten Hypothesen möge hier, zur Kurzweil der Leser, eine der jüngsten und — lächerlichsten folgen.

Der Bergkommissär Rosenthal in Nordhausen — schon längst ist er todt — sagt nämlich: der Püstrich sey gewesen, eine — Branntweinsblase. Zur Unterstützung dieser ernstlich abgegebenen Meinung, bekleidet er einen Grafen Heinrich von Rotenburg, der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, unter der Regierung der Kaiser Heinrich VI und Otto IV gelebt habe, mit dem Amte eines kaiserlichen Küchenmeisters und sagt: „Als solcher „mußte der Graf dem zuletzt erwähnten Regenten bei dem „Zuge zur Krönung nach Rom folgen und lernte auf die-

---

*) Journal f. Chemie u. Physik, v. Schweigger. 1r Bd. 1811. S. 909.

„ser Reise im Mantuanischen die Verfertigungsart des „konzentrirten Weins aus schlechtem Wein machen. Dies „bewog ihn, die Frankenhäuser und Wallhäuser Weine auf „die nämliche Art zu veredeln. Er schaffte sich also bei „seiner Rückkehr zu diesem Behufe eine Destillirgeräthschaft „an, welche, da sie in die kaiserliche Küche kommen sollte, „die Gestalt eines Küchenjungen erhielt. In der Folge „nahm er diese Maschine mit auf die Rotenburg und zog „seine Landweine darauf ab."

Abgerechnet die auffallenden Verstöße gegen die Zeitrechnung, welche der Urheber dieser sehr lustigen Meinung hierbei begeht, so kann auch von Heinrich von Rotenburg, dessen verschiedene Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts als kaiserlichen Küchenmeister (magister coquinae), aber nie mit dem Grafentitel gedenken, hier gar nicht die Rede seyn, weil er einem ganz andern Geschlechte angehörte. Fast mögte man glauben, der Rosenthal habe als Satire auf die vielen über den Püstrich aufgestellten Hypothesen, die seinige absichtlich in dies lustige Gewand gekleidet; aber nein, es war damit sein voller Ernst.

* * *

Zu Vorstehendem lieferten Müldener, in seinen Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen. 1752. 4. — Paul Jovius in seinem Chronicon Schwarzburgicum — Sagittarius in den Antiq. gentilismi et christianismi Thuringici — und die Geschichte der Rotenburg von Hesse im 3ten Hefte der

Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquarischer Forschungen des sächs.=thüring. Vereins für Erforschung vaterländischer Alterthümer, 1823. 4. die erforderlichen Data. Der letzten sehr fleißig ausgearbeiteten und gründlichen Abhandlung ist ein Grundriß und eine Abbildung der Rotenburg beigefügt, so wie eine Abbildung des Püstrichs, über welchen viele alte Schriftsteller, auch neuere reden, die ausführlich in oben erwähnter Schrift von Hesse verzeichnet sind.

38. 39. 40.

Rauhenstein, Rauheneck, und Scharfeneck bei Baaden in Oesterreich.

Ist diesem allem nicht, so weit
Dein scheues Auge blickt,
Der Stempel der Vergänglichkeit
Bedeutend aufgedrückt?

Abdallah u. Balsora.

38. 39. 40.

Rauhenstein, Rauheneck, und Scharfeneck.

Unter Oesterreichs schönern Gegenden gebührt der 4 Stunden von Wien entfernten Stadt Baaden und ihren Umgebungen eine vorzügliche Stelle. Reich ausgestattet durch eine Fülle natürlicher Reize, wo jede Nachhülfe von Seiten der Kunst unnöthig war, bleibt man lange zweifelhaft, welchem Theile derselben man den Vorzug zugestehen soll. Doch bald wird man sich bestimmen können, wenn man das Sankt Helenenthal kennen lernte. Mit ganz vorzüglichen Reizen ist dieses schöne Thal geschmückt, dessen Eingang sich eine Viertelstunde südwestwärts von Baaden öffnet. Bei Heiligenkreuz beginnt es, und von der Schwechat wird es bewässert.

Nur wenige Gegenden sind so ganz zur Heimath romantischer Schwärmerni geschaffen, als diese bezaubernde Bergschlucht. Drei alte Schlösser — Rauhenstein, Rauheneck und Scharfeneck — jedes in einem verschiedenen Grade der Zerstörung der Zeit preisgegeben, thronen im

engen Umkreise einer halben Stunde, auf den Zinnen bewaldeter Felsenberge umher. Selbst in ihren Trümmern noch drohend und schauerlich, scheinen sie zur Stunde die furchtbaren Wächter und Tyrannen der Gegend zu seyn. Doch, die Täuschung schwindet bald. Friedliche Hütten ruhen im Busen des Thals umher gestreut, sonder Furcht vor Bedrückung von Seiten ihrer trotzigen Nachbarn, denn die Sitze der Gewaltigen liegen in Trümmern, und ihre Namen und Thaten sind untergegangen im Strome der Jahrhunderte. Statt des Waffengetümmels ihrer zur Befehdung des Nachbarn ausgesandten Söldner, vernimmt der Wanderer nur das Knarren des Pflugs und den Hammerschlag friedlicher Gewerbe; statt des Wieherns kampflustiger Rosse wiederhallt aus den Wäldern das Muhen weidender Kühe; statt der Trompete des Herolds, das Jauchzen fröhlicher Hirtenknaben.

Die brüderliche Vereinigung jener drei Burgen, in einem so kleinen Triangel, und ihre eng verbundenen Schicksale mit einander, veranlassen, sie hier vereint vorzuführen. Zuerst

Rauhenstein,

das an der Nordseite des Thals auf den grotesken Vorsprüngen eines rauhen, steilen Felsens von verhärtetem Kalktuff liegt und daher wohl seinen Namen erhielt, der später auch auf das am Felsen entstandene kleine Dörfchen überging. Seine Ueberreste sind unter den drei Schwester-

bur-

burgen, die bedeutendsten noch. Zu ihnen führen von verschiedenen Seiten her Pfade, die man den letzten Besitzern der Burg und den Erzherzögen Anton und Rudolf verdankt. Außer den hohen und starken Ringmauern, stehen noch der Wartthurm und das sehr ansehnliche Hauptgebäude, dessen Dach jedoch eingestürzt ist und die Decke der Gemächer zertrümmerte. Der Wartthurm ist uralt, die andern Reste aber, besonders das aus zwei Stock bestehende Hauptgebäude scheint dem 16ten Jahrhundert anzugehören. In diesem erkennt man noch den Rittersaal und die Kapelle. Schwarz und gräßlich, als hätte ein Brand vor wenigen Tagen erst die Verheerung vollendet, verschmelzt das rußige Gemäuer mit den, vom Thale aus, unersteiglichen Felszacken seiner unvergänglichen Fundamente. Zeit und Witterung waren es nicht, welche den Mauern diese Färbung gaben, wie man beim ersten Anblick zu glauben versucht wird, sondern das Kien- und Terpenthinbrennen, das Jahre lang in den Ruinen getrieben ward. Vom Thurme, auf dessen Höhe eine Treppe führt und wo Sitze einladen zum ruhigen Genusse der Umsicht — die bei Rauheneck näher angedeutet werden wird, da sie hier mit wenigem Unterschied dieselbe ist — zeigt sich wie im Grundrisse die Burg und sieht man, wie vom Rücken allein sie angreifbar war, wo ein höherer Waldberg das Schloß überragt. Hier bedurfte es nur, zur Vertheidigung des Zuganges, bedeutender Außenwerke, die auch größtentheils noch bestehen, obgleich seit länger vielleicht

als einem Jahrhunderte, dicke Föhren und Gesträuch aus ihrem geborstenen Gemäuer emporwuchern.

Wer Rauhenstein erbauete und weshalb es erbauet ward, davon findet sich keine Spur. Man hat zwar die Behauptung aufgestellt, daß Karl der Große einem Ritter, Turso, der einem, schon unter den longobardischen Königen durch Tapferkeit ausgezeichneten Geschlechte angehört, hierher gesendet, diese Gegend von zahlreichen Räuberhorden zu säubern; daß sich dieser, um einen Ueberblick der Gegend zu haben und besonders das Helenenthal zu beherrschen, hier die Burg Rauhenstein errichtet, und Stammvater des in Oesterreich bald mächtigen Geschlechts der Turso oder Turse von Rauheneck geworden sey, das bald die ganze Gegend beherrscht, da schon im Jahr 815 sein Sohn Radegund die Burg Scharfeneck und im Jahr 919 Ernst Turso unser Rauheneck gegründet habe; schwer mögte aber alles dieses zu beweisen seyn. Im 9ten und 10ten Jahrhundert war Niederösterreich bis Melk eine Wildniß wieder geworden, wie es vor Karl dem Großen gewesen, denn die wilden heidnischen Ungarn hielten es besetzt, von denen es sich erst in der Mitte des 11ten Jahrhunderts befreit sah. Wie hätten nun während dieser hundertjährigen Nacht Burgen entstehen, mächtige Geschlechter hier blühen können!

Richtiger, obgleich auch nicht mit voller Zuversicht, ist die Gründung der Burg Rauhenstein an das Ende des 11ten Jahrhunderts zu setzen und das Geschlecht der Turso erst mit dem 12ten Jahrhundert zu beginnen, dem auch

der Bau von Rauheneck und Scharfeneck, von denen es sich späterhin nannte, zuzuschreiben ist.

Daß Rauhenstein im Jahre 1160 stand, geht aus einer Urkunde des Stifts Heiligen-Kreuz von diesem Jahre hervor, in welcher zuerst der Besitzer desselben, Seifried Turso von Rauhenstein, vorkommt. Vielleicht war er Erbauer der Burg, denn früher ist nirgends einer des Namens erwähnt. Ein Heinrich von Rauhenstein findet sich in Urkunden von 1178, und ein Otto von Rauhenstein in dergleichen von 1231. Daß im Anfange des 14ten Jahrhunderts Wein um die Burg herum gezogen wurde, ist aus verschiedenen Umständen zu schließen. Jetzt ist freilich auch nicht die entfernteste Spur mehr davon zu entdecken.

Bis gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts blieb die Familie Rauhenstein im Besitze der Burg; aber von da an wechselten ihre Besitzer oft. Der erste nach den Rauhensteinern muß das Stift der regulirten Chorherren in Klosterneuburg gewesen seyn, denn dieses verkaufte die Burg 1347 an Dietrich von Enzersdorf, der sie wieder an Friedrich von Tyerna käuflich überließ. Im Jahre 1398 waren Georg und Albert von Puchhelm ihre Herren. Von ihren Nachkommen zeichnete sich 1499 Wilhelm von Puchheim durch eine, vielleicht veranlaßte, Frevelthat seiner Reisige und Knechte aus, welche die Packwagen der Gemahlin Kaiser Maximilians I, als sie sich nach geendigtem Wochenbette aus den Bädern von Baden nach dem Kloster Heiligenkreuz im Walde, und von da wieder

zurück nach Neustadt begeben wollte, plünderten. Diesen Frevel zu bestrafen, schickte der Kaiser Kriegsvolk von Wien, und bot auch die Leute am Gebirge zur Eroberung Rauhensteins auf. Es wurde schweres Belagerungsgeschütz davor gebracht, und nach starker Gegenwehr endlich auch mit Sturm eingenommen. Puchheim führte man mit seinen räuberischen Knechten nach Neustadt in gefängliche Haft. Er wurde in Bann gethan und seine Burg fiel dem Landesherrn anheim, der sie 1500 an Heinrich Prüschenckh, Grafen zu Hardeck nebst andern Herrschaften noch pfandweise überließ.

Im 16ten Jahrhundert wechselte Rauhenstein auch wieder seine Besitzer öfter. Christoph Kutterfelder war es im Jahre 1526, von welchem es Wolfgang Freiherr von Hohenfeld, Besitzer der öden Veste Rohr, 1562 erkaufte. Wahrscheinlich löste von diesem die kaiserliche Kammer es wieder ein, denn im Jahre 1592 übergab diese es bestandweise an Aegidius Gattermeyer, kaiserlichem Kriegszahlmeister, von welchem die Grafen von Gatterburg abstammen. Das Jahr darauf schon erscheint Andreas Dozzy Freiherr von Tschernowitz, kommandirender General in Oberungarn, und zwei Jahre später, 1595, Georg Saurer von Sauerberg, als Rauhensteins Eigenthümer. Des Letztern Gattin stiftete die Kapelle im Helenenthale zu ihrem Erbbegräbnisse.

Im 17ten Jahrhundert erscheinen als Besitzer folgende: 1602, Marie Gräfin Sinzendorf geborne von

Hohenfeld, welche vom Vormund der Kinder des vorigen Eigenthümers Rauhenstein erkaufte, und von der es in demselben Jahre noch, als Erbe, auf Ludwig, Otto und Christoph von Hohenfeld überging. Drauf war Rosine von Märing und Ursula Freitager im Besitz und 1617 Bernhard Bayr, der auch Vöslau und Weinzierl besaß; dieser starb 1634 ohne Kinder. Rauhenstein kam an seinen Bruder Hans Paul Bayr, der sich, nach seiner 1635 erfolgten Erhebung in den Freiherrenstand, Herr von und zu Rauhenstein nannte. Durch seine Enkelin ging es an den Grafen Ludwig von Hochkirchen, ihren Gemahl, über, der es aber nicht lange besaß, indem er wegen der unter Kaiser Ferdinand III ausgebrochenen Religionsunruhen, als ein eifriger Protestant, das Land verlassen mußte. Unter der langen Reihe von Eigenthümern, welche Rauhenstein von dieser Zeit an in schneller Abwechselung hatte, führen wir hier den von Quarient und Raal, welcher kaiserlicher Gesandter in Konstantinopel war, deshalb auf, weil man annimmt, daß durch ihn die, noch jetzt in den Ruinen von Rauhenstein und Rauheneck grünenden hundertjährigen türkischen Haselnußbäume (Corylus arborea), angepflanzt wurden. Um das Jahr 1715, wo sein Sohn Rauhenstein besaß, muß dies schon sehr verfallen gewesen seyn, denn er wohnte nicht mehr auf der Burg. Durch seine Schwester wurde sie Eigenthum der Edlen von Piazzone im Jahre 1722, war aber nun gänzlich verfallen. Seit 1757 ist sie nebst der Herrschaft Weikersdorf, welche schon längst zur Herrschaft

Rauhenstein gehörte, ein Eigenthum der Familie von Dobblhof und ist es bis jetzt noch.

Für die Badegäste in Baden sind Rauhensteins Ruinen ein höchst angenehmer und ein sehr besuchter Punkt. Ein bequemer Weg führt hinauf, und den Thurm ersteigt man auf 160 theils steinernen, theils hölzernen festen Stufen. Oben auf seiner Zinne, die ringsum mit starkem Geländer versehen ist, genießt man der herrlichsten Aussicht in das rechts sich verengende, links sich freundlich eröffnende Helenenthal und hinüber auf die Burgen Rauheneck und Scharfeneck. Daher wimmelt es auch hier an freundlichen Tagen von frohen, Naturgenuß liebenden Menschen. Nach alten Sagen zog sich von einer Burg zur andern eine goldene Zauberkette im segensvollen Dreieck über das Thal hin. Die Kette mag wohl der aufklärenden Wahrheit neuerer Zeit gewichen seyn, aber der Zauber, der jeden mit unwiderstehlicher Sehnsucht an das Thal bindet, ist für jeden, der dafür empfänglich ist, bis auf den heutigen Tag geblieben.

Rauheneck

liegt an der linken Seite des Eingangs und an der südlichen Seite des Helenenthals, auf einem mit Tannen überwachsenen Berge, viel höher als Rauhenstein, und scheint der Schlüssel zu dem Helenenthale und zu den andern beiden Schlössern gewesen zu seyn. Wenige Ruinen

gewähren vielleicht einen so malerischen Anblick, als diese. Wenn man in den äußern Vorhof getreten ist und auf dem freien Platze des Zwingers verweilt, wo zur Rechten die verfallene Kapelle, kennbar durch das Kreuz über dem Eingange, zur Linken die vermuthliche Wohnung des Priesters steht, so übertrifft nichts den Anblick, den man hier in das Innere der Burg hat. Wie Coulissen treten auf beiden Seiten die Querwände der alten Gebäude hervor, und bilden eine immer mehr sich engende Vertiefung von beträchtlicher Länge. Die Mauern längs den Thorwegen sind zusammengestürzt und verschaffen durch den freien Einfall der Strahlen der Morgensonne eine magische Beleuchtung. Im Hintergrunde erhebt sich ein dreieckiger Thurm, ein wahrer Koloß, dessen stumpfe Spitze sich oft in den Wolken birgt. Ganz von Quadern aufgethürmt ist er, und Ehrfurcht erweckend sein Bau. Errichtet, gegen jeden irdischen Feind geschützt zu seyn, und, wenn auch die Burg erobert würde, sich darin noch zu vertheidigen, hat er bis jetzt auch den Anfällen der Zeit widerstanden. Oeffnungen hat er nicht, nur Schießscharten und einen Eingang, zu dem man aus dem zweiten Stockwerk eines Nebengebäudes gelangte. Man kann sich nicht loßreißen von diesem Theater, das durch das Zerstören der Zeit entstand. Gleich den Riesen der Vorwelt stehen hochstämmige Fichten und Tannen auf der verlassenen Bühne; ihre Aeste rauschen geheimnißvolle Geistertöne, ihre Wipfel neigen sich, betrachtend des Schicksals unerklärten Gang.

Auf achtzig Stufen steigt man, von der erwähnten Oeffnung des Thurmes an, zu seiner Spitze hin. Hier ist die Umsicht überaus schön, reich und ausgebreitet. Ein zauberisches Panorama breitet sich vor dem staunenden Wanderer aus. Rechts sieht man Baden, das freundliche, belebte Baden, mit seinen reizenden Umgebungen, ein Gewühl von wohlgebauten, prächtigen Häusern, Tempeln und Gärten, und blickt mit stolzer Empfindung auf das viel tiefer liegende Rauhenstein hinab. Links öffnen sich unbewohnte, romantisch wilde Thäler. Gerade vorwärts bilden die Helenenkirche, die Häuser am Urthelstein, die Klause, und die Burgruinen von Scharfeneck ein liebliches Gemälde, dessen Hintergrund die ungeheure Ebene des alten Pannonien ist, welche hier ganz geöffnet vor dem Auge liegt. An funfzig Oerter stellen sich deutlich auf ihr dar, und in weiter Ferne, den Hintergrund bildend, ziehen sich im blauen Kolorit die Leitha-Gebirge, die Grenze von Ungarn, hin, auf welchen die Lorettokapelle, am höchsten Berge, herüber blickt. Entzückt von dem Genusse, welchen dieser einzige Standpunkt darbietet, ist gewiß Jeder, der hier war, und dann ist er auch erfüllt von Dank für die, welche überhaupt zur Verschönerung der ganzen Umgebung Badens so reichlich wirkten und besonders die sichere Ersteigung dieses Thurmes möglich machten. Diese Beförderer des allgemeinen Vergnügens und Genusses sind: die Erzherzöge Anton, Rainer und Rudolf von Oesterreich. Schönere Denkmale konnten sie sich nicht setzen!

Aber in Rauhenecks Ruinen spukt es auch. Ein Geist, dem das Schicksal herumzuwandeln gebot, schleicht hier aus und ein, und ächzt und klagt ob seiner Erlösung. Diese aber hängt von dem Bäumchen ab, das jetzt nur noch als Staude aus der Mauer des hohen Thurms emporwächst. Wenn dieses zu einem solchen Stamme gediehen ist, daß eine Wiege daraus wird gemacht werden können, so wird ein Kind darin geschaukelt werden, das als Priester den Geist erlösen kann. Täglich schleicht nun der arme Geist um den Thurm herum, schaut hinauf nach dem Bäumchen, ob es auch noch da sey, zittert, wenn ein Sturmwind saust, der es entwurzeln, oder wenn Blitze die Luft zerschneiden, die es zerschmettern könnten. Denn, verdorrt das Bäumchen, so muß das geplagte Wesen warten, bis wieder ein Bäumchen dort oben aufsprießt und jene Stärke erreicht.

Rauheneck scheint nicht nur eben so alt zu seyn wie Rauhenstein, sondern noch älter. Den Turso's, die Rauhenstein erbauet haben sollen, schreibt man auch den Bau Rauhenecks zu, dessen Namen sie mit führten. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts war Heinrich von Pillichsdorf Besitzer davon. Er hatte es durch List an sich gebracht und nannte sich ungescheut danach. Heinrich war ein unruhiger Kopf, der viele böse Händel vollführte. Besonders brachte er die Wiener so gegen sich auf, daß diese, mit Erlaubniß des Herzogs Rudolf, gegen ihn zogen. Der österreichische Geschichtschreiber Horneck besang

diesen Zug und sagt, daß die Wiener Rauhenstein geschleift hätten:

„als ob nie Stein davor
wär gelegt empor.“

Pillichsdorf wußte indessen schlauerweise den von seiner Burg aus den Wienern zugefügten Schaden auf seinen Burgvogt Elias zu schieben, der dafür im rothen Thurm zu Wien sein Leben zubringen mußte, und er erhielt die Erlaubniß, die Burg wieder aufzubauen. Schnell muß dies geschehen seyn, denn schon im Jahre 1400 besuchte Herzog Albrecht IV die neu erbaute Veste. Als dieser und sein Bruder Wilhelm starben, entstanden Unruhen wegen der Vormundschaft über des Erstern Sohn Albrecht V. In diesen ging sie 1408 an die Partei Herzog Leopolds IV über, woraus man schließen mögte, daß sie damals landesfürstlich gewesen seyn müsse.

Reimprecht von Wallsee war 1413 im Besitze von Rauheneck. Seine geheimen Verbindungen mit den Gegnern Kaiser Friedrichs IV bewirkten, daß dieses, im Auftrage Friedrichs, vom Burggrafen Stückelberger auf Medling belagert und genommen ward. Im Laufe dieser unruhigen Zeiten gerieth Rauheneck auch in die Hände der damals unter dem Namen der „ungarischen Brüder“ berüchtigten Räuberhorde, so wie im Jahre 1463 in die eines gleich bekannten Räubers „Haag“, den man zwei Jahre später fing und aufknüpfte. Von hier an und bis zum Jahre 1528 sind die Besitzer von Rauheneck unbekannt, worüber man sich freilich nicht wundern darf, da

in diesem Zeitraum theils die Kriegsunruhen des Ungarnkönigs Mathias Corvinus durch die Besitznahme von Oesterreich, theils der Türkenkrieg fallen, in welcher zerstörenden und alles umkehrenden Periode so manche niedergeschriebene Nachricht verloren oder unverzeichnet vorüberging. Erst nach wiedergekehrter Ruhe und Ordnung, wo Jeder das ihm durch Gewalt entrissene Besitzthum wieder ansprach, tritt Christoph von Rauheneck im Jahre 1528 als Herr der Burg seiner Altvordern wieder auf. Mit ihm schließt sich aber auch gleich wieder die Reihe der bekannten Besitzer fast auf ein ganzes Jahrhundert, und erst 1617 erscheint der oben bei Rauhenstein schon vorgekommene Hans Paul Bayr von und zu Weikersdorf auf Rauhenstein, Rohr u. s. w. als ihr Eigenthümer. Seitdem gehörte Rauheneck zur Herrschaft Rauhenstein und hatte, mit dieser vereint, auch stets gleiche Besitzer. Ihr Verfall scheint am Schlusse des 17ten Jahrhunderts, zur Zeit der wieder ausgebrochenen ungarischen Unruhen oder des zweiten Türkenkriegs, begonnen zu haben. Nach einer über 150 Jahre alten Abbildung hatte es damals schon kein Dach mehr. Der vorhin erwähnte Christoph von Rauheneck scheint der letzte seines Geschlechts gewesen zu seyn. Man weiß von ihm nur, daß er im Jahre 1528 ein Stück Waldung, der Todtenkopf genannt, an die Stadt Baden verkaufte, um sich dafür eine, einem Ritter angemessene Rüstung anschaffen zu können, da er unter dem Panier Kaiser Karls V gegen die Osmanen mit zu Felde ziehen wollte.

Scharfeneck.

Dieser Burg, seit ein Paar Jahrhunderten schon in Schutt und Trümmern liegendes, unförmliches Mauergestein, gewahrt man, von Wald und Gebüschen überwachsen, in einiger Entfernung gegen Westen, auf gleicher Seite mit Rauheneck, von welchem es durch ein waldiges Nebenthal getrennt ist. Auch sie soll den Turso's ihre Entstehung verdanken und namentlich dem Radewolt von Turso, welcher unter Ludwig dem Frommen, 815 sie, vielleicht als ein Nebenwerk von Rauhenstein erbauete. Ihre Geschichte ist durchaus dürftig, und zuverlässige Nachrichten davon findet man erst im Jahre 1456, wo die Grafen von St. Görgen und Bazin zugleich mit Berchtolsdorf sie bis 1460 besaßen. Das ist aber auch alles, denn wann sie zerstört wurde, und warum? das sind Fragen, deren Beantwortung auch keine einzige der vielen Chroniken Oesterreichs beantwortet. Man sollte hieraus fast auf die wenige Bedeutsamkeit dieser Burg schließen können, da doch die Schicksale des nachbarlichen Rauhensteins und Rauhenecks nicht unaufgezeichnet blieben.

Es giebt von diesen drei Burgen gewiß vielfache und gute Abbildungen, doch vermag ich nichts Näheres darüber anzugeben. Nur die von Haldenwang zu „Ho-

ser's Naturschönheiten und Kunstanlagen der Stadt Baden 1811" gelieferten, kenne ich als vorzüglich. Dieses Werk, Schultes Ausflüge nach dem Schneeberge, Sartori Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums 4ter Bd., und v. Sickingen Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns 5r Bd., haben zu vorstehendem Aufsatze den Stoff geliefert.

ſen's Naturſchönheiten und Kunſtanlagen der Stadt Baden 1811" gelieferten, kenne ich als vorzüglich. Dieſes Heft, Schultes Ausflüge nach dem Schneeberge, Sartori's Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des öſterreichiſchen Kaiſerthums (der 2te,) und v. Sickingen's Darſtellung des Erzherzogthums Oeſterreich unter der Enns (5 Bände) können, zu entſprechendem Ausfluge den Stoff verſchaffen.

41.

Mansfeld

im preuß. Regierungsbezirk Merseburg.

Tief verschüttete Basteien mahnen
An der Vorzeit kriegerische Pracht;
Um den Thurm, wo Schwerter blitzten,
Kreis't der Dohlen reger Schwarm;
Längs dem Wall, wo Stärkre Starke schützten,
Breitet Epheu seinen kalten Arm.

F. Krug von Nidda.

41.

Mansfeld.

Kaiser Heinrich, wahrscheinlich der vierte oder fünfte, hielt sich einst in seinem Pallaste zu Wallhausen in der goldenen Aue auf. Da trat einer seiner Mannen zu ihm, und sprach:

„Herr! schenkt mir ein Stück Feldes zum Eigenthum, das an die goldene Aue grenzt, und so groß ist, daß ich es mit einem Scheffel Gerste umsäen kann."

Der Kaiser lächelte ob der seltsamen Bitte, und bewilligte sie sogleich. Er würde dem Ritter das Doppelte bewilligt haben, hätte er darum gebeten, denn er liebte ihn persönlich als einen guten Gesellschafter, und als braver Soldat war er ihm viel werth und brauchbar.

Der Ritter — sein Name ist verloren gegangen — nahm nun einen Scheffel Gerste, und umsäete damit die Grenzen der nachherigen Grafschaft Mansfeld. Neidisch sahen dies die übrigen Mannen oder Lehnsträger des Kaisers mit an, und da sie meinten, er habe die Erlaubniß ihres Herrn durch eine unerlaubte Deutung gemiß-

mißbraucht, so eilten sie, dem Kaiser es zu hinterbringen. Aber der Kaiser sprach:

„Gesagt ist gesagt. Das ist und bleibt nun des Mannes Feld!"

Mannes-Feld, Mansfeld; da hätten wir ja einmal die Entstehungsgeschichte eines Ländernamens aus der frühesten Zeit, so klar, als es nur möglich seyn kann, abgeleitet! Doch, wenn auch dieses Histörchen nichts anders ist, als eine liebliche Dichtung des Volks, so bleibt es doch immer ein sonderbarer Zufall, daß sich im gräflich Mansfeldschen Wappen Gerstenkörner befinden. Die Heraldiker haben zwar Wecken daraus gemacht, allein es sind Gerstenkörner. Wie diese da hineingekommen, wie lange sie schon darin sind, und ob sie auf Veranlassung jener altdeutschen Mythe hineinkamen, oder die Veranlassung zu derselben gaben, das sind Fragen, deren Beantwortung schwer seyn mgöte, uns jedoch hier nicht weiter aufhalten soll. Wappenforscher mögen das untersuchen und darüber entscheiden.

Gewiß ist, daß die Grafen von Mansfeld ein sehr altes Geschlecht waren. Peccenstein, ein alter Chronist, erzählt in seinem „Sächsischen Theater", daß schon im Jahre 542 ein Graf von Mansfeld, Hoier der Rothe genannt, am Hofe König Arthurs von England, und einer aus der Tafelrunde gewesen sey. Und Rixner in seinem Turnierbuche — worin freilich oft über die Grenzen der Wahrheit hinaus turnirt wird, — berichtet, daß Graf Otto von Mansfeld im Jahre 930, auf einem

Turnier in Magdeburg den besten Dank im Balgerennen verdient habe.

Beiden mögte es nun zwar etwas schwer werden, den Beweis für diese Angaben zu führen, denn auch das uralteste Geschlecht wird es nicht vermögen, seine Abstammung aus dem Zeitalter Karls des Großen, mit Urkunden beglaubigt, ableiten zu können; aber eins der ältesten deutschen Geschlechter, eins der angesehensten, reichsten und ausgebreitetsten, bleibt ganz unbezweifelt das der Mansfelder Grafen. Es wurde auch immer mit unter den edlen Geschlechtern aufgeführt, aus welchen die Sachsen ihre zwölf Vierherren und aus diesen in Kriegszeiten ihren Heerführer, ihren König oder vielmehr ihren Kriegsfürsten erwählten.

Ueber die Grafschaft Mansfeld, deren Namen die politische Geographie unserer Tage nicht mehr kennt, herrschte diese Familie. In viele Zweige zersplitterte sie sich, und auf mehrern Bergen dieses Ländchens sehen wir noch jetzt die Trümmer ihrer zahlreichen Wohnsitze. Nach und nach werden wir diese alle kennen lernen. Jetzt wollen wir mit ihrer Stammburg den Anfang machen.

Mansfeld, über dem Städtchen gleiches Namens, war einst eine weitläuftige, prächtige Burg, deren stolze Zinnen weit umher den Reichthum ihrer Besitzer verkündigten, und deren Festigkeit manches Heer anerkennen mußte. Jetzt ist sie eine schöne Ruine, und nur ein kleiner Theil des Ganzen wird, unter völlig veränderter Gestalt, noch erhalten und bewohnt.

Ich bestieg im Sommer 1811, vom Städtchen aus, den steilen, auf der andern Seite aber ganz flach ablaufenden Berg, der sie trägt. In der Mitte desselben schützen Anpflanzungen gegen die Sonnenhitze, und geleiten bis vor das äußere Thor, das seine Form, aus den Zeiten der gothischen oder altdeutschen Bauart, mit der unsers heutigen Geschmackes vertauschen mußte. Eine jetzt feststehende, sonst eine Zugbrücke, führt über den Wallgraben durch ein zweites Thorgewölbe, aus dem man auf den sehr großen Burghof tritt. Gerade vor sich sieht man ein neues bewohntes Gebäude, sonst aber umgeben den ganzen Schloßhof Ruinen — ein Kontrast, der dem Auge nicht wohlthut. Jenes bewohnte Gebäude errichtete im Jahre 1795 der verstorbene Oberbergrath Bückling. Er hatte das ganze Schloß nebst einiger Länderei für 800 Rthlr. und gegen Erlegung eines jährlichen Kanons von 126 Rthlr. erkauft, und von ihm rühren alle Veränderungen mit der Burg, so wie alle Anlagen um dieselbe, her. Jetzt ist sie in andern Händen, und ein Saal nebst einigen Zimmern in diesem Gebäude sind zu einem öffentlichen Vergnügungsorte eingerichtet.

Wenn man die Menge und Größe der noch im brauchbarsten Zustande sich befindenden Keller erblickt, so glaubt man gern, daß auf Mansfeld und von den alten Mansfeldern wacker gezecht sein müsse, wie immer von ihnen gesagt ist. Auch bezeugen die noch vorhandenen Verzierungen über den Eingängen in diese Bachustempel, wie sehr sie solche ehrten und der Dekorationen

werth hielten. Ueber einem der Keller ist folgendes in Stein gearbeitetes Basrelief: Zwei männliche Figuren, vielleicht Knappen, trinken aus großen Krügen, eine dritte schenkt ein, und eine vierte giebt das Genossene von sich, welches ein Hund wieder zu sich nimmt. Darüber stehen die Worte: Quid est, bapsi! *) Liebe zum Trunk, Rohheit des Geschmacks in der Verzierung und der Denkart jenes Zeitalters lesen wir verfeinerte Enkel deutlich in dieser Darstellung. Welcher Fürst, und wenn er es auch mit den Grafen von Mansfeld im Trinken aufnehmen könnte, mögte jetzt wohl seinen Weinkeller mit einem solchen offenen Bekenntnisse seiner Schwachheit schmücken lassen! — Ueber einem andern Keller thront der Weingott — der gräfliche Lare — auf einem Fasse, und schwingt fröhlich den Becher. Ueber ihm schwebt sein Titel: „Bachus deus vini." Luther, der sehr oft in Mansfeld war, dessen Eltern hier ein Haus hatten, über dessen Thür man auch die Buchstaben M. L. findet, und der von den Grafen zur Ausgleichung mancher Dissonanz in der Familie gebraucht wurde, machte ihnen einen Besuch. Da kam ihm auf der Wendeltreppe der Wein entgegengeflossen. „Nun, nun", rief er mit prophetischem Geiste und mit Unwillen den taummelnden Zechern zu: „ihr Herren dünget schön, da wird einmal brav Gras darnach wachsen!" Und — es wuchs Gras darnach!

*) Was ist's, ich habe getrinkt!

Die Kirche gehört noch zu den erhaltendsten Theilen der Burg, und war, ehe der Oberbergrath Bückling das Ganze umgestaltete, noch völlig brauchbar zu gottesdienstlichen Verrichtungen. Dieser Mann faßte die seltsame Idee auf, ihr das Dach zu nehmen und auf ihrem Gewölbe einen Garten anzulegen. Zur Hälfte wurde sie wirklich ausgeführt und das Dach weggenommen. Zur Gartenanlage kam es aber nicht. Er mogte wohl einsehen, daß die heftigen Stürme auf dieser gewaltigen Höhe der Vegetation der Gewächse entgegen seyn, ja selbst die hinauf geschaffte Erde wieder hinab werfen würden. Die Folgen des abgenommenen Daches zeigte sich bald, die Nässe drang durch das Gewölbe, und unfehlbar würde das Gebäude seinem Untergange entgegen gereift seyn, wäre es nicht späterhin mit einem Dache wieder versehen worden. Im Innern sind noch einige Grabdenksteine, von denen das des Grafen Günter IV brav gearbeitet ist. Ueber dem Altar hängt ein Gemälde, die Kreuzigung, Grablegung und Himmelfahrt Christi darstellend, das von Lukas Kranach seyn soll. Auch ist die Darstellung einer biblischen Geschichte beachtenswerth, weil ein Gefangener sie in seinem Kerker mit dem Taschenmesser in Holz schnitt, wofür ihm die Freiheit ward.

Hinter dem sogenannten Kavalierstande ist ein Behältniß mit einem eisernen Gitter, in welchem ein hölzernes Marienbild steht, das einen vergoldeten Zettel mit

der Inschrift: ave gratia plena, hält. Ueber demselben steht von außen: Hoyer G. u. H. Z. M. 1519. Hier befand sich auch ehedem ein Meßaltar, auf welchem das von fein polirtem Alabaster gearbeitete Bild Christi mit der Dornenkrone stand, welches Maria mit thränenden Augen in den Armen hielt. An diesem Altar waren Seitenflügel mit alabasternen Figuren geziert. Alles wurde aber vom Grafen Franz Maximilian, der sich einige Zeit auf diesem Schlosse aufhielt, seiner Schönheit und Seltenheit wegen mit nach Wien genommen.

Wenn die katholischen Grafen von der Bornstedtschen Linie sich auf dem Schlosse Mansfeld aufhielten, so versuchten sie es wohl, nach dem Gebrauche ihrer Kirche hier Gottesdienst halten zu lassen. Graf Karl Adam, als er 1658 etliche Wochen hier gewesen war, ließ Sonntags das Schloßthor verschließen, so daß weder Prediger noch Zuhörer aus der Stadt in die Kirche kommen konnten, ja er nahm sogar den Kirchenschlüssel an sich. Einstens ließ er Sonntags, als die Predigt angehen sollte, die Kirche für sich öffnen, und von seinem Pater Messe lesen, und der mansfeldsche evangelische Prediger mußte so lange warten, bis die Messe vorüber war. Da er dies öfter that, so beschwerte sich das Konsistorium beim Senior des Hauses, und da hatte dieser Unfug ein Ende, begann jedoch von neuem, als einige Zeit nachher Graf Franz Maximilian aus Wien sich hier aufhielt, der sogar durch einen Jesuiten, der zuvor die Kanzel und die Stufen des Altars mit Ruthen gestri-

chen hatte, hier katholischen Gottesdienst halten ließ. Früher hatten die Grafen ihren eigenen Hofdiakonus, der vor dem Schloßthore wohnte. Nachher wurde aber der Gottesdienst von den beiden Predigern der Stadt Mansfeld versehen, bis auch dies vor ungefähr funfzig Jahren aufhörte.

Ewig Schade bleibt es, daß man diesen Tempel, in welchem Luthers kräftige Stimme oft wiederhallte, verfallen läßt. Noch wäre es möglich, ihn mit nicht allzu großen Kosten wieder herzustellen, oder doch gegen den Andrang der Zerstörung zu schützen. Außerdem mögte er wohl in zehn Jahren nicht mehr zu erkennen seyn.

Im Schloßhofe findet man über der Thür eines Treppenthürmchens des Grafen Albrechts VII von Mansfeld Bild, in Stein. Es war dies sein Grabstein, der in der Mansfelder Stadtkirche auf seinem Grabe lag, von Bückling aber hier aufrecht stehend eingemauert wurde. An den vier Ecken desselben sieht man das Beichlingensche, Hohensteinsche, Altenborksche und Mansfeldsche Wappen.

Ein tiefer Brunnen liefert noch immer das vortrefflichste Wasser.

Wenn man vom Gewölbe der Kirche herab die ganze Ruine betrachtet, so kann man mit einem Blicke die alte Größe aus der Größe der Zerstörung entnehmen. Welch ein Umfang, welch eine Menge sich durchkreuzender Mauern, welche Steinmassen! Verirren könnte man sich

zwischen ihnen, wie in einem Labyrinthe — so weit umfassend, so ansehnlich war diese feste Burg eines Geschlechts, dessen ausgebreitete zahlreiche Aeste eben so wenig ein gänzliches Absterben ihres Stammes erwarten ließen, als daß die festen Zinnen Mansfelds sich je unterm Joche der Auflösung beugen würden, und doch ist beides geschehen.

Die Aussicht von dem Schlosse ist unbedeutend. Man sieht unter sich im Thale das Städtchen Mansfeld, von hohen schwarzen Schlackenbergen sonstiger Schmelzwerke, wie von Wällen umgeben, und ringsum eine Fläche kahler Hügel, in welche der Bergmann gleich dem Maulwurf alles umwühlte und große Halden tauben Gesteins zurückließ. Etwas freundlicher ist die Gegend im Thale der Wippra entlang, wovon man einen kleinen Theil übersieht.

Das Schloß Mansfeld erwähnt Helmbold, ein alter Historiker, schon im Jahre 981, indem er erzählt, daß das Land umher in des Kaisers Otto II Ungnade gefallen sey, weil es die Hunnen geduldet und verproviantirt habe. Die Entschuldigung, daß diese Lieferung von Lebensmitteln mit Gewalt eingefordert worden sey, wäre nicht für hinreichend gehalten, sondern das Land verwüstet und in die Acht erklärt worden. Bei dieser Gelegenheit wäre auch das Schloß zerstört. Spangenberg erwähnt in seiner Mansfeldschen Chronik, des Schlosses zuerst im Jahre 1082. Man wird hierüber

zu keiner Gewißheit kommen; wahrscheinlich ist es, daß es sehr früh da war, aber erst im zehnten und elften Jahrhundert, wegen der öftern Einfälle der Wenden, stärker befestigt wurde. Die Gestalt einer eigentlichen Festung erhielt Mansfeld späterhin, wahrscheinlich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit fingen die Grafen an, viele Kosten auf die Befestigung ihrer Stammburg zu wenden, und sich der damals berühmtesten Baumeister zu bedienen. Im Jahre 1517 ernannten sie deshalb eine Baukommission, und jeder der regierenden Grafen machte sich verbindlich, jährlich 200 Gulden gutes Geld zum Festungsbau herzugeben. Als Kaiser Karl V 1547 das Schloß belagern ließ, und es auch endlich, jedoch durch Kapitulation bekam, wurden zwei Jahre darauf die Festungswerke noch mehr verstärkt. Ein damals berühmter Baumeister, Christoph Stieler aus Magdeburg, leitete den Bau, wofür er guten Sold, ein neues Kleid, und freie Kost bekam.

Für die damaligen Zeiten war die Burg Mansfeld ausgezeichnet fest. Ringsum liefen doppelte sehr tiefe Graben, hohe Wälle, starke Mauern, und weitläufige Außenwerke, die nach Eisleben zu, auf der platten Seite, am stärksten waren. Es hatte Pulvermagazine, Lärmplätze, ein Zeughaus, doppelt befestigte Thore u. s. f.

In der Streitigkeit, welche Graf Albrecht VII von Mansfeld mit seinen Vettern hatte, und während des Feldzugs, den er mit dem Kurfürsten von Sachsen,

Johann Friedrich, machte, ließ er das Schloß wohl besetzt halten, und da er die gewöhnliche Besatzung desselben im Felde brauchte, so mußten Bürger von Eisleben ihre Stelle vertreten. Als dieser Graf 1545 vom Kaiser Karl V in die Acht erklärt, und sein Antheil an der Grafschaft seinen Vettern zugesprochen wurde, so baten diese den Kaiser, der eben in Halle war, um militärischen Beistand, um sich in den Besitz der ihnen zugetheilten Güter zu setzen. Der Kaiser, dem daran lag, diese Festung in seine Gewalt zu bekommen, bewilligte dies, und sendete ein Heer zur Eroberung. Nach vielen vergeblichen Versuchen, es zu erstürmen, kam es zu einer förmlichen Belagerung. Oft wurde die feste Burg zur Uebergabe aufgefordert, aber die Besatzung schlug es immer aus. Erst, als sie sich zu schwach fühlte, längern Widerstand zu leisten, und alle Hoffnung zum Entsatz verschwand, ergab sie sich, wie oben erwähnt, auf ehrenvolle und vortheilhafte Bedingungen.

Im Jahre 1575 wurde Mansfeld auch wieder belagert und eingenommen. Die Veranlassung dazu war folgende: Unter den Theologen damaliger Zeit herrschte ein höchst polemischer Geist. Man konnte sich nicht darüber vereinigen, ob man den Katholiken in einigen Nebendingen nachgeben, oder auf den Lutherischen Grundsätzen beharren solle. Melanchthon war zum Nachgeben geneigt. Ihn und seine Anhänger nannte man Interimisten und Adiaphoristen. Diesen widersetzte sich aber

Flacius Illyricus, der noch nebenbei die eigene Meinung von der Erbsünde hatte, daß sie als das moralische Erbübel im Menschen mit zum Wesen und zum Grundstoff der menschlichen Natur gehöre, Christus daher, der die menschliche Natur an sich genommen, nicht wahrhaftig unser Fleisch und Blut an sich genommen haben könne. Unter seine Anhänger zählte er auch den Magister Cyriacus Spangenberg, den mansfeldischen Historiographen. Die Eislebensche Geistlichkeit, die das strenge Lutherthum behauptete, focht ihn deshalb sehr an; die Grafen von Mansfeld, die ihn als einen brauchbaren Mann schätzten, nahmen ihn aber immer in Schutz. Auf einer Synode, die 1554 in Eisleben gehalten wurde, war Spangenberg auch. Hier ließ er es sich zu deutlich merken, daß er über die Erbsünde Flacianische Grundsätze hege. Man warnte ihn deshalb, es half aber nicht. Er vertheidigte sogar auf der Kanzel diese Grundsätze. Als sich nun gerade um diese Zeit unter den Grafen von Mansfeld eine Uneinigkeit entspann, wobei Spangenberg beiden Theilen nicht zugleich beipflichten konnte, so wurde die theologische Meinung Spangenbergs zum Vorwande genommen, ihn seines Amts zu entsetzen, und ihn des Landes zu verweisen. Um dies zu bewerkstelligen, ließ der Administrator von Magdeburg, Joachin Friedrich, am Neujahrsabend 1575 wirklich einige hundert bewaffnete Bürger aus Halle entbieten, um Mansfeld zu besetzen, und Spangenberg nebst seinen Anhängern zu arretiren. Es geschah; das Schloß,

wo Spangenberg war, wurde eingenommen, aber dieser war schon längst in Weibskleidern glücklich entkommen.

Im dreißigjährigen Kriege sah man vorzüglich die Wichtigkeit des Schlosses Mansfeld ein, und jede von den kriegführenden Partheien suchte sich desselben zu bemeistern. Dies zog dem Lande die größten Gefahren und die schrecklichsten Kriegsübel zu. Während dieses Kriegs ist es siebenmal eingenommen worden, aber nie mit stürmender Hand, entweder durch List, oder durch Kapitulation. Im Jahre 1630 nahmen es die Soldaten des Bischofs in Halle, der Administrator in Magdeburg war, durch folgende List ein. Am 7ten September zogen sie, unter Anführung des Obersten Bock, eines Halloren Sohn aus Halle, des Nachts von Querfurt, von sechs leeren Wagen begleitet, aus. Als sie nicht fern mehr von Mansfeld waren, legten sich die Soldaten auf die Wagen, und ringsum bedeckte man sie mit Spreusäcken. Unter den Schloßwächtern war kein Laokoon, der diese Nachbildung des trojanischen Pferdes näher zu untersuchen vorgeschlagen hätte, und da auf die Frage, was man bringe, dreist die Antwort erfolgte: Hafer vom Kloster Mansfeld; so passirten die Wagen ein. Kaum, daß die Hälfte auf dem Schloßhofe war, als die Verborgenen hervorsprangen, sich der Thore bemächtigten, bis die Reiterei nachkam, und das ganze Schloß mit Fußvolk und Reitern besetzt wurde.

Im Jahre 1631, nach der Eroberung Magdeburgs, lagerte sich die kaiserliche Armee auf ihrem Rückzuge in dem Wiesenthale bei Burgörner, und der Generalstab war auf dem Schlosse Mansfeld. Der kaiserliche Kommandant des Schlosses hieß Hartmann. Er war zuvor Trompeter gewesen, hatte sich durch tollkühne Streiche was man oft Tapferkeit nennt, emporgehoben, verläugnete aber auch den Charakter solcher aus der Tiefe heraufgeklimmter Personen nicht. Er war barsch und stolz gegen Untergebene, anmaßend und herrschsüchtig gegen jedermann. Bei solchen Eigenschaften, die noch obenein das Kriegsglück begleitete, ließ sich freilich kaum ein erträgliches Schicksal für Schloß und Stadt Mansfeld erwarten. Und so war es. Die Bürger der Stadt mußten ungeheure Lieferungen thun. Bei der Schloßkirche ließ er ein großes Stück Mauer aufführen, wozu die Einwohner der Gegend umher die Materialien liefern und fröhnen mußten. Was nicht gutwillig gegeben wurde, ließ er mit Gewalt nehmen. Getreide, Lebensmittel, Betten, Tischzeug, Kessel, Geräthe aller Art, alles ließ er nehmen, auf das Schloß bringen, und kein Mensch erhielt jemals etwas davon zurück. Der Graf Wolfgang von Mansfeld, kaiserlicher Generalmajor und Kriegsrath, war auch auf dem Schlosse, und mußte allen diesen Unbilden Hartmanns ruhig mit zusehen. Ob er's gern that? — wir wollen's glauben, aber freilich stimmt sein übriges Benehmen nicht damit überein. Er ließ nämlich nach der Eroberung Magdeburgs alle Kanonen um das

Schloß dreimal abfeuern, und auch von der Garnison Freudensalven geben. Er ließ ferner einen großen Vorrath Kriegsmunition hinaufschaffen, und sogar Kanonen daselbst gießen. Seine große Zuneigung znm österreichischen Hause bewirkte dies alles. Er schmeichelte sich, wenn die Schlacht bei Leipzig, der man damals entgegen sah, für des Kaisers Armee glücklich ablaufe, er mit der Erhebung in den Fürstenstand belohnt werden würde. Allein er täuschte sich. Nach der Leipziger Schlacht besetzten die Schweden sein Schloß. Im folgenden Jahre, 1632, überließen diese es den kursächsischen Truppen, mittelst Kapitulation. Die Wichtigkeit des Postens war aber zu einleuchtend, als daß sie sich nicht hätten alle Mühe zu seiner Wiedererlangung geben sollen. 1636 schon machten sie den ersten Versuch dazu, aber umsonst. Drei Jahre nachher belagerten sie es ernstlich, und beschossen es elf Wochen lang. Der sächsische Hauptmann von Schaller, Kommandant davon, vertheidigte sich aber so tapfer, daß sie nichts ausrichten konnten. Der schwedische General Wrangel, welcher die Belagerung geführt haben soll, und der Oberste, Erich Hanssohn, legten an drei verschiedenen Orten Minen an, ließen unter andern die große Bastei, der Stadt gegenüber, auf funfzehn Ellen untergraben, Pulver darunter bringen, und sprengen. Ungeachtet nun dadurch eine große Oeffnung entstand, so wurde doch nichts ausgerichtet, denn die Garnison wurde immer durch Landvolk verstärkt, und vertheidigte sich aufs tapferste. Darauf legten die Schwe-

den eine neue Mine an, wodurch sie dem Schloßbrunnen so nahe kamen, daß man den Versuch machen wollte, durch einen mit Gift gefüllten Sack das Wasser zu vergiften, und auf diese Art die Besatzung zu tödten. Aber dieses schändliche Vorhaben wurde durch eine Gegenmine entdeckt, und der Giftsack gefunden. Man hat ihn eine lange Zeit zum Andenken auf dem Zeughause im Schlosse aufbewahrt. Als endlich Torstensohn von Halberstadt aus über Mansfeld zog, mußte Schaller der Uebermacht weichen. Er übergab das Schloß auf eine ehrenvolle Kapitulation. Der schwedische Oberst Weiße wurde nun Kommandant darauf, der die ganze Gegend umher entsetzlich drückte und unerschwingliche Brandschatzungen erhob.

Im Jahre 1642 belagerten es die Kaiserlichen wieder. Ein Italiener, Don Matthäus, Freiherr von Moncado, kommandirte die Belagerung, konnte aber nichts ausrichten. Weiße spottete seiner auf alle Art. Er ließ seine Soldaten am hellen Tage am Schloßberge um die Festung spatzieren. So oft eine feindliche Kugel auf die Mauern traf, ließ er den getroffenen Ort im Angesichte des Feindes mit einem Flederwisch abkehren. Und, dem Italiener zum Hohn, ließ er eine Ziege in Seidenzeug nach italienischer Art kleiden, mit Bändern schmükken und den Schloßberg hinabgehen, um sich den Belagerern zu zeigen. Moncado war darüber äußerst aufgebracht. Er ließ in der folgenden Nacht, unweit der hintersten Bastei, auf dem sogenannten Coventsberge, einen

Schnell-

Schnellgalgen aufrichten, und die Ziege in ihrem Schmucke daran hängen. Als dies Weiße am andern Morgen gewahr wurde, ließ er den Galgen umhauen und sammt der Ziege den Berg hinabstürzen. Hierauf zog Moncado beschämt mit seinen Truppen ab. Es wiederholte zwar kurz nachher ein Oberst Koch mit seinem neugeworbenen Regimente, in Verbindung mit dem sächsischen Oberstwachtmeister Rinkard, die Versuche, das Schloß einzunehmen, Weiße war aber auf seiner Hut, und da er von dem schwedischen General Königsmark Verstärkung erhielt, so mußten auch diese Feinde wieder abziehen.

So war die Burg und Veste Mansfeld während des langwierigen dreißigjährigen Kriegs ein steter Zankapfel aller Partheien, und für das Land eine wahre Geißel.

Als am 14. Oktober 1648 der westphälische Friede geschlossen war, ließ der damalige Kommandant des Schlosses, Georg Wendler, ein geborner Schottländer, alle Kanonen um die Festung zu drei verschiedenen Malen abfeuern, und die Garnison Freudensalven geben. Sein Nachfolger im Amte, der Oberst Otto Welseky, räumte am 12. August 1650 dem Grafen Christian Friedrich von Mansfeld das Schloß wieder förmlich ein, und übergab ihm die Schlüssel dazu. Die Spuren der vielfachen Belagerungen waren da überall in den Ruinen mancher Gebäude sehr stark zu sehen.

Im Jahre 1663 ließen die Grafen von Mansfeld eine Kompagnie Soldaten zu Fuß, als ein Reichskontingent, gegen die Türken werben, welche der Sohn des Obersten Hötensleben auf dem Schlosse in den Waffen übte. Wegen besorglicher Kriegsunruhen wurde dieses, auf Anordnung des Administrators des Erzstifts Magdeburg, als Lehnsherrn der Grafen, mit Mannschaft, Proviant und sonstigen Kriegsbedürfnissen versehen, die Festungswerke größtentheils wieder hergestellt, und eine magdeburgsche Besatzung blieb hier bis zur Zerstörung derselben im Jahre 1674.

Als nämlich im Jahre 1672 in Leipzig ein obersächsischer Kreistag gehalten wurde, trugen die mansfeldschen Stände auf die gänzliche Vernichtung der Festungswerke von Mansfeld an, weil das Land die Kosten ihrer Erhaltung und der Besatzung nicht mehr aufzubringen im Stande, und es bei neuen kriegerischen Ereignissen abermaligen Verheerungen durch diese Festung ausgesetzt sey. Der Erzbischof von Magdeburg fand, so wie der Kurfürst von Sachsen, nichts Bedenkliches bei der Gewährung dieser Bitte; und da auch die Grafen selbst einwilligten, die Stände sich, die Kosten zu tragen, erboten und gleich 4500 Rthlr. zusammenbrachten, so wurde die Schleifung der Werke beschlossen.

Der Anfang wurde am 1sten Junius 1674, durch 400 Bauern und dreißig Bergleute gemacht. Sie rissen zuerst das vor dem Schloßthore angelegte starke Ravelin,

dann die Mauern an den Graben der vordersten Bastei, der Stern genannt, nieder, wozu sie sich, wegen der Stärke und Festigkeit der Mauern, des Pulvers bedienen mußten. An der großen Bastei gegen Eisleben zu, die Katze genannt, fand man eine zugemauerte Thür, und nach Eröffnung derselben noch eine starke eiserne Thür mit fünf größern Schlössern. Man öffnete auch diese, und fand in einem Gewölbe verschiedene Todtengerippe. Es ist sehr zu bedauern, daß man bei dieser Schleifung keine Aufmerksamkeit auf die sehr wahrscheinlich an mehrern Orten angebrachten Jahrzahlen und Inschriften gewendet hat, wodurch man Aufschlüsse über die Erbauung des Schlosses und der Festungswerke erhalten haben würde. Man sieht noch jetzt Spuren der gewaltsamen Zerstörung, besonders an der hintern Seite, wo ganze Wände der gesprengten Mauern in dem um das Schloß laufenden Graben liegen, welche weder Gewalt noch die Zeit zerbröckelt haben. Wenn man bedenkt, daß diese Veste nicht auszuhungern war, da sich die Besatzung das nöthige Getreide selbst in den Ringmauern derselben bauen konnte, da ihr in dem sehr tiefen und noch jetzt gangbaren Brunnen das reinste Wasser quoll, und sie sich durch die nach Eisleben und nach der Stadt Mansfeld unter der Erde weg laufenden fahrbaren Gänge, von welchen nur die Eingänge noch zu sehen sind, alle Lebensmittel verschaffen konnte; so war es freilich in damaligen Zeiten nicht unbillig, wenn man so nachdrücklich auf ihre Zerstörung drang. Bei der jetzigen

Kriegsverfassung würden freilich nur wenige Stunden erforderlich seyn, das Schicksal einer solchen Festung entschieden zu sehen.

Vor der Demolition war die Burg mit mehrern Kanonen besetzt, welche alle das mansfeldsche Wappen führten. So soll auch auf der Bastei, die Katze genannt, ein großes Stück Geschütz gestanden und den Namen: die wilde Katze, geführt haben. Auf der andern Bastei, gegen Leimbach hin, stand aber das größte Stück Geschütz, welches durch seine Ablösung das ganze Wipperthal mit Schrecken erfüllte, und, gleich der Bastei, der Fuchs genannt wurde.

Die Grafen von Mansfeld hatten mehrentheils auf diesem Schlosse neben den fremden Besatzungen und Kommandanten auch ihre eigenen Burggrafen und Kommandanten. Diese hatten der großen Tafelstube gegenüber ihre Wohnung auf dem Vorderorte, welche auch daher noch, so lange dieses Gebäude stand, die Kommandantenstube hieß. Jene, die Burggrafen, wohnten über dem äußersten Thore.

Mansfeld war das vorzüglichste Schloß unter sechzehn Schlössern der Grafen. Es bestand eigentlich aus mehrern, nach damaliger Art prächtigen Gebäuden, welche ein großes Dreieck bildeten. Die Façaden desselben hießen Vorder-, Mittel- und Hinterort, und die Linien der Bewohner nannten sich hiernach die Vorder-, Mit-

tel- und Hinterortsche Linie. Als die Grafschaft durch den Ankauf mehrerer Herrschaften und Güter und durch Erbschaften sich immer mehr erweiterte, wurden auch die in den regierenden Familien damals noch überall üblichen — zu ihrer Verarmung nur zu oft hinführenden Theilungen immer häufiger. Im Jahre 1475 entstanden die Vorder- und Hinterortschen Linien, wovon die letztere sich wieder in die Mittelortsche oder Schraplauische und Hinterortsche theilte, und die erstere sogar in sechs verschiedene Zweige sich ausbreitete. Graf Ernst II hatte unter zwei und zwanzig Kindern elf Söhne, wovon sechs die Bornstedtsche, die Eislebensche, die Friedeburgsche, die Arnsteinsche, die Arternsche, und die Heldrungensche stifteten. Ungeachtet dieser vielen Linien und der starken Anzahl Köpfe, deren die Familie im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts drei und siebenzig zählte, war sie doch schon hundert Jahre später bis auf die eine Linie, die Bornstedtsche, zusammen gestorben.

Mit dem Entstehen dieser Linien gingen auch die vielen Schlösser in der ganzen Grafschaft hervor, sonst die Residenzen, jetzt Ruinen, Brauhäuser und Kornmagazine. In Eisleben, Mansfeld, Querfurt, Heldrungen, Arnstein, Schraplau, Friedeburg, Seeburg, Artern, Bornstedt und Leimbach, überall findet man noch die Reste ihrer Wohnsitze.

Jene dreifachen Residenzen im Mansfelder Schlosse unterschieden sich auch durch die Farbe. Der Vorderort

war roth, der Mittelort gelb, und der Hinterort blau angestrichen. Es hat sich von diesen drei Sitzen der Vorderort am längsten erhalten, von dem Mittel- und Hinterorte war nur das Mauerwerk übrig geblieben. Durch das Sinken der Familie, durch die Zerrüttung ihrer Finanzen, und durch die Verwüstungen, welche dieses Schloß im 30jährigen Kriege erlitt, war es fast unmöglich geworden, diese Gebäude wieder herzustellen und im Stande zu erhalten. Der Graf Hans Georg der dritte, welcher der letzte von der Eislebenschen oder Lutherischen Linie und auch der letzte Graf war, der hier wohnte, starb 1710 auf dem Vorderorte. Er ließ absichtlich die übrigen Wohnungen eingehen. Auf dem Mittelorte befand sich ein großer Saal, welcher der goldene Saal genannt wurde, und im Hinterorte waren nach der Aussage alter Mansfelder Bürger (die im Jahr 1726 noch lebten) die Zimmer mit wohlriechendem, wahrscheinlich Zedernholze, ausgetäfelt, welches durch das ganze Schloß einen sehr angenehmen Geruch verbreitete. Der Vorderort enthielt sehr ansehnliche Gebäude. Dieser Sitz wurde vom Grafen Hoyer VI, Kaiser Karls V geheimen Rath und Ritter des goldenen Vließes, 1518 erneuert und verschönert. Sein Wappen, in Stein gehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert, ehemals stark vergoldet, steht noch über dem Eingange desselben zu beiden Seiten mit der Umschrift: Hoyer G. u. H. z. M. 1518. Er ließ damals auch den Thurm über dem Eingange bauen, das Dach dessel-

ben mit Kupfer belegen, und den Knopf auf demselben mit einem vergoldeten Greifen zieren. Das Seitengebäude über dem innersten Thore, das nicht mehr vorhanden ist, hat Johann Gebhard, Kurfürst von Cöln und Graf zu Mansfeld, inne gehabt. Ueber dessen Eingange stand sonst der Name und Titel dieses Grafen. Jetzt ist an die Stelle der, oben schon erwähnte, Grabstein Albrechts VII eingemauert worden.

Für das sogenannte Wahrzeichen des Schlosses hält man einen Mönchs- und einen Nonnenkopf, wovon der erste unweit des Thors, wenn man nach der sogenannten Mine zu geht, unter dem Erker der ehemaligen Kommandantenstube in der Mauer, der andere bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon, daß eine Nonne mit einem Mönche vornehmen Geschlechts in unerlaubtem Umgange betroffen und auf dieses Schloß in Verwahrung gebracht wären; der Mönch habe sich vom Schlosse hinabgestürzt, die Nonne in der sogenannten dunkeln Kammer erhängt, wo man den Ort und den Strick noch lange gezeigt. Ihre Bildnisse wären darauf zum Gedächtniß in Stein gehauen und an benannten Orten aufgestellt worden. Außer dieser Sage haftet auch die noch auf der Mansfelder Burg: daß der Ritter St. Georg ein Graf von Mansfeld gewesen sey, und am Burgberge den Lindwurm erlegt habe, daher dieser noch der Lindberg heiße. Wahrscheinlicher mögte es wohl seyn, daß Linden, welche

hier stehen und vielleicht immer da standen, zu diesem Namen die Veranlassung gaben. Der St. Georgs-Ritter galt aber früherhin für den Schutzpatron der Grafschaft Mansfeld, daher ihm auch die Stadtkirche in Mansfeld geweihet war.

Die Grafschaft Mansfeld, zur Zeit des Flors der besitzenden Familie, war leicht noch einmal so groß, als sie beim Erlöschen derselben war und noch jetzt ist, wo sie 14½ Quadratmeilen Flächeninhalt enthält. Sie gehörte zum obersächsischen Kreise, war ursprünglich reichsunmittelbar, dann preußisches und sächsisches Lehen, welche beide Häuser, nach dem Erlöschen der Grafen, davon Besitz nahmen. Sachsen erhielt den größern, Preußen den kleinern Theil. Letzteres kam aber im Jahre 1815, mit dem von Sachsen abgerissenen Theile, ganz in den Besitz derselben. Der Flor des kleinen Landes war in früheren Zeiten, besonders durch die Kupferbergwerke, höchst blühend. Es gab eine Zeit, wo siebenzehn Schmelzhütten im Gange waren, und in einem Jahre wurden einmal 18000 Centner Kupfer geseigert. Dennoch reichten die Einkünfte der Grafen nie zu. Die zu große Familienvermehrung, die daraus entspringende Zerstückelung des Landes, der Verlust der Reichsunmittelbarkeit, die mit vielem Aufwande verknüpften Ehrenstellen, welche sie an kaiserlichen und königlichen Höfen bekleideten, und endlich die vielen Kriege, und besonders der dreißigjährige, während dessen sie selbst ein gro-

ßes Korps unterhielten, stürzten die Grafen nach und nach in ein Labyrinth von Schulden, aus denen sie sich nie wieder herausgefunden haben. Schon im Jahre 1570 fing die Sequestration über einen Theil des Landes an, und 1690 war sie über das ganze, durch Preußen und Sachsen, angeordnet, während welcher jedes Familienglied, zu seinem Unterhalt, nur 1000 Fl. erhielt. Die ganze Schuldenlast belief sich so hoch, daß die jährlichen Interessen allein 123,285 Fl. betrugen. Zwar bekam Graf Heinrich Franz I von der Bornstedtschen Linie in demselben Jahre das Fürstenthum Fondi im Neapolitanischen vom Könige Karl II von Spanien geschenkt, was ihm auch die deutsche reichsfürstliche Würde verschaffte; allein es war, als ob ein widriges Geschick über diesem Geschlechte waltete; denn auch um diese Besitzung wurden sie betrogen, indem Fürst Heinrich Paul von Mansfeld sie der Entlegenheit wegen im Jahre 1751 an das neapolitanische Haus Sangro für 200,000 Dukaten verkaufte, aber nie einen Pfennig von der Kaufsumme ausgezahlt erhielt.

Von den beiden letzten Linien starb die eine 1710, die andere 1780 aus. Die Zweige der letztern, der Bornstedtschen, lebten schon lange im Oesterreichischen, wo sie auch Besitzungen hatten. Der letzte Graf und Fürst von Mansfeld, Joseph Wenzel, starb auf eine schmählige Art. Er wurde im Wagen eine jähe Tiefe hinabgestürzt und zerschmettert. Man hat lange Zeit diese Todesart

verheimlicht und ihn an einem Lungengeschwüre sterben lassen.

Unter allen Mansfelder Grafen hat sich Graf Hoyer der erste, am bekanntesten gemacht. Er lebte am Ende des 11ten und zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, ist der erste wissentliche Stammvater der Mansfelder und war Kaiser Heinrichs V oberster Feldherr. Von diesem erhiele er 1114 das Herzogthum Sachsen, dessen Fürsten, weil sie seine Freunde nicht seyn wollten, Heinrich geächtet hatte, besaß es jedoch nur wenige Monden; denn in der bekannten und unglaublich grausamen Schlacht, welche die gegen Heinrich verbündeten deutschen Fürsten diesem bei dem Welfsholze, 1½ Stunde von Mansfeld *), am 1. Februar 1115 lieferten, wurde Hoyer, der das kaiserliche Heer anführte, gleich zu Anfang vom Grafen Wiprecht von Groitsch erstochen. Er war ein tapferer Krieger seiner Zelt, zu seinem großen Schaden aber dem Kaiser sehr zugethan. Der Sage nach starb seine Mutter vor seiner Geburt, daher er aus dem Leichnam geschnitten wurde. Diese Cäsarische Geburt soll ihn veranlaßt haben, von sich zu sagen:

Ich Graf Hoyer ungeboren
Hab noch keine Schlacht verloren.

*) Nach Einigen soll sie zwischen Quedlinburg und Hoym vorgefallen seyn.

Man findet in Münzsammlungen noch mansfeldsche Thaler vom Jahre 1524 mit der Umschrift: G. Hoiger ūgeborn H. N. K. S. Ylorn., die wahrscheinlich ihm zum Andenken geprägt seyn mögen.

* * *

In Merians Topographie von Obersachsen befindet sich eine Ansicht des Schlosses Mansfeld, woraus man die Größe, die Schönheit und den bedeutenden Umfang desselben entnehmen kann. Eine neuere theilt Niemanns Geschichte der Grafen v. Mansfeld, 1834, mit.

Als benutzte Quellen nenne ich: Spangenbergs Mansfeldsche Chronik; Peccensteins theatrum Saxonicum; Müllers Streifereien in den Harz, Weimar 1800; die Annalen der Grafschaft Mansfeld von 1806 und 1807, und die Mittheilungen eines längst verstorbenen achtungswerthen Staatsdieners in Mansfeld.

Ende des zweiten Bandes.

Staatl. Bibliothek Bamberg

Halle,
Druck der Gebauerschen Buchdruckerei.

Gottschalck, Kaspar Friedrich,

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

Bd.: 2

1837

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Top.o.547(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11754959-4